This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

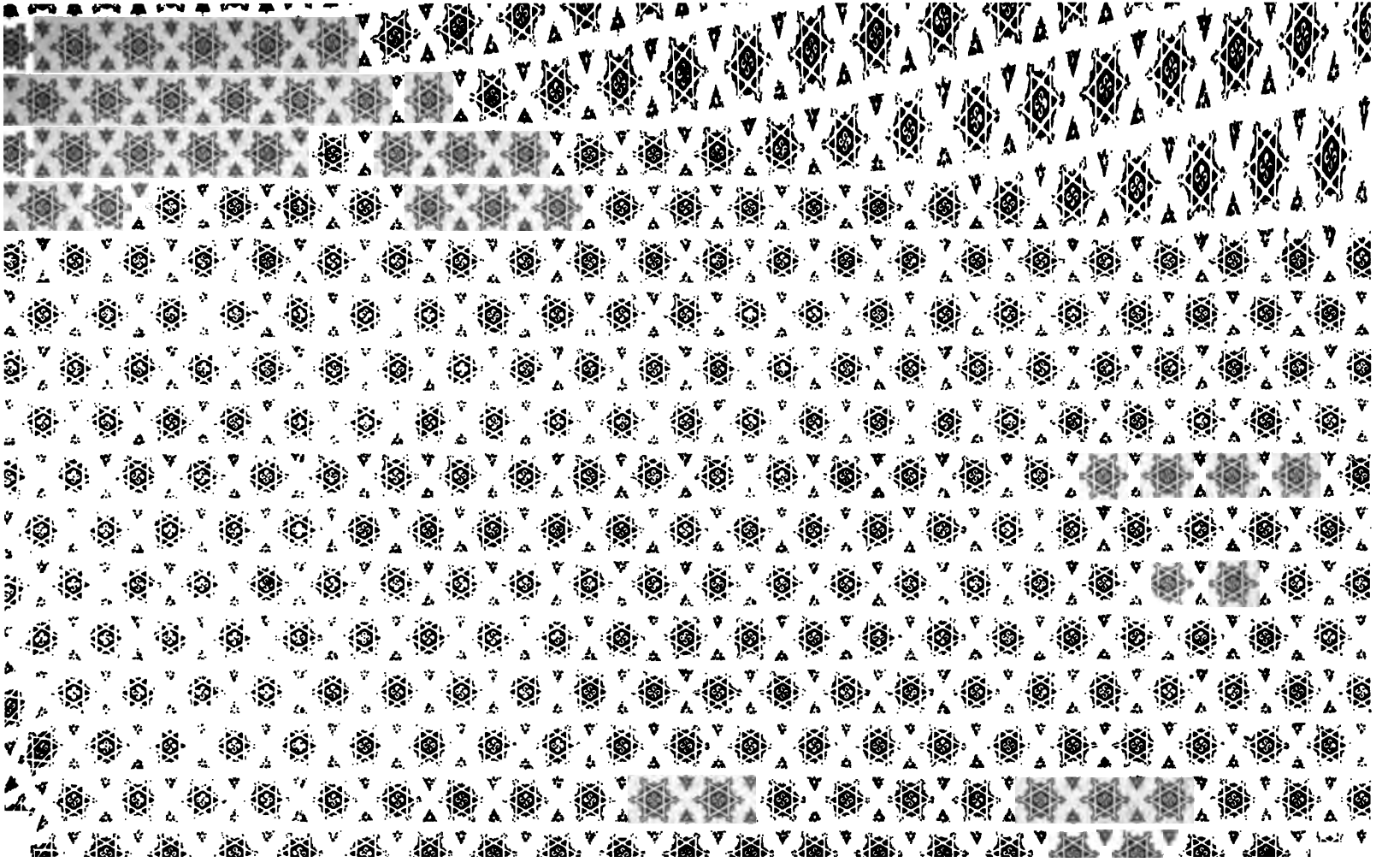
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 965,489

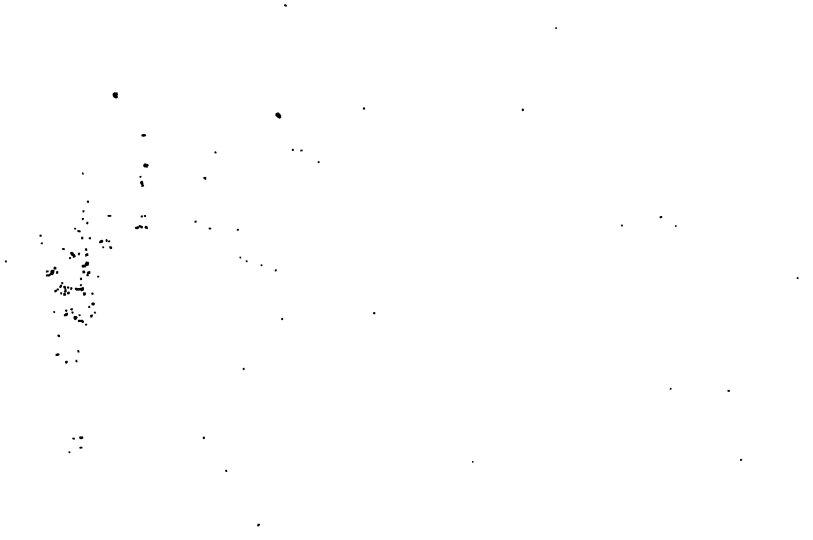
1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



838
B730
W9

Gottfried August Bürger.

Nach dem Ölgemälde von Fiorillo im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hermann Althof in Weimar.



Gottfr. Aug. Bürger.

Sein Leben und seine Werke

von

Wolfgang von Wurzbach.

Mit 42 Abbildungen.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
THEODOR WEICHER.
LEIPZIG 1900.

Gottfried August Bürger.

12603

Sein Leben und seine Werke

Von

Wolfgang von Wurzbach.

Mit 42 Abbildungen.

Leipzig.
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1900.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis mehrjährigen Studiums und sorgfältiger Verwertung aller auf Bürger Bezug nehmenden Veröffentlichungen und hat den Zweck, weiteren Kreisen ein umfassendes und wahrheitsgetreues Bild von dem Lebensgange und dem litterarischen Schaffen des Dichters zu geben.

Die dem Buche beigegebenen Illustrationen haben lediglich die Aufgabe, dem Leser die wichtigsten Persönlichkeiten aus dem Freundeskreise Bürgers und die Originalausstattung der heute höchst seltenen ersten Ausgaben seiner Werke vor Augen zu führen. Für die Beistellung derselben ist der Verfasser dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Wiener Stadtbibliothek, besonders dem Direktor derselben, Herrn Regierungsrat Dr. Carl Glossy in Wien, sowie Herrn Professor Dr. Hermann Althof in Weimar und Herrn k. k. Hofschauspieler Hugo Thimig in Wien zu Danke verpflichtet.

Es gereicht dem Verfasser zu besonderer Befriedigung, hervorheben zu können, dass der Name derselben Verlagsbuchhandlung auf dem Titel erscheint, welche seiner Zeit die Originalausgaben von Bürgers Dichtungen publizierte, und deren damaliger Inhaber in pietätvoller Weise die irdische Ruhestätte des Dichters vor dem Vergessen bewahrte. Verleger und Verfasser hoffen mit dem vorliegenden Werke einer Schuld des deutschen Volkes gegenüber seinem grössten Balladendichter nachgekommen zu sein.

Wien, im April 1900.

Wolfgang von Wurzbach.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III
Einleitung 1

Erster Teil. Bürgers Jugend. 1748—1772.

I. Im Vaterhause und auf der Schule zu Aschersleben und Halle a. S. 1748—1763 5
II. Theologische Studien zu Halle a. S. 1764—1768 16
III. Juristische Studien in Göttingen. 1768—1772 22
IV. Freundeskreis in Göttingen. 1768—1772 31
V. Erste litterarische Thätigkeit in Göttingen. 1768—1772 . . . 40
VI. Bewerbung um die Amtmannsstelle. 1772 56

Zweiter Teil. Der Amtmann Bürger. 1772—1784.

VII. Die ersten Jahre amtlicher Thätigkeit. 1772—1774 65
VIII. Die deutsche Ballade und Romanze vor Bürger 73
IX. Bürgers Ideen über Volkspoesie 80
X. „Lenore". 1773 88
XI. Die erste Heirat. 1774 105
XII. Amtsüberdruss. 1774—1776 112
XIII. Bürger und die Familie Leonhart. 1776—1778 120
XIV. Krankheit und Sorgen. 1777—1779 131
XV. Juristerei und Poesie. 1774—1778 138
XVI. Die erste Ausgabe der Gedichte und der Musen-Almanach. 1778 bis 1779 147
XVII. Übersetzungen. 1774—1778 159
XVIII. Appenrode. 1780—1782 173
XIX. Bürger und Molly. 1779—1782 180
XX. Niederlegung der Amtmannsstelle. 1782—1784 189
XXI. Litterarische Thätigkeit. 1780—1784 200

Dritter Teil. Bürger in Göttingen. 1784—1794.

		Seite
XXII.	Übersiedlung und zweite Ehe. 1784—1786	219
XXIII.	Lehrthätigkeit. 1784—1789	231
XXIV.	„Vorgefühl der Gesundheit". 1789	243
XXV.	Die zweite Ausgabe der Gedichte (1789) und litterarische Thätigkeit. 1785—1790	255
XXVI.	Das Schwabenmädchen. 1789—1790	275
XXVII.	Die dritte Heirat. 1790	287
XXVIII.	Eine unglückliche Ehe. 1790—1791	294
XXIX.	Zerwürfnis. 1791—1792	307
XXX.	Scheidung (1792). — Elisens weitere Schicksale	319
XXXI.	Polemik und letzte Dichtungen. 1791—1794	330
XXXII.	Einsamkeit. 1792—1793	343
XXXIII.	Letzte Krankheit und Tod. 1793—1794	353
XXXIV.	Schluss	362
XXXV.	Litteratur	371
Register		375

Verzeichnis der Abbildungen.

Tafel		Zu Seite
I.	G. A. Bürger (nach dem Ölgemälde von Fiorillo)	Titelbild
II.	G. A. Bürger (Silhouette)	2
III.	Bürgers Geburtshaus — Bürgers Wohnhaus in Wöllmershausen	10
IV.	Chr. Ad. Klotz (nach einem Stiche von Stock 1771)	20
V.	J. W. L. Gleim (nach einem Stiche von Bollinger)	30
VI.	J. E. Biester (nach dem Stiche von J. Laurens)	38
VII.	H. Chr. Boie (Silhouette)	56
VIII.	Die beiden ersten Strophen der Lenore in Bürgers eigenhändiger Niederschrift	88
IX.	„Lenore" (gest. v. Cl. Kohl) — „Lenardo u. Blandine" (gest. v. Cl. Kohl) — „Lenore" (gest. v. Chodowiecki)	102
X.	Auguste Bürger und Dorette Bürger (nach den Gemälden von H. F. L. Mathieu, 1774)	110
XI.	A. M. Sprickmann (Silhouette)	126
XII.	„Die Entführung" (gest. v. Cl. Kohl) — „Bruder Graurock u. die Pilgerin" (gest. v. Chodowiecki) — „Die Weiber von Weinsberg" (gest. v. Chodowiecki)	144
XIII.	„Gegenliebe" (gest. v. Chodowiecki) — Titelkupfer der 1. Ausgabe (v. Chodowiecki) — „Des Schäfers Liebeswerbung" (gest. v. Chodowiecki)	152
XIV.	F. L. Graf zu Stolberg (Jugendbild aus Lavaters Sammlung) .	168
XV.	Auguste Bürger und Dorette Bürger (nach Pastellgemälden von Molly, 1781)	186
XVI.	Illustrationen zu Bürgers Macbeth-Übersetzung (gest. v. Chodowiecki)	208
XVII.	G. A. Bürger (Silhouette)	216
XVIII.	Elisa v. d. Recke (nach einem Stiche von C. Henne)	248
XIX.	„Das Lied vom braven Mann" (gest. v. Chodowiecki) — Titelkupfer der 2. Ausgabe (v. J. H. Meil) — „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" (gest. v. Chodowiecki)	258
XX.	A. W. v. Schlegel (nach einem Stiche von Zumpe)	266

Tafel		Zu Seite
XXI.	G. A. Bürger (nach dem Stiche von Riepenhausen, 1789) . . .	276
XXII.	„Mamsell La Regle“ (gest. v. Hofmann) — „Der Hund aus der Pfennigschenke“ (gest. v. Lips)	288
XXIII.	Dr. L. Chr. Althof (nach einem Ölgemälde)	304
XXIV.	Elise Bürger als Kleopatra (nach einem kolorierten Stiche) . .	326
XXV.	L. F. G. v. Goeckingk (nach einem anonymen Stiche)	348
XXVI.	Bürgers Vollmacht an den Bürgermeister von Aschersleben behufs Verkauf seiner Äcker	356
XXVII.	Das alte und das neue Bürger-Denkmal in Göttingen	368

Einleitung.

Die Persönlichkeit des Dichters der „Lenore" bietet ein doppeltes Interesse. In litterarhistorischer Beziehung sehen wir in Bürger eines der bedeutendsten Genies seines Jahrhunderts, in psychologischer war er ein eigenartiger, ungewöhnlicher Charakter, der seine merkwürdigen Schicksale zum grossen Teile selbst verschuldet hat.

Bürgers litterarische Stellung ist unzählige Male gewürdigt worden, und frühzeitig hat man in ihm denjenigen erkannt, der die deutsche Volkspoesie aus mehr als hundertjährigem Schlummer zu neuem Leben erweckte. Das Erscheinen der „Lenore" (1774) bezeichnet den Beginn einer neuen Ära in der deutschen Litteratur, und die ursprüngliche Gewalt des Ausdrucks, die plastische Gestaltungskraft der Phantasie, welche in diesem Werke Bürgers den Leser hinreissen, sind von keinem späteren Dichter übertroffen worden. Seit dem Ausgange des dreissigjährigen Krieges, der alles geistige Leben in Deutschland erstickt hatte, war keine bedeutende Individualität mehr hervorgetreten, und volkstümliche Poesie flackerte nur in spärlichen Flämmchen hie und da auf. Im 18. Jahrhundert beherrschten den deutschen Parnass zuerst Gottsched und sein Anhang, später Klopstock, Gleim, Ramler, Gessner und andere Nachahmer antiker und moderner Vorbilder. Wir begreifen Friedrich den Grossen, wenn er es verschmähte,

sich in seinen Schriften der deutschen Sprache zu bedienen. Wohl führte Lessing schon damals seine kritische Feder, aber erst der praktischen Reformation der deutschen Poesie war es vorbehalten, einem neuen Geiste Eingang zu verschaffen. Von den gleichen Tendenzen wie Bürger war Goethe beseelt, dessen Götz von Berlichingen in demselben Jahre entstand, wie die „Lenore".

Auch über Bürgers Leben ist viel geschrieben worden, besonders über sein Verhältnis zu seiner Schwägerin Molly in der Zeit seiner ersten Ehe und über seine unglückliche Verbindung mit dem Schwabenmädchen Elise Hahn. Aber noch hat man der Gesamtbiographie des Dichters nicht jene umfassende Aufmerksamkeit gewidmet, welche anderen Heroen deutscher Poesie zu teil wurde, noch hat man nicht die ganze Tragödie dieses traurigen Daseins heraufbeschworen. Sie ist erschütternd, gleichviel ob durch Bürgers eigene Schuld oder ob durch eine Verkettung unglücklicher Umstände. Andere, deren die Geschichte heute mit Stolz gedenkt, mögen noch herbere Schicksale erfahren haben als er, aber das Gemütsleben keines Dichters war wohl tiefer aufgewühlt, und nie haben Klagen eines verwundeten Herzens ergreifender an das Ohr der Nachwelt geschlagen. Wenn unsere Zeit auch teilnahmsloser und kälter geworden ist, so ist es doch noch heute unmöglich, sich bei der Lektüre von Bürgers Gedichten und Briefen des tiefsten Mitgefühles zu erwehren, und wer den Lebenslauf dieses Mannes kennen lernt, wird nicht ohne Wehmut erfahren, in welchen Untiefen von Elend, Kummer und Sorgen ein so grosses Talent seinen kläglichen Untergang fand.

Gottfried August B[illegible]

Gottfried August Bürger.

Nach einer Silhouette in Ernst Kroker „Die Ayrerische Silhouettensammlung" (Leipzig, Dieterich 1899).

Erster Teil.

Bürgers Jugend.

1748—1772.

I.

Im Vaterhause und auf der Schule zu Aschersleben und Halle a. S.

1748—1768.

Geburt — Familie — Kindesjahre zu Molmerswende — Schule zu Aschersleben — Pädagogium zu Halle a. S. — Niemeyer und Leiste.

Gottfried August Bürger wurde in der Sylvesternacht des Jahres 1747 zu Molmerswende in der Herrschaft Falkenstein, Bistum Halberstadt, geboren. Das Kirchenbuch nennt als Datum seiner Geburt den 31. Dezember 1747, aber der Dichter setzte später einen Ehrgeiz darein, behaupten zu können, dass er in der ersten Stunde des Jahres 1748 geboren sei, und in seiner Familie beging man deshalb stets den 1. Januar als seinen Geburtstag. Denselben Tag nennt die Inschrift auf seinem Grabsteine, welche somit den authentischen Angaben der Pfarregister widerspricht. Es sollte wohl eine Vorbedeutung damit zu verknüpfen sein, dass der Reformator der deutschen Volkspoesie unter den Glockenklängen eines neuen Jahres zur Welt kam, da auch sein Auftreten den Beginn einer neuen Ära bezeichnete.

Es dauerte lange, bis der Name von Bürgers Geburtsort richtig festgestellt wurde. Die abenteuerlichsten Verunstaltungen kamen zu tage, denn Molmerswende hat ausser Bürger keinen bedeutenden Mann hervorgebracht, und nur den Gerichtsbehörden war es als eines der berüchtigtesten Schmugglerdörfer bekannt. Der Vater des Dichters, Johann Gottfried Bürger (geboren

1706), zur Zeit der Geburt seines Sohnes bereits ein Mann von 42 Jahren, war Prediger in diesem verlassenen Flecken. Die Verhältnisse, in welchen der Knabe heranwuchs, mögen recht kümmerliche gewesen sein; die Pfarre warf jährlich ca. 160 Thaler ab, wovon eine Familie von fünf, zeitweilig sechs Köpfen ernährt werden sollte. Eigenes Vermögen besass die Familie wohl nicht, und wenn Bürgers väterlicher Grossvater, Johann Heinrich Bürger als „Frei- und Rittersasse" in dem benachbarten Dorfe Pansfelde genannt wird, so darf man sich durch den hochtrabenden Titel nicht blenden lassen. Er war lediglich Pächter eines Asseburgschen Gutes. Das Bürgerhölzchen, die Bürgerbreite u. a. erinnern dort noch heute an ihn. Einige Unterstützung dürfte der Familie hingegen von dem mütterlichen Grossvater des Dichters, dem Hofesherrn oder Spitalprovisor Jakob Philipp Bauer zu Aschersleben zu teil geworden sein, der auch in Bürgers weiteren Schicksalen eine bedeutende Rolle spielt.

Bürgers Vater war, wie der Dichter selbst versichert, ein guter ehrlicher Mann, aber er liebte seine Bequemlichkeit und seine Pfeife Tabak so sehr, dass er immer erst einen Anlauf nehmen musste, wenn er ein Viertelstündchen auf den Unterricht seines Sohnes verwenden sollte. Er war seit 1742 mit Gertrud Elisabeth Bauer (geboren 1718) in nichts weniger als glücklicher Ehe vermählt. Diese war eine jähzornige, boshafte, neidische, derb sinnliche Natur. Ihr Sohn nennt sie eine Frau von ausserordentlichen Anlagen und meint, sie wäre bei gehöriger Kultur die berühmteste ihres Geschlechts geworden, sagt aber selbst, dass sie kaum schreiben konnte. Ihr Mann hatte unter ihrem Jähzorn sehr zu leiden; wiederholt lief sie ihm davon, er aber war stets gutmütig genug, sie zurückzuholen. Ihre Redensart: „die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert, nur eine Stelle sei noch leer und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen", soll noch heute zu Molmerswende in der Erinnerung der Leute fortleben. Der Zorn gegen ihren Gatten war wohl auch der Grund, warum sie die Kirchenakten der Pfarre mit Vorliebe für häusliche Zwecke verwendete. Bürger wäre vielleicht nicht

schlimmer gefahren, wenn er in der That — wie er selbst meinte — von der Mutter einige Anlagen des Geistes, vom Vater aber den Charakter geerbt hätte. Er war jedoch in hohem Grade leidenschaftlich und aufbrausend wie seine Mutter, und die phlegmatische Natur des Vaters scheint sich bei ihm nur in einer gewissen Scheu vor amtlichen Arbeiten geäussert zu haben.

Mit Bürger wuchsen drei Schwestern heran: Henriette Philippine (geboren 1744), Friederike Philippine Louise (geboren 1751) und Johanna Dorothea (geboren 1756). Die letztgenannte starb im Alter von 16 Jahren (1772); mit den beiden anderen, besonders aber mit Friederike, der Mutter des Dramatikers Adolf Müllner, einer ganz vortrefflichen Frau, stand Bürger zeitlebens in herzlichen Beziehungen.

Die Taufe des Knaben fand am 4. Januar 1748 statt. Einige angesehene Leute aus der Umgebung fungierten als Pathen. Wir erwähnen von denselben bloss den Pastor Samuel Joachim Kutzbach aus Pansfelde, da Bürger in seinem Hause den ersten Unterricht genoss, und man in ihm auch den Vater von „des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" erkennen wollte. Die Familie Kutzbach scheint in etwas besseren Verhältnissen gelebt zu haben als die Bürger'sche, wenigstens wissen wir, dass sie ein Paar stattliche Pferde besass. Wenn sie mit diesen zu Besuche angefahren kamen, soll Bürgers Mutter eine Beute des blassen Neides geworden sein, und es nur mit Mühe über sich gebracht haben, dem Knechte den zu ihrer Fütterung nötigen Hafer zu geben. Der alte Pfarrer Kutzbach wollte deshalb seine Pferde fürder in der Schenke versorgen lassen. Eine Konferenz aller Pastoren der Gegend, welche zur Schlichtung des Streites einberufen wurde, entschied jedoch, dass es beim alten bleiben solle.

In Anbetracht der spärlichen Einkünfte, welche die Pfarre Molmerswende abwarf, wünschte der Vater Bürgers schon längst an einen besseren Platz versetzt zu werden. Dieser Wunsch schien im Jahre von Bürgers Geburt seiner Erfüllung entgegen zu gehen; er wurde damals als Adjunkt nach Westorf versetzt. Die Anwartschaft schien sehr günstig, denn der damalige Pfarrer

Caspar Abel war ein hinfälliger Greis von 73 Jahren. Bürgers Mutter fügte bei dem Verlassen des Pfarrhofes von Molmerswende geschwind noch allen Bäumen heimlich einen Schaden zu, weil sie dieselben dem Nachfolger nicht gönnte. Die Exspectanz in Westorf zog sich jedoch in die Länge, der hinfällige Greis hatte ein sehr zähes Leben. 15 Jahre nach dem Antritt seines Adjunkten träumte ihm einst — er war Visionär — dass er nach einem weiteren halben Jahre sterben werde, was auch wirklich eintraf. So konnte der Vater Bürgers endlich, am 15. Januar 1764, zu Westorf seine Antrittspredigt halten.

Die Erziehung, welche der Knabe im Hause seiner Eltern genoss, sowie die Umgebung, in welcher er aufwuchs, trugen dazu bei, ihn zum Naturdichter, nicht zum Gelehrten heranzubilden. Gerade um Molmerswende ist die Natur geeignet, durch ihre Schönheiten den schlummernden poetischen Sinn zu wecken; ein lieblicher Wechsel zwischen Hügeln und Niederungen, mächtige Wälder und stille Thäler charakterisieren jene Gegend. Ein tieferes Stilleben, sagt unser Gewährsmann, könne man sich nicht denken, als das sich dem Auge biete, wenn man von dem Fenster von Bürgers Geburtsstübchen auf die grünenden Gärten und Obstbäume hinblickt, welche sich zur Seite der Kirche ausbreiten. Bürger suchte schon als zehnjähriger Knabe mit Vorliebe die Einsamkeit dieser Wälder auf, und das Bangen, welches bei eintretender Dämmerung oder bei Mondenschein den Wanderer im Walde zu befallen pflegt, soll ihm nach den Worten seines Arztes und Biographen Dr. Althof eine sehr angenehme und erschütternde Empfindung verursacht haben. Damals prägte sich seiner Seele jene düstere Scenerie der Natur ein, welche seinen Gedichten eine so unheimlich-gespenstische Physiognomie verleiht.

Da sich der Vater wenig um den Unterricht der Kinder bekümmerte, wundert es uns nicht, wenn Bürger bis zum zehnten Jahre kaum mehr als deutsch lesen und schreiben gelernt hat. Lange bevor er jedoch in die Regeln der Grammatik eingedrungen, war er mit der Bibel und dem Gesangbuche vertraut. In der ersteren liebte er besonders die historischen Bücher, die

geheimnisvolle Apokalypse, die Propheten und Psalmen; seine Lieblingslieder, die er bald vollständig auswendig wusste, waren: „Ein' feste Burg ist unser Gott", das ihn wie er noch kurz vor seinem Tode versicherte, oft zu hoher Begeisterung gestimmt, „Du, o schönes Weltgebäude", „Es ist gewisslich an der Zeit", „O Ewigkeit, Du Donnerwort" u. a. Schon damals dichtete er, und wenn er sich auch begreiflicherweise manchen Verstoss gegen die Grammatik zu Schulden kommen liess, so waren diese Produkte einer kindlichen Muse doch metrisch fehlerfrei. Auf dieses metrische Feingefühl, das sich bei ihm so früh zeigte, und das ihn nie verlassen hat, that sich Bürger mit Recht viel zu gute. Trotzdem, und dies ist wohl seinem Mangel an Interesse für die Schulgelahrtheit zuzuschreiben, sollen ihn seine Eltern für einen „erzdummen Jungen" gehalten und von seiner Zukunft wenig erwartet haben.

Für Latein zeigte er gar keine Anlagen. Unter der dürftigen Anleitung seines Vaters brachte es der Knabe trotz aller Schläge, die an ihn verschwendet wurden, nicht dazu, das vielgenannte Wort „mensa" zu deklinieren, und das Lehrbuch von Donat, das er zu studieren hatte, war ihm ein Gräuel. Vater und Mutter überhörten ihn abwechselnd aus demselben. Da es so nicht ging, schickte man ihn eine Zeit lang täglich zu dem Informator der Kinder eines benachbarten Pfarrers — wahrscheinlich sind hierunter die Kutzbachschen gemeint — mit denen er fortan zusammen das Latein erlernen sollte. Jene waren ihm jedoch sehr voraus, und während der Lehrer mit ihnen den Virgil las, kämpfte Bürger — diesmal nach der Langeschen Grammatik — noch mit den ersten Schwierigkeiten der Deklinationen. Da er dabei mit Begierde die von der Lektüre seiner Mitschüler abfallenden „Virgil-Brocken" auffing, hat er die Deklinationen nie recht gelernt. Ebenso ging es, als sich einige Zeit später der Vater dazu aufraffte, mit ihm den Cornelius Nepos zu übersetzen; da ihm jener Wort für Wort auf deutsch vorsagte, verstand er zwar den Sinn, nicht aber die Konstruktion des Originals. Übersetzte Bürger in späterer Zeit aus den klassi-

schen Sprachen, so ermangelte er niemals, seine Freunde zu versichern, dass er es nur aus Geldmangel thue, und dass er bei seinen Übersetzungen kräftig aus seinen Vorgängern schöpfte, wissen wir. Nicht dasselbe gilt von seinen Kenntnissen der modernen Sprachen, welche er sich in der Universitätszeit und zum Teil noch später aneignete.

Bürger wurde daher 1759, im Alter von elf Jahren auf die Stadtschule zu Aschersleben, zwei Meilen von seinem Geburtsorte, wo auch der Grossvater Bauer domizilierte, geschickt. Man sollte glauben, dass er sich in dieser neuen Umgebung wohl gefühlt habe, da die Pflege des lutherischen Gesanges dort die Hauptsache war. Die Schüler fungierten sogar amtlich bei Leichenkondukten, und Bürger dürfte damals gelernt haben, die Flöte zu spielen, die er in seinen späteren Schuljahren sehr liebte, die ihm aber dadurch verleidet wurde, dass eine Menge Mitschüler „zur Linken und Rechten über und unter, hinter und vor ihm, die Flöte blasen lernten und Tag für Tag ihm die Ohren darauf voll dudelten".*) Verschiedene Streiche, die er sich zu Schulden kommen liess, veranlassten seinen unfreiwilligen Abgang von der Stadtschule nach kaum einem Jahre. Der Knabe verfertigte nämlich ein beissendes Epigramm auf den „ungeheuren Haarbeutel" eines Primaners, was eine Prügelei zur Folge hatte. Bürger erhielt als autor rixae von dem Rektor Georg Wilhelm Aurbach, dem späteren Amtsnachfolger seines Vaters in der Predigerstelle zu Westorf, tüchtige Schläge. Nicht genug daran, verging er sich darauf an dem Rektor selbst, indem er dessen Perrücke gleichfalls zum Gegenstande eines Spottgedichtes machte. Die Züchtigung, welche Bürger von jenem zu Teil geworden, veranlassten seinen Grossvater gegen den Rektor, der übrigens als ein rechtschaffener, echt deutscher Mann bezeichnet wird, bei dessen Vorgesetzten Klage zu führen, und er soll auch Genugthuung erhalten haben. Aber der junge Bürger wurde trotzdem

*) Anmerkung Bürgers zur Vorrede der zweiten Ausgabe seiner Gedichte 1789.

Bürger. Wohnhaus zu W[illegible]

Bürgers Geburtshaus, das Pfarrhaus zu Molmerswende.

Bürgers Wohnhaus zu Wöllmershausen.

am 25. August 1760 von der Stadtschule relegiert. Der Grossvater schickte ihn nun nach Halle, wo er das Pädagogium besuchen sollte.

Auf diesem wurde er am 8. September 1760 auf Kosten des Grossvaters Bauer rezipiert. In der altrenomierten, von A. H. Francke gestifteten Anstalt, an welcher auch Salis, Contessa und Houwald studiert hatten, scheint Bürger sich zum ersten Male ernsteren Studien hingegeben, und die Grundlage zu seinen Kenntnissen gelegt zu haben. Das Pädagogium stand damals unter der Leitung des strengen, aber gerechten Johann Anton Niemeyer (geb. 1723, gest. 1765), der sich in der Geschichte der deutschen Pädagogik einen Ehrenplatz gesichert hat. Ein strenger Lutheraner, hielt er darauf, dass alle Bewohner seiner Anstalt, von den Professoren und Scholaren angefangen bis zu den Dienern herab, keinen Finger breit von dem Wege echter Frömmigkeit abwichen. Die cura animarum der Lehrer auf den Stuben, fleissige Andachtsübungen, ein strenges intolerantes Fernehalten nicht orthodoxer Gedanken lagen ihm vor allem am Herzen. Seine pietistische Gläubigkeit charakterisiert die folgende Thatsache. Als einst in der Kasse, trotzdem sie seit dreizehn Quartalen nicht revidiert worden war, und trotz bestimmt vorgefallener errores calculi, alles stimmte, rief er aus: „Der erbarmende Gott muss wohl Fehler im Subtrahieren durch Fehler im Addieren ausgeglichen haben; er hat seine verborgene Aufsicht und Regierung dabei gehabt!“

Niemeyer nahm an Bürger persönlichen Anteil, und manch' eine Aufzeichnung des sorgsamen Inspektors verrät, dass er sich mit dem Knaben nicht wenig beschäftigte. So schreibt er ca. ein Jahr nach Bürgers Rezeption: „Bürger, des alten Herrn Provisors Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich grossen Stolz.“

Merkwürdigerweise nennt er ihn stets den „kleinen“ Bürger; wir lesen in dem amtlichen Buche: „der kleine Bürger ist krank“, „dem kleinen Bürger sind 4 Thaler gestohlen“ und der „kleine“ heisst er auch noch bei seinem Abgange von der Anstalt als

16jähriger Primaner. Seine Erscheinung muss demnach etwas unansehnliches gehabt haben; sein Freund und Landsmann Goeckingk, welcher auf dem Pädagogium sein College war, vergleicht ihn in jenen Jahren mit einem jungen Rehe, erzählt jedoch, dass er mit kräftigem Arme den Federball über das Dach des Pädagogiums schleuderte.*) Trotz dieser für einen Jungen von Bürgers Alter vielversprechenden gymnastischen Leistung war sein Gesundheitszustand kein ungestörter. Er litt im Sommer 1761 an Blutauswurf, im Jänner 1762 am roten Friesel.

Im Laufe der drei Jahre (bis Michaelis 1763), welche Bürger auf dem Pädagogium zubrachte, haben nicht weniger als 17 praeceptores ordinarii an seiner Erziehung, teils kürzere, teils längere Zeit, gearbeitet; es waren meist tüchtige, erprobte Schulmänner, und sie dürften Bürger endlich über die Schwierigkeiten im Lateinischen hinweggeholfen haben. Sein Lieblingslehrer war Christian Leiste (geb. 1738, gest. 1815), damals ein junger Mann von einigen 20 Jahren; seine Spezialfächer waren Physik und Naturgeschichte, und man verdankt ihm ausser Abhandlungen geometrischen und geographischen Inhalts eine wertvolle Verbesserung der Luftpumpe (seine diesbezügliche Schrift erschien 1772). Seit 1766 an der herzoglichen grossen Schule zu Wolfenbüttel thätig, wurde er von Lessing, welcher seine Kenntnisse hochschätzte, wiederholt zu Rate gezogen. Leiste unterrichtete zu Halle ausser in den Naturwissenschaften zeitweilig auch in französischer, griechischer und lateinischer Sprache, und von ihm empfing der angehende Dichter viele Anregungen. Leiste stellte mit seinen Schülern Übungen im Versemachen an, indem er ihnen z. B. Verse aus deutschen Dichtern in versetzter Ordnung gab, und sie dieselben wieder in die richtige, metrische Folge bringen liess. Er soll damals schon an Bürger und Goeckingk bedeutende Anlagen zur Poesie, bei ersterem eine spezielle Vorliebe für Volksdichtung entdeckt haben — wenn er in diesem Falle nicht post eventum geurteilt hat.

---

*) „Elegie auf Bürgers Tod" im Göttinger Musen-Almanach für 1796.

Der Einfluss Leistes auf Bürger hatte jedoch für diesen auch nachteilige Seiten. Bürger und Leiste waren verwandte Naturen; nach den Aufzeichnungen des gewissenhaften Niemeyer mangelte dem jugendlichen Lehrer der pädagogische Ernst älterer Schulmänner. Ein halbes Jahr nach Antritt seines Lehramtes bezeichnet ihn Niemeyer, der seine Geschicklichkeit als Lehrer und die Vorzüge seines Genusses nie verkennt, als: „gewaltig leicht, ungesetzt, und unordentlich" und rügt sein häufiges Zuspätkommen. Einmal giebt Leiste seinen Inspizienden das Taschengeld auf zwei Wochen voraus, was zu verschiedenen Abnormitäten führt; er unternahm auch gerne grössere Touren mit den Scholaren, die diesen nicht immer zuträglich waren; auch spielte er mit ihnen auf der Hinterstube Dame, wobei einige derselben anfangs Dezember 1762 von dem wachsamen Niemeyer ertappt wurden, was diesem grossen Kummer bereitete. Leiste versicherte dem Inspektor zwar, er erlaube es nie, dass um Geld gespielt werde, und das Damespiel sei überhaupt ein sehr gottgefälliges, weshalb es auch im Kloster U. L. Frauen zu Magdeburg, wo er (Leiste) erzogen wurde, gestattet gewesen; trotzdem konnte sich Niemeyer von seinem Schrecken lange nicht erholen. Bürger aber ist zeitlebens ein leidenschaftlicher Spieler gewesen, und die Passion für l'Hombre hat ihn viel Geld gekostet, welches er meist schuldig blieb.

Gegen Bürgers Aufführung auf dem Pädagogium verlauten wenige Klagen; er soll zwar hin und wieder mutwillige Streiche verübt haben, die ihm kleine Züchtigungen zuzogen, doch habe sich dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude geäussert. Dass er zu Halle, wie später an anderen Orten, im Karzer sass, wollen wir als bewiesen annehmen, obwohl es manche Litterarhistoriker für eine Anekdote halten.

In Halle machte Bürger rasche Fortschritte; er, der bis zu seinem zehnten Jahre nicht viel mehr als deutsch lesen und schreiben gelernt, und der gegen die Schwierigkeiten der lateinischen Formenlehre wiederholt erfolglos gekämpft hatte, wurde nach einem halben Jahre von dem gestrengen Niemeyer

im Latein, Griechischen und Deutschen nach Secunda inferior, in der Theologie, Geographie und Arithmetik nach Secunda, im Französischen nach Tertia versetzt. Zu Ostern 1763 ist er im Lateinischen und Griechischen eben nach Prima versetzt, in Mathematik, Geschichte und im Französischen ist er noch in Secunda.

Am 24. Juli 1761 konnte Bürger, der ein Jahr zuvor „mensa" noch nicht zu deklinieren wusste, auf dem „Actus", einer Art öffentlicher Produktion, bereits ein selbstverfertigtes lateinisches Carmen („Non titulos sed merita esse aestimanda") recitieren. Bei diesen Actus scheint sich der kleine Bürger überhaupt als strebsamer Schüler fleissig beteiligt zu haben. So hält der Dreizehnjährige bereits am 29. Jänner 1761 eine deutsche Rede „contra eos qui contumeliose maledicunt", ein Thema, das er später unzählige Male in neue Formen gekleidet hat. Häufig macht sich in seiner Stoffwahl der Einfluss Klopstocks bemerkbar, was um so auffallender ist, als Niemeyer diesen Dichter als nicht orthodox mit scheelen Augen ansah. Am 1. und 2. April 1762 schildert Bürger im Verein mit dem Scholar v. Schmiedeberg in einem deutschen Gedichte das „Concilium patrum et angelorum in monte Golgatha", und bei dem grossen Feste am 18. und 19. April 1763, durch welches das Pädagogium die Feier seines 50jährigen Bestandes sowie des Abschlusses des Hubertsburger Friedens beging, trug Bürger eine wohl auch in Klopstockscher Manier abgefasste, selbstgedichtete Ode vor, in welcher er den Frieden und den grossen König feierte. Noch kurz vor seinem Abgange, bei dem am 29. und 30. September 1763 abgehaltenen Examen, besang er in einer anderen Ode „Christum in Gethsemane". Von all' diesen poetischen Versuchen ist jedoch nichts auf uns gekommen.

Obwohl Bürger auf dem Pädagogium im Laufe dieser drei Jahre mit mehr als hundert Jünglingen seines Alters zusammenlebte, scheint er sich damals mit keinem zu dauernder Freundschaft verbunden zu haben. Der einzige von seinen Kollegen, welcher im späteren Leben Bürgers eine Rolle spielt,ist der Dichter Leopold Friedrich Günther von Goeckingk (geb. 1748, gest. 1828)

Bürger und Goeckingk scheinen sich schon auf dem Pädagogium gut verstanden zu haben, ihre Lebenswege trennten sich jedoch, und erst viele Jahre später wurde die alte Bekanntschaft zwischen den Jugendfreunden wieder angeknüpft, die bis zu Bürgers Tode fortbestand. Seine Zimmergenossen waren im I. Semster die Scholaren von Hopfgarten und von Wagenschütz. Niemeyer sagt von ersterem, dass er „sehr schwach" sei und sich aus dem Wege zur Seligkeit eine Dornenhecke mache; der zweite war ein einziger Sohn aus sehr reichem Hause, und „da er noch mehr erwerben sollte, schrecklich geizig". Auf der Nebenstube wohnte der „Jeune étourdi" von Thümen, und ein späterer Amtsrat J. A. L. Honig. Von Michaelis 1761 bis Ostern 1762 teilte Bürger das Zimmer mit dem späteren preussischen Etats- und Kultusminister von der Reck und dessen Bruder. Niemeyer beurteilte den bedeutenderen der beiden als echter Schulmann schon damals ungünstiger. Auch der nachmalige Regierungsrat in Magdeburg, v. Vangerow, an dem Niemeyer „das schöne Gemüt", Gottesfurcht und Fleiss hervorhebt, wohnte eine Zeit lang mit Bürger zusammen. Ob der frühverstorbene Rudolphi, den Niemeyer „den liederlichsten Knaben von allen, die bei uns sind", nennt, und der auch Bürgers Stubengenosse war, auf diesen einen nachteiligen Einfluss übte, ist nicht sicher zu stellen.

Zu Michaelis 1763 verliess Bürger das Pädagogium plötzlich auf den Wunsch seines Grossvaters. Was diesen hierzu bestimmte, ist nicht bekannt, schwerlich schlechte Fortschritte des Enkels, denn wir sahen ja in Bürger einen fleissigen wohlgesitteten Scholaren. Der Knabe trennte sich auch nur schweren Herzens von der ihm liebgewordenen Anstalt. Am 5. September 1763 notiert Niemeyer: „Bürger, des alten Hospitalprovisors Bauers Enkel, bekam einen Brief, wie ich auch, von seinem Grossvater, dass er auf Michaeli weggehen sollte; es ist ein alter eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein halb Jahr lang und ist ungefähr fünfzehn Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte doch seine Stelle noch nicht vergeben; er wolle

beim Grossvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeschlagen."

Aus dem häufigen Auftreten Bürgers bei den „Actus", wie aus seiner raschen Beförderung geht deutlich hervor, dass man Bürgers Fähigkeiten auf dem Pädagogium zu schätzen wusste, und ohne Zweifel legte er hier den ersten soliden Grund zu seiner Bildung. Um so mehr wundert es uns, wenn er als gereifter Mann, wenige Jahre vor seinem Tode mit Geringschätzung auf seine Schuljahre zurückblickt, und zu seinem Arzte bemerkt, dass er durch Lehrer und Bücher in seinem Leben nichts gelernt habe, da er in den Lehrstunden nicht aufmerkte, und ausserdem zum Lesen keine Geduld hatte. Nichts von dem, was er in seinem späteren Leben erlernte, habe ihn die geringste Mühe und Anstrengung gekostet. Er wundere sich daher oft selbst, woher er die Kenntnisse habe; das meiste wäre ihm eben von ungefähr, bald hier, bald dort, wie von selbst, zugeflogen.

II.

Theologische Studien zu Halle a. S.

1764—1768.

Der Grossvater Bauer — Theologie und Philosophie — Bekanntschaft mit Klotz — Die Verbindung der Niedersachsen — Bürger studiert Jura.

Den Winter 1763 auf 1764 verbrachte Bürger im Hause seines Grossvaters zu Aschersleben. Durch seinen Arzt und Biographen ist uns überliefert, dass er die Feuersbrünste, von welchen dieser Ort am 4. Jänner und am 1. April 1764 heimgesucht wurde, in einem längeren Gedichte besang; ein siebzehn achtzeilige Strophen umfassendes Fragment lag Dr. Althof noch vor. Als Verfasser dieses Gedichtes antizipierte Bürger für sich bereits den Titel, welchen zu führen ihn erst der Besuch der Universität berechtigte, und nannte sich: „G. A. Bürger der freien Künste und Wissenschaften Beflissener". Als solcher wurde er am 26. Mai

1764 an der theologischen Fakultät der Universität Halle inscribiert. Jedenfalls war es der Wunsch des Grossvaters, dass Bürger sich der Gottesgelahrtheit zuwende, denn es ist kaum anzunehmen, dass ihn eine innere Stimme dazu trieb, dem Berufe seines Vaters zu folgen.

Kurze Zeit, nachdem Bürger die Universität Halle bezogen, starb sein Vater (14. September 1764) an der Ruhr. Er hatte das Amt, auf dessen Antritt er fünfzehn Jahre gewartet, nur wenige Monate verwalten können. Bürger gedenkt seines Vaters nirgends mit einem Worte, und keine Zeile hat uns den Schmerz des Dichters über diesen Verlust überliefert. Hatte schon bei Lebzeiten des alten Bürger der Grossvater Bauer die Erziehung des Enkels geleitet, so geschah dies nun umsomehr. Die Mutter Bürgers zog damals mit ihren drei Töchtern nach Aschersleben.

Obwohl Bürger einer Tradition zufolge als stud. theol. einmal in der Umgebung von Halle gepredigt haben soll, scheint ihn dieses Studium nicht lange gefesselt zu haben. Sicher ist, dass er bald nach 1765, in welchem Jahre Klotz nach Halle kam, sein Augenmerk nur mehr auf die früher von ihm so vernachlässigte klassische Philologie richtete. Damals verteidigte er unter Meusels Vorsitz mit Beifall eine Dissertation „De Lucani Pharsalia", und begann an einer reimlosen Übersetzung des „Pervigilium Veneris", auf welches Gedicht er noch wiederholt zurückkam, zu arbeiten, in der Absicht es zu kommentieren. Ein damaliger Kollege Bürgers, der spätere Jenenser Professor und Herausgeber der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung", Christian Gottfried Schütz (geb. 1747, gest. 1832) erinnerte sich eines Aufsatzes von Bürger in lateinischer Sprache, den er in Prof. Vogels' Disputatorium ventilierte, und nach dem er eher einen Professor linguarum orientalium, denn einen Dichter aus ihm prophezeit hätte.

Seine Vorliebe für Philosophie führte Bürger jedoch in Kreise, in welchen sich ein Theologe füglich nicht bewegen durfte.

Wir meinen hiermit seinen intimen Verkehr im Hause des oben erwähnten Professors Christian Adolf Klotz (geb. 1738,

gest. 1771), der infolge seines Lebenswandels in Halle sehr schlecht beleumundet war. Der Herausgeber der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften", der als Gelehrter von Lessing in den Augen von ganz Deutschland lächerlich gemacht wurde (auch Herder richtete gegen ihn das 2. und 3. Heft seiner „Kritischen Wälder"), gehörte zu jenen akademischen Lehrern, welche unablässig bemüht sind, durch eine aus jungen Leuten gebildete Klique für die Aufrechterhaltung ihrer Autorität, welche in ihrem Wissen keine genügende Stütze findet, zu sorgen. Klotz begünstigte seine Verehrer auf der Universität wie im täglichen Leben, unterstützte sie in ihren litterarischen und anderen Ambitionen, kurz er wurde ihr väterlicher Freund. An dem für klassische Studien begeisterten Bürger scheint er, wie wir in der Folge sehen werden, ganz besonderes Gefallen gefunden zu haben. In philologischer Hinsicht war dieser Verkehr — da Klotz immerhin über bedeutende Kenntnisse verfügte — für Bürger gewiss sehr schätzbar, umso nachteiliger war er für ihn in moralischer Beziehung, denn in Klotzens übelberüchtigtem Hause wurde der Grund zu Bürgers sittlichem Verfall gelegt.

Dies wird uns umso deutlicher, wenn wir bedenken, mit welcher seltenen Ergebenheit Bürger an diesem Manne hieng, wie aufrichtig er ihn verehrte, wie sehr er sich an ihn anschloss. „Sie sind mir Sokrates, Sie sind mir Plato", schreibt er ihm noch am 15. November 1767, nachdem er die Universität Halle schon verlassen hat. Und Klotz zeigt sich seinerseits in den Briefen an Bürger nicht weniger herzlich und zutraulich, als dieser ihm gegenüber. Circa fünf Jahre dauerten diese freundschaftlichen Beziehungen, bis Bürger in eine andere Umgebung kam und sein Augenmerk auf Dinge richten musste, denen Klotz ferne stand. Wie warm die beiden jedoch für einander fühlten, davon besitzen wir mehr als ein Zeugnis in dem Briefwechsel, der — mirabile dictu! — lateinisch geführt wurde. Der väterliche Freund und Gönner versicherte ihm stets von neuem: „Wie innig ich Sie liebe, können Sie kaum glauben! ..... Rechnen Sie sicher auf die Beständigkeit meiner Liebe und auf die be-

ständigste und sorgfältigste Beobachtung der Freundschaftspflichten."

Bürger, welcher der Theologie ohnedies gram geworden, fand in den humanistischen Wissenschaften eine Zuflucht, und die Unterweisungen seines Mentors flössten ihm bald eine solche Liebe zu diesen Fächern ein, dass er der Gottesgelehrtheit ganz absagte.

Klotz sah in ihm seinen zukünftigen Nachfolger an der Universität, beobachtete jede seiner Arbeiten, jeden Fortschritt mit sorgsamem Auge, und Bürger legte ihm seinerseits jedes Elaborat, sei es gelehrter, sei es poetischer Natur, zur Begutachtung vor. Er scheint so eine lange Zeit hindurch bloss dem Namen nach der theologischen Fakultät, mit dem Herzen jedoch der Philosophie angehört zu haben. Was uns an lyrischen Gedichten aus dieser Zeit erhalten ist, wurde jedoch von Bürger selbst später noch ein- oder mehrmals umgearbeitet.

Bürger hatte sich durch seinen Verkehr im Hause Klotz bereits als Theologe stark kompromittiert. Boie, den der Dichter 1767 bei Klotz kennen lernte, und der damals noch keine nähere Bekanntschaft mit ihm schliessen wollte, weil er ihm zu sehr Student schien, schreibt 1771 an Gleim, dass Bürger in Halle „mehr durch Genie als durch Fleiss soviel gelernt habe, dass er sicher sein Glück gemacht haben würde, wenn nicht sein freies, lustiges Leben die Herrn Theologen verhindert hätte, ihm gute Zeugnisse zu geben." Das letztere scheint Bürger im Sommersemester 1767 selbst schon eingesehen zu haben, denn wir wissen, dass er damals nur mehr Universalhistorie bei Prof. Hansen hörte.

Damals trat ein Ereignis ein. welches den Grossvater abermals veranlasste, den Enkel zurückzuberufen, und welches entscheidend für Bürgers weiteren Lebensgang wurde.

Bürger gehörte auf der Universität einer jener Landsmannschaften an, die gesetzlich verboten waren und nur heimlich fortbestanden. Die aufgelöste Verbindung der Niedersachsen wollte sich nun im Juli 1767 unter dem Namen der „Magdeburgisch-Halberstädtischen Gesellschaft" neuorganisieren. Ein leitendes

Komitee wurde aufgestellt, ein Studiosus Nood zum Obmann, Bürger für eine der vier Adjutantenstellen gewählt. Die Neugründung sollte durch einen festlichen Schmaus gefeiert werden, für den man 40 Kannen Merseburger und 20 Kannen Wettiner auf dem Rathauskeller bestellte. Der Voranschlag für das Gelage belief sich auf 49 Thaler 12 gr., und die Gesellschaft wollte allwöchentlich eine derartige Zusammenkunft veranstalten. Bevor es jedoch zu dem Gelage kam, wurde die geplante Gründung denunziert und alle Beteiligten wurden in Disziplinar-Untersuchung gezogen. Bei dem Verhöre am 27. Juli sagte Bürger aus, sie hätten diese Verbindung für erlaubt gehalten, „weil es weder ein Orden noch Landsmannschaft sein sollen, sondern bloss eine Gesellschaft guter Freunde gewesen, daher sie auch die Sache gar nicht geheim gehalten, sondern solche ganz öffentlich traktiret hätten." Die Universität verschloss sich jedoch solchen und ähnlichen Argumenten und durch das Urteil vom 8. August wurde der Senior relegiert, während die Adjutanten mit geringeren Karzerstrafen davonkamen. Jene Bürgers lautete auf 6—8 Tage. Ob er sie abbüsste, oder ob die von ihm, wie von seinen Kollegen erbetene Umwandlung in eine Geldstrafe von fünf Thalern acceptiert wurde, ist aus den Akten nicht zu entnehmen.*)

In dem Protokoll des Verhöres vom 27. Juli erscheint Bürger noch als Theologe, in dem am 8. August erflossenen Urteil heisst es von ihm schon: „Studirt Jura". Ob dieser Wechsel der Fakultät von Bürger freiwillig oder unfreiwillig vorgenommen wurde, können wir nicht entscheiden; wir glauben aber fast das letztere. Thatsache ist, dass der Jurist Bürger den Winter 1767—68 zu seinem Leidwesen wie jenen vor vier Jahren zu Aschersleben verbringen musste, wo er sich sehr vereinsamt fühlte. Er klagt über die Sittenroheit und Bildungsfeindlichkeit der Bewohner, von denen man schwören möchte, dass sie von den Scythen oder Böotiern abstammen. Zu seinem besonderen Schmerze hatte

*) Aus Akten geschöpfte Nachrichten über die geplante Verbindung bei Dr. Heinrich Pröhle. Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig 1856. S. 39 ff.

Christian Adolph Klotz.

Würzbach, G. A. Burger.

Christian Adolph Klotz.

Nach einem Stiche von Stock (1772).

er auch keine Bücher. Den Besuch Klotzens, der im November 1767 nach Aschersleben kam, versäumte er, was ihm beinahe Thränen gekostet hätte. „Glauben Sie mir, ausgezeichneter Mann," schreibt er lateinisch an den verehrten Lehrer, „wenn nicht die angenehme Erinnerung an Ihre Gunst und Ihren früheren Umgang meinem Geiste Nahrung böte, so stünde zu befürchten, dass er hier in der Heimat aus seiner Angel gehoben würde. Denn voll Hass gegen Aschersleben führe ich hier ein trauriges und einsames Leben, von jedem Linderungsmittel meiner Mühsal entblösst, mit Ausnahme meiner kleinen Schriften, die es allein verhüten, dass ich nicht vor Gram vergehe. Ach! Von Furien entflammt, werde ich umhergetrieben, dass ich gezwungen bin, in solch' einem Neste die Blüthe der Jugend zu vergeuden und auf der Laufbahn der Wissenschaften, die ich kaum betreten habe, stille zu stehen. Ich gleiche denen, welche in finstere Kerker eingeschlossen, von jeder Gesellschaft und jedem Anblick der Menschen getrennt, ein in Müssiggang und Trägheit erstarrendes Leben führen. Fürwahr, soviele Stunden die in Aschersleben verbrachte Zeit in sich begreift, so viele Wünsche habe ich schon für die Befreiung aus diesem Exil gethan. O dass bald der heitere Tag anbräche, an dem ich aus Aschersleben fliehen könnte!"

An die Hallenser Studentenzeit erinnerte sich der Dichter auch später noch gerne. Wie aus einem zehn Jahre jüngeren Briefe des Advokaten P. Nettelbeck zu Bernburg, welcher jener Landsmannschaft gleichfalls angehört hatte, hervorgeht, nahm Bürger noch damals an den Schicksalen der einstigen Kommilitonen Anteil. Wie gerne er aber an diese Zeit auch zurückdenken mochte, so bedeutete sie doch für den angehenden Juristen drei verlorene Jahre.

III.

Juristische Studien in Göttingen.

1768—1772.

Verunglückte Berufswahl — Das Haus der Mme. Sache — Studentenkonflikte — Schulden — Klotzens Besuch bei Bürgers Grossvater — Wohnungswechsel — Gleims Fürsorge — Vereitelte Hoffnungen — Geänderter Lebenswandel.

Der Schritt, welchen Bürger that, indem er sich der Jurisprudenz zuwendete, war ein höchst verhängnisvoller, und wenn wir von seiner dritten Ehe absehen, wohl der unglücklichste, welchen der bedauernswerte Dichter überhaupt gethan hat. Er, das unfügsamste unter den Genies, welche die zu neuer Originalität erwachende deutsche Litteratur hervorgebracht hat, eine leidenschafliche, ruhelose Natur, welche von den verschiedensten Impulsen heute dahin, morgen dorthin getrieben wurde, dessen Gedanken in den Untiefen poetischer Vorstellungen schwelgten, wollte sich dem prosaischesten trockensten Berufe, der Jurisprudenz, widmen. Wie oft er diesen Entschluss bedauerte, wie unzählige Male ihn das Bewusstsein einer verfehlten Existenz an Selbstmord denken liess, das beweisen seine Briefe. Nach den Zeugnissen, die wir besitzen, soll Bürger später zwar ein ganz tüchtiger Jurist gewesen sein, aber er war stets nur mit halbem Herzen bei seinem Amte, und Ekel erfasste ihn, wenn er einen ihm anvertrauten Akt erledigen sollte. Warum der Dichter, in dessen Ohren die Klotzischen Lehren noch wiederhallten, von der eben eingeschlagenen Bahn wieder ablenkte, ist eine ungelöste Frage. Wahrscheinlich sehen wir hierin die leitende Hand des Grossvaters, der den Enkel bald versorgt zu sehen wünschte, und dem die Aussichten für einen Juristen günstiger schienen, als für einen der Philosophie Beflissenen. Der wenngleich wohlhabende alte Mann hatte ja ausser für Gottfried auch für dessen Mutter (seine Tochter) und die drei damals noch unverheirateten Schwestern des Dichters zu sorgen. Von dieser Verantwortlichkeit wurde der alte Bauer in den folgenden Jahren allerdings

zum grossen Teile befreit, indem sich Bürgers älteste Schwester Henriette Philippine (1770) mit Friedrich Gotthelf Oesfeld, dem Pfarrer von Lössnitz im Erzgebirge, Friederike (1786) dagegen mit dem Amtsverwalter von Langendorf bei Weissenfels in Obersachsen, Johann Jakob Müller, vermählte. Aber der Wohlstand war in keiner dieser Ehen so gross, dass man der Unterstützung des alten Bauer ganz hätte entraten können. Oesfeld, der sich um die sächsische Lokalgeschichte verdient gemacht hat, soll nach Klotz' Aussage ein „feiner, Bürger innig liebender Mann" gewesen sein; von Friederikens Gatten wissen wir, dass er des Grossvaters Güte über Gebühr oft in Anspruch nahm, weshalb der Alte von ihm nicht anders als von dem „ungehangenen Amtmann" zu sprechen pflegte. Des Dichters jüngste Schwester Johanna Dorothea starb, wie schon erwähnt, im Jahre 1772, sechzehn Jahre alt.

So bezog denn der zwanzigjährige Bürger zu Ostern 1768 die Universität Göttingen, wobei er zum ersten Male eine Stadt erblickte, die in späteren Jahren Zeugin seines grössten Elends und Kummers werden sollte. Doch damals betrat er sie in jugendlicher Fröhlichkeit. Noch war Klotz sein Ideal, und um dem hochverehrten Manne in irgend einer Weise seine Anhänglichkeit zu zeigen, nahm er bei dessen Schwiegermutter, Madame Sachse, seine Wohnung.

Solches hätte er nun besser unterlassen sollen, denn das Haus der „Madame Sachsin" war in Göttingen in noch weit schlimmerem Rufe, als jenes ihres Schwiegersohnes Klotz in Halle a. S. Die würdige Dame stand einem weitläufigen Gebäude vor, das ganz wie eine Studentenkaserne eingerichtet und in welchem die Tugend daher nicht zu Hause war. Es wohnten dort meist junge, reiche Russen, die ein ausschweifendes Leben führten, wie ihnen dies ihre Mittel gestatteten. Wir finden da einen Andrewsky, Nowikoff, Rosanoff, Smirnoff, Semenoff u. a., mit denen der arme Pastorssohn aus Wolmerswende in pekuniärer Hinsicht nicht Schritt halten konnte, und deren Gesellschaft für ihn sehr nachteilig sein musste. Solange Bürger daselbst wohnte,

scheint er sich den Studien noch nicht mit jenem Eifer hingegeben zu haben, welchen die Professoren später an ihm zu loben wussten, sondern vielmehr ein ziemlich liederliches Leben geführt zu haben. Mme. Sachse hatte zwei Töchter, von welchen besonders eine, die junge Witwe Bandmann, die Aufmerksamkeit der Studenten auf sich zog. Wie die anderen, so fand auch Bürger an ihr Gefallen, und der Skandal, an welchem er beteiligt war, illustriert trefflich das Leben und Treiben in diesem Hause, das dem Jüngling durch drei Jahre zum Aufenthalt diente.

Es handelte sich dabei um ein heftiges Rencontre, welches Bürger mit dem gleichfalls in die Witwe Bandmann verliebten stud. jur. Jakob Ludwig Ratje (Ratig, Rattich) hatte, und bei welchem ihn der letztere wiederholt derart beleidigte, dass Bürger sich am 2. Juni 1770 genötigt sah, über ihn in einem Briefe an den damaligen Prorektor der Universität, den Geh. Justizrat und Professor der Rechte Georg Ludwig Böhmer Beschwerde zu führen. Das Schreiben, welches sich durch eine besonders lange Titulatur („Magnifice prorector, Wohlgeborener, Hochgelahrter Hochzuverehrender, Herr Geh. Justizrat“ . . .) auszeichnet, ist uns erhalten. Bürger versichert darin, „dass er keineswegs exagerire, sondern vielmehr noch vieles ausgelassen habe.“ Der Sachverhalt sei folgender: Ratje habe aus Eifersucht Händel an ihm gesucht, obwohl er sich bemühte, ihn keine Gelegenheit dazu finden zu lassen. So sei er (Bürger) einst, den Hut auf dem Kopfe, in das Sachsische Wohnzimmer getreten (worin er offenbar nichts Anstössiges sah) und Ratje habe ihm dies verwiesen. Bürger habe sich diese Zurechtweisung gefallen lassen, um weitere Krakehle zu vermeiden. Kritischer sei die Situation geworden, als Ratje der Witwe Bandmann im Vertrauen mitteilte, dass Bürger ihr „beleidigende Lästerungen nachsage und sich sogar schändlicher Dinge von ihr berühme.“ Die letzteren wären derart, dass Bürger es nicht wage, dem Rektor gegenüber jene Verleumdungen zu wiederholen. Bürger stellte den Studiosus Ratje darob in Gegenwart der Witwe zur Rede. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, in welchem jener dem Dichter sagte, er sei „der schlechteste Mensch, vom

schlechtesten Charakter, und verdiene Maulschellen, die er auch bekommen solle." Bürger riet seinem Gegner, sich zu mässigen, widrigenfalls er die Anzeige gegen ihn erstatten werde. Dies schien zu wirken, denn Ratje liess ihn nun durch die Witwe selbst bitten, hiervon abzustehen. Doch der Friede währte nicht lange. Als alle bei Madame Sachse wohnhaften Studenten eines Abends im Schlafzimmer der Witwe Bandmann versammelt waren (dies schien so üblich zu sein), und sich anschickten, ihr gute Nacht zu wünschen, bemerkte Bürger im Scherze, es seien alle hier — bis auf das Licht. Darauf begann Ratje abermals „gegen ihn zu wüten": er (Ratje) habe kein Licht verlangt (?), Bürger sei ein „dummer, nichtswürdiger Junge", und da man unterdessen eine Kerze gebracht hatte, hielt Ratje Bürgern dieselbe unsanft unter die Nase. Zugleich „legte" er ihm sein spanisches Rohr an den Kopf. Weitere Injurien folgten.

Auf Bürgers Beschwerdebrief hin wurden alle Hausgenossen der Mme. Sachse einem Verhöre unterzogen. Da sich die Gegner aber indessen versöhnt hatten, liess man es bei Ratje mit einer Rüge bewenden.

In dem darauffolgenden Winter (1770—71) starb die Witwe Sachse, und Bürger zog in das Haus des Kürschners Nöte, wo er bis Michaelis 1771 blieb. Von der schlechten Gesellschaft entfernt, scheint er sich hier den Studien und einem ernsteren Leben gewidmet zu haben. Auch Mme. Bandmann starb um Weihnachten 1771. In einem Briefe an seinen Freund, den Assessor Götze zu Quedlinburg schreibt Bürger, dass die „beliebte und belobte Witwe noch kurze Zeit vor ihrem Tode aus den langen Lenden des Herrn Ratich einen Jungen empfangen und geboren habe, der aber nur einen Monat alt geworden ... die gute selige Frau soll an dem morbo gallico gestorben sein." So habe ihm wenigstens der Bruder der Witwe selbst erzählt. Denn er habe sie in dem letzten Jahre nicht mehr gesehen.

Während seines Aufenthaltes im Hause der Mme. Sachse scheint Bürger über seine Mittel flott gelebt zu haben. Die Folge davon waren Schulden. In seinen Geldnöten wandte er

sich an den in erster Linie zur Hilfeleistung Berufenen: an seinen Grossvater Bauer in Aschersleben. Dieser schickte ihm auch wiederholt Geldbeträge, stellte seine Geschenke jedoch schliesslich ein, sei es, weil der im Grunde herzensgute 76jährige Greis wirklich nicht in der Lage war, weitere Schulden für seinen Enkel zu bezahlen, oder dass er sich im Zorne absichtlich seinen Bitten verschloss. Kurz, Bürger erhielt von Aschersleben kein Geld mehr, obwohl er so oft schrieb, „dass es einen Iroquesen hätte rühren müssen". In seiner Verzweiflung nahm Bürger nun zu seinem väterlichen Freunde Klotz, mit welchem er noch immer in Korrespondenz stand, seine Zuflucht. Dieser nahm sich des bedrängten Jünglings an, und begab sich selbst zu dem Grossvater Bauer, um ihn für die Geldverlegenheit des Enkels zu interessieren. Als aber Klotz an seine Thüre kam, und erklärte, dass er ihn in Sachen des jungen Bürger zu sprechen wünsche, wollte ihn Bauer überhaupt nicht einlassen. Erst nach fast einer Viertelstunde Wartens ward dem Manne der Wissenschaft aufgethan, und es entspann sich nun eine für beide Teile sehr aufregende Scene. Der alte Bauer wurde, da Klotz durch zwei Stunden in ihn hineinsprach, schliesslich so zornig, dass jenem der Mut sank. Der Grossvater schrie, Bürger dürfe nichts mehr bekommen, er habe ihm 110 Thaler geschickt, die seien aber das letzte gewesen, da ihn der Hochmutsteufel verführt habe, „ein rotes Kleid mit silbernen Tressen zu machen". Als Klotz ihn endlich verliess, war er ohne die geringste Hoffnung für seinen Schützling. Die Briefe, die er damals an Bürger schrieb, verraten einerseits eine gewisse Furcht vor der Heftigkeit, mit welcher ihm der alte Bauer begegnete, andererseits Empörung ob seiner Hartherzigkeit. Erst mit der Zeit vermag sich der Philologe von den in Aschersleben empfangenen Eindrücken zu erholen. Nunmehr der Gefahr entronnen, schreibt er wohlgemut: „Gott im Himmel! Was ist das für ein Mann! Der einzige in seiner Art! Und die närrische Weste, die er dazu anhatte! Gewiss das Weinen war mir näher als das Lachen, aber bisweilen musste ich mit Gewalt das Lachen verbeissen."

Das Verhalten des Grossvaters war Bürger sehr unangenehm, wie sich denken lässt — und es ist ganz begreiflich, wenn darauf in des jugendlichen Schuldenmachers Brust ein lebhafter Groll gegen den alten Bauer Platz griff. Wir begegnen in Bürgers Briefen aus jener Zeit manchem herben Urteil über den Mann, dem er so viel verdankte, der ihm ein zweiter, oder vielmehr allein ein Vater gewesen. So schreibt der Dichter später an Gleim, der Grossvater sei „höchst geizig, ohne Gefühl in der Brust und dabei von seinem Alter lächerlich und kindisch . . . was er bisher an ihm gethan, das habe nicht sein gutes Herz, sondern seine bis zum Lächerlichen ausschweifende Eigenliebe gethan."

Der wackere Fürsprecher Klotz erwies sich bald neuerdings als edler Freund. Einsehend, dass auf diesem Wege nichts zu erlangen sei, beschloss er, selbst für den Jüngling zu versuchen, was in seinen Kräften stand. Er bemühte sich durch seine Verbindungen mit dem Fürsten Czartoryski, der ihn selbst an die Warschauer Universität hatte ziehen wollen, Bürgern dort die Stelle eines Legationssekretärs zu verschaffen. Aber der Plan scheiterte an der Abberufung des Generals v. Weymarn, „bey dem er kommen sollte", wie so viele andere Pläne in Bürgers Leben, durch die er selbst oder andere seine Lage verbessern wollten. Klotz war es ohne Zweifel auch, der Gleim gelegentlich eines Besuches in Halberstadt auf die Notlage Bürgers aufmerksam machte. Jener schrieb am 15. Januar 1771 an Boie, dass ihm erzählt worden sei, in Göttingen solle sich ein ganz vortrefflicher Kopf, namens Bürger, aufhalten, er sei aus Aschersleben gebürtig, was nur eine Stunde von Gleims Geburtsort entfernt liege, und man habe ihm Wunder von ihm erzählt. Er solle den Homer übersetzen, und vortrefflich! (Bürger hatte damals eben die ersten Proben seiner Übersetzung der Ilias veröffentlicht.) Zugleich aber sei ihm erzählt worden, dass er in schlechte Gesellschaft geraten sei, und dass er sich dem Trunke sehr hingegeben habe. Er bittet daher Boie, sich dieses Genies anzunehmen, und ihm selbst alles Wissenswerte über seinen jungen Landsmann mitzuteilen.

Gleim (geb. 1719), damals schon ein Mann in den Fünfzigern, ist unstreitig eine der sympathischesten Gestalten unter jenen, welche Bürger auf seinem dornenvollen Lebenspfade begegnet sind; wie Klotz, hat auch er sich seiner mit Rat und That angenommen, und sein Benehmen gegen Bürger rechtfertigt den Namen des „Vaters Gleim", der ihm in der Litteraturgeschichte geblieben ist. Boie gab in der Antwort auf jenen Brief ein ausführliches, getreues Bild seines Freundes; wahrheitsgemäss spricht er von seinem Lebenswandel in Halle, der sich mit der theologischen Laufbahn nicht vereinigen liess, wie von den ersten Jahren in Göttingen. Zu seinem Troste kann er Gleim jedoch versichern, dass mit Bürger nun eine Wandlung vorgegangen sei, dass er seinem bisherigen Leichtsinn abgesagt habe und ernste Studien betreibe. Er teilt ihm auch mit, dass es für Bürger sehr günstig wäre, wenn er aus seiner bisherigen Stellung herausgerissen würde, um anderwärts seine Fähigkeiten nutzbringend zu verwenden.

Alsbald hat Gleim für Bürger einen Posten im Magdeburgischen in Aussicht. Allein jener kann die „auswärtige" Position seiner Schulden im Inlande wegen nicht annehmen. Der wackere Kanonikus wusste auch hier Rat; er gab Bürger, als er im Juli 1771 nach Göttingen kam und hier seine persönliche Bekanntschaft machte, ein Darlehen von fünfzig Thalern, die er niemals zurücknehmen mochte, und die Bürger auch nie in der Lage war, zurückzuzahlen. Es war dies eine jener Schulden, von denen stets nur gesprochen wird. Dreizehn Jahre später (Juli 1784) findet Gleim, im Begriffe, sein Testament zu machen, den Schuldschein Bürgers. Er schreibt ihm, dass es ihm unmöglich, ihm den Betrag zu schenken, da er verpflichtet sei, seiner Familie, welche ein Familienstift gestiftet habe, soviel als möglich zu hinterlassen. „Nach meinem Tode aber," fährt Gleim fort, „sollen unter meinen Papieren diese Scheine sich nicht finden, und sie sollen meinem lieben Bürger keinen verdriesslichen Augenblick machen, auch soll er nicht eher schuldig sein, die fünfzig Thaler zurückzuzahlen an unsere Stiftung, bis er nach meinem Tode fünfzigtausend Thaler mit seinem Homer ge-

wonnen hat. Gewinnen wird er ohne Zweifel diese Summe. Pope gewann mit dem seinigen hunderttausend Thaler, und Bürgers Homer ist besser als Pope's." In dieser Honorarbestimmung irrte sich der gute Kanonikus, und die Bedingung, unter welcher die Rückzahlung erfolgen sollte, ist nie eingetreten.

Es ist begreiflich, wenn Bürger, der ein dankbares Gemüt war, zu seinem Wohlthäter mit unendlicher Liebe und Verehrung emporsah. So schreibt er nach Empfang des Darlehens an Gleim: „Ich fühle sie noch, jene innigen Umarmungen, jene Küsse und das sanfte Streicheln Ihrer wohlthätigen Hand auf meinen Wangen — ich fühle alles noch und werd' es immer fühlen. Wahrlich, ich lebte damals die seligsten Minuten meines Lebens. Seit dieser Zeit liebe ich Sie so unaussprechlich, dass ich zweifle, ob Venus Urania mehr Liebe in ihrer Gewalt hat, um sie in das Herz eines Sterblichen zu hauchen, als die erhabene Göttin der Freundschaft, und die Dankbarkeit, eine zweite Göttin mit frischen Wangen und feurigen Augen, in meine Seele geströmet . ." Diese treue Anhänglichkeit bewahrte Bürger ebenso fest wie das entlehnte Geld und die Schuldscheine. Sie kommt charakteristisch in den Worten zum Ausdruck: „Gleim muss nicht anders als erst im hundertsten Jahre seines Alters an einer Weinbeere oder einem Kusse sanften und seligen Todes entschlafen."

Gleim liess Bürger (1771) durch J. H. Tischbein den Älteren für seinen Freundestempel malen.*) Obwohl das Bild vorzüglich getroffen war, that es Gleim später leid, dass Bürger darauf so blass und kränklich aussehe, und er wünscht 1775 ein anderes.

*) Tischbeins Gemälde befindet sich noch heute im Gleimhause zu Halberstadt. Einen Stahlstich danach veröffentlichte Dr. Heinrich Pröhle in „Unser Vaterland" Bd. I Heft 8 S. 401. — Ein Jahr darauf (1772) sandte Bürger auf Biesters Bitte diesem sein Bildnis in Öl, welches der Dichter selbst als „überaus wohlgetroffen" bezeichnet. Nach diesem wurde das von J. C. Krüger gestochene Portrait hergestellt, welches sich vor dem 35. Bande der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" (Berlin und Stettin, Friedrich Nicolai, 1778) findet. Krügers Stich war jedoch verfehlt; Bürger nennt ihn ein „albernes, langes Frazengesicht", und Boie sagt, man müsse scharf zusehen, wenn man etwas von Ähnlichkeit darin finden wolle.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Nach einem Stiche von Bollinger.

Begierig das Versäumte einzuholen wird Bürger im Winter 1770/71 einer der fleissigsten Studenten, und die Professoren, bei denen er inscribiert ist, sind einmütig in der Anerkennung seines Fleisses, seiner Kenntnisse, ja selbst seiner guten Aufführung. Hofrat Meister, bei welchem er Institutionen, Pandekten und Kriminalrecht hörte, und mit dem er bald auch freundschaftlich verkehrte, überzeugte sich in einem privatissime abgehaltenen Kolleg von seiner ausgebreiteten, gründlichen und brauchbaren Rechtswissenschaft". Auch sei ihm bekannt, dass Bürger „unter Beobachtung einer vorzüglich guten Aufführung dem Studium mit grösstem Eifer und bestem Erfolge obgelegen." Selchow bestätigt, dass Bürger seine Vorlesungen über Deutsches Staats- und Privatrecht mit rühmlichstem und ununterbrochenem Fleisse besucht, und sonst einen bescheidenen und sittsamen Lebenswandel geführt habe. Auch bei dem schon damals „alten" Johann Stephan Pütter, der noch zwanzig Jahre später das Scheidungsurteil von Bürgers dritter Ehe unterzeichnen sollte, hat er die Vorlesungen über Reichshistorie und den Reichsprozess „mit Fleiss und Aufmerksamkeit gehört" und in dessen praktischem Kolleg „sowohl in mündlichen Vorträgen als schriftlichen Relationen und an praktischen Ausarbeitungen sich fleissig und mit vieler Geschicklichkeit geübt."

Am besten aber lässt sich die Änderung von Bürgers Sinnesart nach den Ausleihbüchern der Göttinger Universitäts-Bibliothek konstatieren, zu deren eifrigsten Benutzern er von dieser Zeit an gehörte. Goedeke hat ausgerechnet, dass, wenn jeder von den 678 Studenten, welche 1770 in Göttingen waren, ebensoviel Bücher benutzt hätte, wie Bürger, über 14000 Werke hätten verliehen sein müssen, während in der That nur etwa 3000 an Studenten verliehen wurden. Wenige entlehnten mehr als zehn Werke jährlich, und berühmte Männer waren in dieser Beziehung sehr genügsam. So begnügte sich Knigge, mit dem Bürger später auch in Korrespondenz stand, mit Montaigne in Folio, Hölty, der 1770 in Göttingen immatrikuliert wurde, brachte es in diesem Jahre nur auf 5, im folgenden auf 39 Werke. Bürger entlehnte:

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Nach einem Stiche von Bollinger.

1769: 30. Juni bis 18. November . . . 8 Werke.
1770: . . . 37 „
1771: . . . 47 „
1772: 16. Januar bis 22. Februar . . . 8 „

Die von Bürger benützten Bücher sind meist juristische, doch bilden auch Historiker und Klassiker ein bedeutendes Kontingent. Wir finden darunter Aristoteles, Tacitus zu wiederholten Malen, und Xenophon von Ephesus, aus dem er übersetzte; hin und wieder auch neuere Dichter verschiedener Nationen.

So war Bürger ein ganz anderer Mensch geworden, und Boie, der 1767 einer näheren Bekanntschaft mit ihm ausgewichen war, konnte freudigen Herzens diese Besserung konstatieren. Bemerkte Boie über den Bürger, der bei Mme. Sachse logierte, dass man ihn habe „kennen und schätzen“ müssen, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen, so konnte er am 28. Januar 1771 ruhigen Gewissens an Gleim über seinen Freund schreiben: „Herr Bürger lebt itzt auf untadelhafte Art und ich verspreche der Nation von seinen Talenten nicht wenig. Gelitten haben sie bei seiner vorigen Lebensart, aber zerstört sind sie nicht. Ich glaube, dass der Eintritt in die feine und gesittete Welt ihn jetzt zu einem vollendeten Mann machen und leicht das Rohe abschleifen werde, das ihm noch von seiner vorigen Lebensart übrig geblieben ist.“

IV.

Freundeskreis in Göttingen.

1768—1772.

Ein Jahr bei dem Advokaten Dr. Hesse — Schlözer — Der Hainbund — Boie, Voss, die Grafen zu Stolberg und die übrigen Göttinger Dichter — Biester und der Shakespeare-Klub — Spanische Studien — Percy und Durfey.

Im Sommer 1771 erhielt Bürger über Empfehlung seiner Professoren die Aufforderung, bei dem Advokaten Dr. Hesse als Gehilfe einzutreten. Er nahm diese provisorische Stelle an, und

der Advokat war, wie Bürger durch Dritte erfuhr, mit ihm zufrieden. Dennoch wird er im darauffolgenden Herbste durch einen brotlosen Dr. juris aus dem Sattel gehoben, wobei dunkle Machinationen mit im Spiele gewesen zu sein scheinen. Dr. Hesse fand es nicht einmal der Mühe wert, über eine glaubwürdige Entschuldigung für sein Vorgehen nachzudenken. Bürger war nun wieder ohne Anstellung und nicht in der Lage, etwas zu verdienen. Gleim lässt es an Ratschlägen und eigenen Bemühungen nicht fehlen; er will ihm eine Stellung bei einem Advokaten in Halberstadt verschaffen, denn die Advokaten hätten Aussichten „auf allerlei Bedienungen, auf geistliche Pfründen, auf die besten Mädchen der Stadt, stünden in der grössten Achtung, und verdienten das dreifache dessen, was sie brauchten." Auf diesen Vorschlag vermochte Bürger jedoch eines Umstandes wegen nicht einzugehen, der ihm bereits früher hinderlich gewesen, und der ihm auch später manchen Weg zum Fortkommen verschloss: er, der in Göttingen Schulden kontrahiert hatte, konnte keine Stellung im „Auslande" (denn dies war seine halberstädtische Heimat Göttingen gegenüber) annehmen. An anderen Klippen scheiterten Gleims Bemühungen, ihn dem geheimen Kämmerer des Königs, Zeising, zu empfehlen, der sein Landsmann und mit ihm „genau bekannt" war. „Die Menschen sind gar zu träge, wenns darauf ankommt, sich einander glücklich zu machen", schreibt ihm der betrübte Gleim, als er auch diesen Versuch fehlschlagen sieht.*)

Bürger zog daher im Herbste 1771 in das Haus des Professors und Geh. Justizrates August Ludwig Schlözer, (geb. 1735, gest. 1809), der sich für ihn zu interessieren anfing, in der Hoffnung, von ihm zu litterarischen Arbeiten verwendet zu werden.**)

*) Gleim hat sich noch später wiederholt für Bürger verwendet. So wollte er ihm 1774 die Stelle des Gerichtshalters bei dem Geh. Rat von Asseburg, einem Freunde Klopstocks, verschaffen, auf welche Bürger indes mit Rücksicht auf seine bevorstehende Heirat verzichten musste.

**) In demselben Hause wohnte später der Historiker Heeren, und dahinter liegt das Haus (jetzt Parochialschule der Johanniskirchengemeinde), wo Bürgers dritte Ehestandsgeschichte spielte, und in welchem er 1794 starb.

„Durch seine Vermittlung," schreibt er an Gleim, „hoff' ich mir künftig etwas von den Buchhändlern zu verdienen. Er ist ohnstreitig ein harter, unbiegsamer Mann, aber dabei nicht ohne edles Sentiment".

Ob Bürger von Schlözer litterarisch verwendet wurde, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Von weit grösserem Einflusse, als der Verkehr mit diesem Gelehrten, war auf Bürgers geistige Entwicklung jener mit einer Anzahl von gleichgesinnten jungen Männern, welche damals inmitten des litterarischen Treibens in Deutschland standen, und die ausser schöngeistigen auch wissenschaftliche Ambitionen hatten. Die Vereinigung, von welcher wir hier sprechen, lebt in der Geschichte der deutschen Litteratur unter dem Namen des Göttinger Dichterbundes fort. Die Mitglieder selbst sprachen von dem „Hainbunde". Bürgers Stellung zu diesem ist wiederholt Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen gewesen. Er hat ihm nie oder nur vor seiner eigentlichen Gründung (12. September 1772) angehört, da er zu jener Zeit, als sich die Freunde fester zusammenschlossen und ihrer Vereinigung eine bestimmte Richtung gaben, bereits ausserhalb Göttingens auf ein Unterkommen bedacht sein musste. Der Bund tagte jedoch schon lange vor seiner eigentlichen Gründung, er wurde, wenn wir so sagen dürfen, nur gegründet, um dem schon lange vorhandenen Phänomen einen Namen zu geben. Seinen Zweck erfüllte er in den wöchentlichen Zusammenkünften der Freunde, bei welchen jeder die neuesten Produkte, welche ihm die Muse geschenkt, zum Vortrag brachte, um sie der verbessernden Beurteilung der Freunde zu unterwerfen. Nebenbei befliss man sich der Begeisserung für Freiheit, des Tyrannenhasses, und der Verachtung des Hofschranzentums. Wilhelm Tell, Hermann der Cherusker und Klopstock genossen abgöttische Verehrung. Der letztere nahm dem Bunde gegenüber die Stellung eines Protektors ein. Er hatte vor kurzem seine Oden gesammelt, und den Messias vollendet, und meinte, es sei für ihn an der Zeit, sich auf den Thron der deutschen Poesie zu setzen. Die Mitglieder des Haines sollten sich durch Deutschland zerstreuen

und seine Statthalter sein. Die traurige Poetik, welche er 1774 unter dem Namen der „Gelehrtenrepublik“ herausgab, sollte das Gesetzbuch des neuen Staates darstellen. Dennoch hat der Bund nie als solcher, sondern stets nur durch einzelne Mitglieder auf die Entwicklung deutscher Dichtung eingewirkt.

Den Vorsitz in den Bundesversammlungen führte der den anderen an Alter, litterarischer Erfahrung und kritischem Urteil überlegene Heinrich Christian Boie (mit seinem Bundesnamen Werdomar), der nebst dem in französischer Litteratur wohlbewanderten Friedrich Wilhelm Gotter der Gründer des Bundes war. Nach ihnen nahmen Bürger, Hölty, Johann Martin Miller und Voss regen Anteil an den Bundesinteressen; Johann Friedrich Hahn, Carl Friedrich Cramer, die beiden Grafen zu Stolberg und Leisewitz kamen erst später hinzu. Das geistige Band, welches sie alle zusammenhielt, war der Musen-Almanach, dessen ersten Jahrgang Boie mit Gotter 1770 herausgab. Das Unternehmen, welches mit Kästners Unterstützung zu stande kam, war eine Nachahmung des 1765 zu Paris mit grossem Beifalle erschienenen „Almanac des Muses“. In die Sammlung wurden anfangs ausser den noch nicht publizierten auch ältere Gedichte aufgenommen, weshalb dieselbe auch passender als „Poetische Blumenlese“ bezeichnet wurde. Bürger schrieb seit dem Jahre 1771 für den Musen-Almanach, blieb dessen Redaktion jedoch vorläufig noch ferne.

Viel enger waren seine Beziehungen zu dem Herausgeber Boie (geb. 1744, gest. 1806) selbst, mit dem ihn seit seiner Studentenzeit eine innige Freundschaft verband. „Unter meinen litterarischen Freunden“, schreibt ihm Bürger 1776, „bist Du der älteste. Weiss Gott, wie ich mich freue, wenn ich so an alle das Verkehr, was wir zeither mit einander gehabt haben, zurückdenke. Wills der liebe Gott, so wollen wir das so fortsetzen bis an unser seliges Ende. Ich besitze fast noch alle Deine Briefe und Briefchen und lese sie zuweilen vom ersten bis zum letzten wieder durch. Die Lectüre von hundert und noch hundert und abermal hundert Büchern ist mir nicht so viel wert

als diese". Seiner Bekanntschaft verdankte es Bürger vornehmlich, dass er in bessere Gesellschaft kam. War es doch Boie, welcher sich über Gleims Aufforderung des verwahrlosten, durch schlechte Vermögensverhältnisse, Verdruss und Kalamitäten aller Art arg mitgenommenen Dichters annahm.

In seinem Briefwechsel mit Bürger, der mit zeitweiligen Unterbrechungen bis 1791 geführt wurde, gibt sich ein aufrichtiges Interesse beiderseits kund. Mit Boie korrespondierte Bürger am liebsten, ihm schrieb er am ausführlichsten, seinen Rat holte er bei der Publikation seiner Gedichte unzählige Male ein. Bürger, der ohne Unterlass an seinen Werken feilte und änderte, legte Boie jedes grössere Gedicht vor und liess sich seine Bedenken bei jedem Verse mitteilen. Der Briefwechsel Bürgers mit Boie über die „Lenore" hat einen stattlichen Umfang. Wenn Bürger seinen Freund zu fragen pflegte, ob er diesen Vers gut, jenen korrekt finde, ob dieser Ausdruck nach seiner Meinung stark genug, ob jener nicht zu kräftig sei, so erklärt sich dies daraus, dass Boie hervorragende kritische Anlagen hatte. Wenn schon kein Mensch mehr etwas auszusetzen hatte, kam Boie — „das Schnällchen", wie man ihn scherzweise zu nennen pflegte — mit seinen ungeahnten Bedenken. Was daher von ihm approbiert war, das durfte als gegen jede Kritik gefeit gelten. Bürger nannte ihn seine Hebamme, da er ihm bei poetischen Niederkünften unzählige Male beistand.

Als schöpferisches Talent kann Boie mit Bürger jedoch kaum in einem Atem genannt werden; was er uns an Gedichten hinterliess, ist mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen. Es ist charakteristisch für ihn, dass er stets bestrebt war, andere zu kritisieren, ohne selbst über die Schwierigkeiten poetischer Gestaltung hinwegzukommen. Mangelte ihm die Weihe des Dichters, so besass er dagegen einen in allen Lebenslagen sich rasch zurecht findenden Verstand, und er hat als Beamter eine Karriere gemacht, welche niemand dem armen Hofmeister vorausgesagt hätte.

Bei der unaufhörlichen Tadelsucht Boies ist es begreiflich, wenn seine Einwände oft sehr kleinlicher Art waren. Es ist

lächerlich, worüber er sich mitunter bei einem Bürger'schen Gedichte aufhält. Aber Bürger befolgte die Ratschläge, wenn es ihm irgend möglich war, treulich und war stets bestrebt, den Freund zufrieden zu stellen. Der Vorwurf, der gegen Boie erhoben wurde, dass er es gewesen sei, der durch sein fortwährendes Kritisieren Bürger ein gewisses Misstrauen gegen sein eigenes Talent und eine Scheu vor der Öffentlichkeit eingeflösst habe, ist jedoch unbegründet. Was wir davon in Bürgers letzten Jahren bemerken werden, ist allein als eine Nachwirkung der Schillerschen Rezension seiner Gedichte (1791) anzusehen.

Auch mit den übrigen Mitgliedern des Hainbundes blieb Bürger lange Zeit hindurch in freundschaftlichen Verbindungen und in Korrespondenz. Speziell auf den für Freiheit begeisterten, weibertollen Carl Friedrich Cramer (geb. 1752, gest. 1805), einen Sohn des seiner Zeit sehr berühmten, von Klopstock besungenen Johann Andreas Cramer, hielt Bürger grosse Stücke. Cramer wurde 1775 Professor der Homiletik und der griechischen und orientalischen Sprachen zu Kiel, 1794 jedoch seiner politisch allzu freiheitlichen Ansichten wegen abgesetzt. Als Dichter war Cramer nicht bedeutend, und wenn es in seinem Gedichte „Meine Muse" heisst:

„Für die Ewigkeiten fleugt
Auch mein Hymnus."

so hat er sich überschätzt.

Der Verkehr Bürgers mit dem zartbesaiteten, elegischen, von Krankheit und Schwermut heimgesuchten Ludwig Heinrich Christoph Hölty (geb. 1748) fand durch den Tod des 28jährigen, der 1776 nach langem Siechtum der Auszehrung erlag, ein jähes Ende. Drei Jahre später (1779) sank auch Johann Friedrich Hahn, der in Klopstock'schen Versmassen Vaterlandsliebe und Franzosenhass sang, ins Grab. In Gemeinschaft mit Johann Anton Leisewitz (geb. 1752, gest. 1806), der sich der juristischen Laufbahn mit besserem Erfolge widmete als Bürger, und dessen „Julius von Tarent" sogar Lessing für ein Werk Goethes hielt, wollte Bürger noch mehrere Jahre später einen Roman schreiben, der indes nicht zu stande kam.

Auch den späteren Ulmer Gymnasial-Professor Johann Martin Miller (geb. 1750, gest. 1814) schätzte Bürger hoch, und wir wissen, dass er bei der Lektüre von dessen Roman „Siegwart" Thränen vergoss. Doch hätte er es lieber gesehen, wenn ihm die handelnden Personen nicht soviel „vorgeweint hätten". „Dass bei jedem Quark geweint wird," schreibt er am 5. Dezember 1776 an Boie, „kann selbst meine Frau nicht vertragen, die doch vielleicht eher als der weichste Mann weinen kann." Jedenfalls wurde Bürger durch ein Buch selten zu Thränen gerührt; nur Sprickmanns dramatisches Spiel „Das Missverständnis" (1778) machte gleich tiefen Eindruck auf ihn.

Auf Bürgers Beziehungen zu dem als Idyllendichter und Homerübersetzer noch heute sattsam bekannten Johann Heinrich Voss (geb. 1751, gest. 1826), der als blutarmer Student 1772 nach Göttingen kam, und es allmählich zu einer sehr angenehmen Lebensstellung brachte, kommen wir noch später zu sprechen; Bürgers und Voss' Einverständnis hat durch die Rivalität in der Übersetzung des Homer, sowie durch die Redaktion des Musen-Almanachs, welche Bürger 1777 übernahm, vorübergehend gelitten. Aus demselben Grunde geriet er auch in eine scherzhafte Fehde mit dem jüngeren Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg (geb. 1750, gest. 1819), der über seiner diplomatischen Laufbahn die Freundschaften der Studentenzeit nicht vergass. Er that noch 1787 sein möglichstes, die Lebenslage des Dichters der „Lenore" zu verbessern — was ihm jedoch trotz aller Bemühungen nicht gelang. Mit dem älteren Grafen Christian zu Stolberg (geb. 1748, gest. 1821), der seinem Bruder an poetischem Talent weit nachstand, hat Bürger seit 1778 nicht mehr korrespondiert.

Den meisten von ihnen war ein besseres Geschick beschieden als dem unglücklichen Bürger, aber die Korrespondenz mit den Genannten bereitete diesem manche heitere Stunde und vermochte ihm oft den Kummer, an dem es ihm in späteren Jahren niemals fehlte, von der Stirne zu scheuchen. In der Erinnerung an die schöne Zeit jugendlicher Begeisterung vergass der

Dichter die tausend Sorgen, welche ihn umgaben und fühlte sich einen Augenblick wieder jung. Diese Selbsttäuschung, welcher sich alle Göttinger Studiengenossen mit gleicher Freude hingaben, zeigt sich besonders in dem burschikosen Tone der Korrespondenz. Niemand würde in den Schreibern gereifte Männer vermuten. All der genialische Übermut der Hainbundsitzungen scheint in diesen Briefen an dem Auge des Lesers vorüberzuziehen.

Eine intime Freundschaft verband Bürger auch mit Joh. Erich Biester aus Lübeck (geb. 1749, gest. 1816 als kgl. Bibliothekar zu Berlin), dem späteren Herausgeber der „Berliner Monatsschrift", einem der kühnsten Wortführer der Aufklärung in jener Zeit. Biester studierte zu Göttingen die Rechte, Geschichte und neuere Sprachen, stand jedoch seiner ganzen rein wissenschaftlichen Anlage nach der Poesie ziemlich ferne. Immerhin besass er eine warme Verehrung für grosse Dichter. Mit ihm gründete Bürger zu Göttingen einen Shakespeare-Klub, dessen vornehmster Zweck es war, Shakespeare im Originale zu lesen. Im Klub selbst durfte man sich im Gespräche nur Shakespearescher Ausdrücke bedienen, und die Begeisterung kannte dort keine Grenzen. Am Geburtstage des Unsterblichen stieg sie einmal so hoch, dass sie in die Öffentlichkeit hinausstrebte, weshalb die Teilnehmer ihren Rausch im Karzer ausschlafen mussten. Umso ungezwungener war die Unterhaltung ausserhalb des Klubs, wie der Briefwechsel Biesters mit Bürger an manchen Stellen beweist. Biester liebte Bürger leidenschaftlich, und noch 1775, zu einer Zeit, da er bereits eine Lehrerstelle am Pädagogium zu Bützow bekleidete, schreibt er an den Dichter, er vermöge nicht abzuwägen, ob er ihn oder seine Geliebte mehr liebe.

Dem Shakespeare-Klub gehörten ausser Bürger und Biester auch noch Boie, ferner der Baron Christian Albrecht von Kielmannsegge (geb. ca. 1750, gest. nach 1798) aus Mecklenburg, der später mit Goethe in Wetzlar bekannt wurde, und der Rostocker Matthias Christian Sprengel (geb. 1746, gest. 1803) an, der sich später durch historische und geographische Werke einen Namen machte und schon damals bei Schlözer fleissig Ge-

Johann Erich Biester.

Nach dem Stiche von J. Laurens.

schichtsstudien trieb. — Abgesehen von Shakespeare lasen die Freunde zusammen auch französische, italienische und spanische Autoren. Mit den letzteren beschäftigten sich Boie und Bürger mit Vorliebe, und wir wissen, dass Bürger aus der Bibliothek die Werke Boscans entlehnte. Sie waren darin Autodidakten, da Prof. Dieze, „der wie ein Verschnittener das Serail, die spanische Litteratur bewahrte, aus Furcht eines Eintrages in sein Monopol", sie das Spanische zu lehren, von Monat zu Monat verschob. Bald brachten sie es so weit, dass sie „sich helfen konnten". Mit Hinblick auf Bürger bemerkt Boie, er habe das Spanische sehr weit getrieben, und er selbst bewahrte noch 1798 eine Novelle, welche Bürger zufolge einer Wette in spanischer Sprache geschrieben und mit der er ein Exemplar des Don Quijote von seinen Freunden verdient hatte.

Von besonders grossem Einflusse auf Bürger war jedoch die englische Volkspoesie, die sich ihm in der kurz vorher erschienenen Sammlung von Percy (3 Bde., London 1765) erschloss. Hölty entlehnte sie aus der Bibliothek und seit 1770 kursierte sie unter den Freunden. Kein anderes Buch hat eine so starke, nachhaltige Wirkung auf Bürger geübt wie dieses; es wurde, wie sein Biograph sagt „sein Handbuch", und wir können behaupten, dass Bürger, hätte er es nicht gekannt, niemals das geworden wäre, was er wurde; denn eine grosse Anzahl seiner Balladen sind im wesentlichen nur künstlerische Bearbeitungen von Gedichten dieser Sammlung.*) Wie ihn einst die schlichten, aber tief zu Herzen gehenden Kirchenlieder des Gesangbuches ergriffen hatten, so bemächtigte sich damals jene unerklärlich überwältigende Stimmung, welche aus jenen Gedichten sprach, seiner Phantasie. Der Geist, welcher diesen echt volkstümlichen, in ihrer Diktion so kunstlosen, und dabei in so hohem Grade vollendeten Produkten einer durchaus originellen Schaffenskraft entströmte, nahm seine Sinne gefangen, und teilte sich ihm voll-

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Bürger gar nicht die Original-Ausgabe, sondern bloss einen Auszug aus derselben (Ancient and modern songs and ballads. 1767. Goettingen Victorinus Bossiegel) kannte.

kommen mit. Percy ist sein „Handbuch“ geblieben. Er hat es unzählige Male studiert, daraus Belehrung und Begeisterung schöpfend. „Übrigens lebe und webe ich in den reliques,“ schreibt der Dichter 1777 an Boie. „Sie sind meine Morgen- und Abendandacht. Kein poetisches Buch ist meinem Geiste so verwandt als dieses.

Ausser Percy kannte Bürger jedoch ohne Zweifel auch noch zwei andere Sammlungen älterer englischer Volkslieder, die „Old ballads, historical and narrative“ von Thomas Evans (1777) und Thomas Durfeys sechsbändige Kollektion: „Wit and Mirth or Pills to purge melancholy“ (London 1719—20), welche heute zu den bibliographischen Seltenheiten gehört, und auch damals nicht sehr bekannt gewesen sein kann, da Bürger sich sonst des Namens Urfey schwerlich als Pseudonym im Musen-Almanach hätte bedienen können, wie er wiederholt gethan hat.

V.

Erste litterarische Thätigkeit in Göttingen.

1768—1772.

Gelegenheitsgedichte — Lais und Demosthenes — Liebeslieder — Travestien, Europa — Homerübersetzung in Jamben — Probeschrift zur Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft — Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homers und erste Proben in Klotz' deutscher Bibliothek — Die Nachtfeier der Venus — Anthia und Abrokomas.

Wie vordem, so machte Bürger auch in Göttingen Verse, ohne dass jedoch seine Freunde — Boie ausgenommen — „der Geniefunken achteten, die aus den ungeheueren erhabenen Produkten blitzten, die er ihnen zuweilen vorlas“. Allgemeine Aufmerksamkeit wandte der Freundeskreis der poetischen Begabung Bürgers erst zu, als er an seinen Freund Sprengel, bei dem er einst des Abends seinen Überrock vergessen, eine scherzhafte Epistel richtete, die „viel Genialisches“ enthalten haben soll. Bürgers ältester Biograph, Althof, welcher dies berichtet, unterlässt es

nicht, zu erwähnen, dass Bürger bei jener Zusammenkunft etwas angeheitert war. Wahrscheinlich vergass er nur deshalb den Überrock, was uns nur freuen kann, denn sonst wäre sein Talent noch länger unbeachtet geblieben. Leider ist diese Epistel nicht erhalten. Durch seine schlechten Vermögensverhältnisse veranlasst, soll Bürger in der Folge häufig Gelegenheitsgedichte verfasst haben, die ihm als Poeten um das Jahr 1771 in Göttingen einen Namen machten. „Manches Gelegenheitsgedicht von ihm ist bezahlt, gedruckt und vergessen" schreibt Boie an Althof, und wir wissen, dass er sich in dem Winter 1768/69 bereits mit dem Gedanken trug, eine Dekade auserlesener Gedichte erscheinen zu lassen.

Das älteste gedrukte Gedicht Bürgers fehlte bislang in allen Ausgaben der Werke des Dichters, und wurde erst vor wenigen Jahren erkannt und publiziert.*) Es betitelt sich: „Lais und Demosthenes. Eine Erzehlung" und findet sich im 21. Stück der „Göttingischen Gelehrten Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, bestehend aus Abhandlungen von verschiedenen Materien" vom Jahre 1768. Da es bisher der Aufmerksamkeit eines grösseren Publikums entgangen ist, sei es hier nochmals angeführt.

Lais und Demosthenes.

Eine Erzehlung.**)

Es blühte zu Corinth, in dieser reichen Stadt,
Wo Kunst und goldne Pracht mit stolzen Mienen thronten,
Wo Wollust, Freud' und Scherz mit ihrer Cypris wohnten,
Ein Mägdchen — — — ach! so schön, dass keine lose That
Mit einer holderen je Zevs vollführet hat,
(Zevs, der doch um gemeine Schönen
Von seiner Juno sich doch schwerlich konnte sehnen)
Es war, wie Tempens Flora, schön
Wenn hin mit ihrem Lenz die frommen Schäfer geh'n
Und um den Rosenbusch vertraulich schleichen seh'n.
Nichts mangelte der himmlischen Gestalt,
Auch nicht die siegende Gewalt,

*) Von K. Schüddekopf im Anzeiger für Deutsches Altertum 20, 66—69. 1894.

**) S. des A. Gellius N(octes) A(tticae) im 1. Buch das 8. Kap. (Anm. Bürgers).

Die, wie der Circe mächt'ger Spruch
Den stärksten Muth zu Boden schlug.
Die zwang mit süssen Zauber-Minen
Die stolze Freiheit selbst zum Dienen.
Denn ach! das Lächeln, so ihr schwarzes Aug' umfloss,
Ist, glaub' ich, kaum Cytheren mehr gelungen,
Als sie um den Adon, gestreckt in ihren Schooss,
Durchglüht von Lust, den Schwanen-Arm geschlungen.
Wer konnte also widersteh'n,
Der Lais göttlich Bild geseh'n?

Mich wundert's nicht, dass sie halb Griechenland bezwungen,
Nur Schade war's, die liebste Siegerin
War Griechenlands gemeinste Buhlerin.
Denn jedem hat ihr Mund gelacht,
Der reich geschmückt in Stutzer-Tracht,
Ihr feiles Herz erobern konnte,
Und theuer g'nug die kurze Gunst belohnte.

So war sie nun im art'gen Griechenland
Wie Ninon einst in Gallien bekannt.
Wie viele waren sich durch sie nicht anverwandt?
Hatt' ein gereister Herr für Lais nicht gebrannt.
So war er damals nicht galant,
Man wünschte ihm Geschmack und mehr Verstand.

Drum ward Demosthenes, der Redner von Athen,
Auch einst versucht, die Buhlerin zu seh'n — — —
Demosthenes? — — — halt ein! Es ist gescheh'n.
Ich will die Freyheit zwar, das Gegentheil zu glauben,
Nach Orthodoxen Art nicht gleich mit Flüchen rauben.
Indessen find't zum Widerspruch
Sich lange nicht Beweis genug.
Denn alle Hof- und Städte-Kenner
Versichern, dass auch grosse Männer,
Sah man sie gleich voll hohem Ernst sich brüsten,
Als ob sie nichts von leichter Schalkheit wüssten.
Oft Buhlerinnen hitzig küssten.
Wenn nun Demosthenes, ein angeseh'ner Mann,
Auch nach der Lais schmachten kann;
So scheint's mir nicht zum Wundern zu gehören;
Sonst würde sich die Zahl der Wunder sehr vermehren.

So heftig ihn der Rednerstuhl geseh'n,
Als aus den Augen Feuer blitzte,
Und sein beredter Mund Athen zum Kampf erhitzte,

So brünstig war jetzt sein Verlangen,
Das braune Mägdchen zu umfangen,
Und — — — was verschweig' ich es? mit ihr zu Bett zu geh'n.

Die Zauber-Reize zu geniessen,
Bracht' ihn die Sehnsucht bald zu seiner Schöne Füssen.
Demüthig bot er zum Geschenk ihr an,
Was ohngefähr ein solcher Mann,
Ein Redner und Poet den Mägdchens bringen kann,
Er bot sein zärtlich Herz ihr an,
Und hätt' er Verse auch gemacht,
So hätt' er ihr gewiss ein artig Lied gebracht.

Hat sich die Buhlerin denn diesem Mann ergeben?
Er war ja von Athen und wusste wohl zu leben.
O Nein! Ein zärtlich Herz half unserm Redner nicht,
Dies magere Geschenk hatt' ein zu leicht Gewicht.
Gold, Gold erheitert ihr Gesicht,
Dem Golde widerstand sie nicht,
Mit Golde ward sie allemal,
Wie mancher gute General
Auf eine leichte Art besiegt.

Um also eine Nacht den Redner zu ergötzen
Begehrt sie dreust für die unedle Müh',
Hört, Freunde, hört! ist das nicht zum Entsetzen,
Zehntausend Drachmen fodert sie. — — —

Demosthenes erschrak, trat rückwärts, wurde blass,
Wobey er Lais Reiz und Kuss und Nacht vergass.
Er floh beschämt und schrie im Laufen:
Für Myriaden ich? — Der Reue Qualen kaufen?

Göttingen. J. A. Bürger.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser Göttinger J. A. Bürger mit unserem Dichter identisch ist, so wenig wir in diesen freien Jamben auch von dem Geiste der „Lenore" verspüren mögen. Aber gerade das Versmass, dessen sich Bürger in jener Zeit mit Vorliebe bediente, die Reimworte, die sämtlich in anderen Jugendgedichten wiederkehren, sind charakteristisch. Die Behandlung des Stoffes verrät deutlich den Klotzischen Einfluss. In dieser Manier mag Bürger vieles geschrieben haben, ohne dass er es später auch nur einer Erinnerung für würdig hielt.

Dieselbe Sinnlichkeit, die aus dem vorstehenden Gedichte spricht, giebt sich auch in vielen Liebesliedern kund, die wir aus derselben Zeit von ihm besitzen; sie wurden zumeist im Musen-Almanach, anonym oder unter einer Chiffre veröffentlicht und später in verbesserter Form von dem Dichter in die Sammlungen seiner Gedichte aufgenommen. So verspricht Bürger in dem Gedichte „Stutzertändelei“ (1769) dem Amor alle erdenklichen Belohnungen, wenn er Agneschen zum Lachen brächte. Schliesslich weiss er selbst Rat. Amor soll sich in eine Fliege verwandeln, und durch die Schnürbrust in den Busen des Mädchens kriechen:

„Dort wage mir hernieder
Geschickt, nach Bergmannsart
Anschliessend Dein Gefieder
Die wollustvolle Fahrt!

Dann muss es Dir gelingen
Ihr, neidenswerte Müh',
Ein Lächeln abzuzwingen,
Da kitzle, kitzle sie!“

In anderen Liedern herrscht dagegen ein anspruchsloserer Ton vor. Klagen über nicht erhörte Liebe und Verherrlichungen der Angebeteten spielen darin die Hauptrolle, sei es, dass sich Bürger dabei, wie dies häufig geschah, einer französischen oder englischen Vorlage bediente, oder dass er aus seinem eigenen Gefühlsleben schöpfte. Sie sind noch ganz im Geiste der damaligen Zeit gehalten und nur eine auffallende Sprachgewandtheit lässt den künftigen grossen Dichter ahnen. Viele dieser Lieder sind durch die Melodien von Weiss, J. A. P. Schulz, Benda, Kellner u. a. zu Volksliedern geworden.

Das bekannteste unter allen Gedichten aus jener Zeit ist das „Dörfchen“, eine Übersetzung nach dem französischen Dichter Bernard, an welcher sich übrigens Boie den Hauptanteil zuschreibt, da Bürger den rechten Ton nicht habe treffen können. Gleim, dessen Ideen von Poesie diese Idylle so recht entsprach, war über dieses Werk seines Schützlings vor Freude ausser sich. Er faselt noch mehrere Jahre später mit Entzücken davon in seinen Briefen. „Tausendmal, mein lieber Herr Bürger, wünsch' ich, seit ich Ihr ‚Dörfchen‘ las, auf solch einem Dörfchen zu wohnen und Kohl mit ihnen zu pflanzen“ — oder: „Dieses Dörfchen,

mein lieber Herr Bürger, wenn ich König wäre, machte, dass ich ein solches Dörfchen in meinem ganzen Königreiche suchen liesse, mit Ihnen darein zu wohnen" etc. etc. Wenn Bürger nur noch drei solcher Gedichte schriebe, so wolle er sie sauber drucken lassen, sie dem König, der die Bernards, Gressets so gerne lese, zu überreichen . . .

Auch in der travestierenden Dichtung, zu welcher Bürger nach der Ansicht seiner Freunde viel Talent besass, versuchte er sich wiederholt. So schlägt er in dem „Trinklied" (1770)

„Herr Bacchus ist ein braver Mann"

vor, den Gott des Weines an die Stelle Apollos zu setzen.*) „An Themiren" (1771) ist eine Travestie nach Horaz. Bereits 1770 entstand auch die „ebentheyerliche doch wahrhaftige Historia von der Wunderschönen, Durchlauchtigen Kaiserlichen Prinzessin Europa und einem uralten heidnischen Götzen Jupiter item Zeus genannt, als welcher sich nicht entblödet, unter der Larve eines unvernünftigen Stieres, an höchst gedachter Prinzessin ein crimen raptus, zu deutsch: Jungfernraub auszuüben". Im Tone ist dieses Gedicht ganz in der Bänkelsängermanier jener Zeit gehalten, über welche es sich nur durch seinen gesunden Witz und die gewandte Form der Darstellung erhebt. Bürger hatte die Absicht, es sogleich nach seiner Vollendung drucken zu lassen; dies unterblieb jedoch und es kursierte nur in der Handschrift im Kreise seiner Freunde. Sechs Jahre später (1776) entschloss er sich zu einer Umarbeitung, um es in dem „Deutschen Museum" seines Freundes Boie zu veröffentlichen. Dieser wagte es indes nicht, das dem Tone nach sehr freie, mit Anspielungen und polemischen Ausfällen gegen die herrschenden Zustände gespickte Gedicht in seine Zeitschrift aufzunehmen, und deshalb erschien es 1777 als Einzeldruck bei Dieterich. Auf dem Titelblatt verbirgt sich Bürger unter dem Pseudonym „M. Jocosus Hilarius. poet. caes. laur." Dieterich hatte ihm ein Honorar von vier Dukaten

*) Ein parodistisches Pendant zu diesem Gedichte Bürgers besitzen wir von Blumauer.

und ausserdem so viele Exemplare angeboten, als er wolle. „Zeus Kronion aber," schreibt Bürger, „erhob meinen Geist, dass ich das Geld nicht, sondern noch zwei Dutzend Exemplare annahm." An tadelnden Beurteilungen dieses polemischen Carmens war kein Mangel, was Bürger auch begreiflich fand; den sein Lebelang habe er noch nicht gesehen, dass jemand bei Prügeln gelacht hätte.

Der Dichter gesteht zwar an anderer Stelle, dass ihn nichts mehr sporne als ein Löbchen, er besass jedoch zeitlebens Selbstkritik genug, um ein minderwertiges Produkt seiner Muse nicht zu überschätzen. Er sah ein, dass seine bisherige Lyrik der Vervollkommnung noch in mancher Hinsicht bedürftig sei; denn nimmer könne sein Talent in leichten Liedchen gipfeln, seien diese nun nach französischem Muster gedichtet oder originell; es erfasste ihn daher zeitweise eine Art Verzweiflung an seinem poetischen Genie, das nach etwas zu ringen schien, was ihm noch unerreichbar in dunkler Ferne vorschwebte.

„Ich thäte viel besser", schreibt er am 6. Februar an einen Ungenannten, „wenn ich alles Versmachen ganz und gar einstellte denn ich bin wirklich zu kraftlos, mich nur denen vom zweiten Range nachzuschwingen." Was er auch an lyrischen Gedichten hervorbringen könne, werde schwerlich so vortrefflich sein, dass ihn das kommende Decennium unter dem Schwarm junger Dichter auch nur bemerken könne. Dass es die Ballade sei, durch die er seine Lorbeeren pflücken sollte, ahnte er noch nicht, und seine Gedanken schweiften damals zur Epik und zum Drama hin, wofür er schlechterdings keine Anlage besass. Eine Zeitlang dachte er sogar an ein historisches Werk über die Kreuzzüge.

Neben seinen juristischen Studien und seinen poetischen Arbeiten, fand Bürger jedoch auch noch Zeit, die schönen Wissenschaften, für welche ihm Klotz eine so tiefe Neigung eingeflösst hatte, „gründlicher zu studieren, als man sie gemeiniglich zu studieren pflegt". Seine heisseste Begeisterung galt nach wie vor dem klassischen Altertum und dessen hervorragendsten Werken, vor allem Homer. An die Übersetzung der Ilias, die ihn 1770 zu beschäftigen begann, verschwendete Bürger durch

15 Jahre — allerdings mit langen Unterbrechungen —, viele Arbeitskraft, und erst spät kam er zur Einsicht, dass diese Aufgabe seinem Genie nicht angemessen sei. In seinen letzten Lebensjahren reute ihn die viele Zeit, die er bei diesem Unternehmen verloren; das einzige, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen wusste, war, „dass nicht sowohl Ehre, als Finanzerey" die Muse gewesen sei, die ihn dazu veranlasste.

Mit dem Gedanken einer Übersetzung des Homer scheint Bürger sich im Winter 1768/69 zum ersten Male vertrauter gemacht zu haben, und als er am 14. Februar 1769 um Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft zu Göttingen ansuchte, wählte er als Probeschrift ein hierauf bezügliches Thema. In dieser Abhandlung („Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homers*)") zeigt sich Bürger als Klotz' Schüler, der die Ansichten seines Meisters in kühner, fast möchten wir sagen, kritikloser Weise vertritt. Sein selbstbewusstes Auftreten, der etwas übermütige Ton des Begleitbriefes verraten das für den jungen Bürger charakteristische Vertrauen in sein eigenes Können. Der Tenor des Schreibens veranlasste den Vorsitzenden der Gesellschaft Prof. Kästner zu verschiedenen tadelnden Bemerkungen über den Petenten, einzelne Mitglieder bezeichneten Bürger als unfein, ungebildet, eitel, und der Philologe Heyne erhob gegen die Probeschrift sogar sachliche Einwände, und meinte, es ginge ihm jedes selbständige Urteil ab — aber schliesslich nahm man Bürger dennoch auf, da man erkannte, dass es dem jungen Kampfhahne nicht am Genie fehle. Kästner sagte, ein Baum, der zu sehr ins Holz treibe, sei ihm jedenfalls lieber, als einer, der aus Mangel an Luft dürr stehe. Bürger verfocht in dieser Schrift den Klotzischen Standpunkt, dass man den Homer in Prosa übersetzen müsse, und verwahrte sich besonders energisch gegen eine Übersetzung in Hexametern, wie er dies später noch zu wiederholten Malen gethan hat. Besonderen Wert legt er darauf, dass der Übersetzer sich häufig

*) Veröffentlicht von August Kluckhorn im „Archiv für Litteraturgeschichte" 12, S. 61 ff., 1884.

kräftiger und edler, wenn auch veralteter Ausdrücke bediene, da dies dem Geiste des Dichters sehr angemessen sei. Homer sei stets als ein ehrwürdiger Rest aus längst vergangenen Tagen zu behandeln, nimmermehr gezieme es sich, ihn zu modernisieren.

Dem letzteren Grundsatz blieb Bürger auch noch zwei Jahre später (1771) treu, als er in Klotz' „Deutscher Bibliothek"*) die ersten Proben seiner Homerübersetzung — 425 (im Original 303) Verse aus der ersten und 94 (65) Verse aus der vierten „Rhapsodie" der Ilias — veröffentlichte, denen er neuerliche „Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer" voranschickte. Bürger schlägt in dieser Abhandlung einen ungleich bescheideneren Ton an, als in der oben erwähnten. Er erklärt, dass er die nachfolgenden Fragmente dem Publikum nicht ohne Bangigkeit vorlege, da er an Jahren wie auch an Geschmack und Kenntnis ein Unmündiger sei. Nur um sein Vaterland zu bereichern, dessen Ruhm und Ehre zu erhöhen, habe er die schwierige Aufgabe unternommen.

Nach wie vor hält er an der Einführung alter Wörter und Sprachwendungen fest. Unsere alte Sprache habe eine schöne Präzision, Anstand, eine rührende natürliche Einfalt, starke Farben und einen männlichen Charakter, — herrliche Eigenschaften, die Sprache einer Ilias abzugeben! Und Homer müsste den Deutschen wie den Griechen zu Platons Zeit, als ein ehrwürdiger Greis erscheinen, den aber noch keine Runzeln entstellen. Jugendliche, zarte und glatte Schönheit sei ihm nicht eigen, sondern stärkere Züge der Schönheit des männlichen Alters. Man solle ihn darum nichtzu schmücken trachten, sondern ihm seinen langen Bart lassen, ob man jetzt gleich keinen mehr trage. Man solle ihm auch das Haar nicht à la France kräuseln und noch viel weniger ihm statt seines altväterischen, aber ehrwürdigen Gewandes ein Kleid nach französischem Schnitte anlegen. Kurz, auch der deutsche Homer

*) VI. Bd. S. 1 ff. (Wiederholt bei Jördens, Sammlung der besten zerstreuten Übersetzungen. Hamburg 1782. S. 115 ff. u. 146 ff.)

müsse „nach Altertum schmecken“. Dagegen geht er von der Ansicht, die Übersetzung müsse in Prosa sein, ab, und erklärt, dass der Charakter eines Gedichtes nur in gebundener Sprache vollständig gewahrt werden könne. Nimmer dürfe man aber das Versmass des Originals beibehalten. Da der Zweck seiner Arbeit vornehmlich darin liege, das ausländische Werk in ein deutsches umzuwandeln, aus dem griechischen Homer einen deutschen zu machen, müsse er auch einen deutschen Vers verwenden, und er wählt den damals in Deutschland eben erst eingebürgerten fünffüssigen Jambus, den er für das „einzig wahre, echte, natürliche heroische Metrum unserer Sprache“ hält. In seiner Emanzipation von der Originalform des Gedichtes beruft er sich auf Herder, den er seit jeher schätzte, und dessen persönliche Bekanntschaft er 1770 oder 1771, in welchen Jahren letzterer wiederholt die Göttinger Bibliothek benutzte, gemacht haben dürfte. Herder gab in seinen 1767 erschienenen „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur“ auf die Frage: Was sollen wir aus der alten poetischen Zeit der Griechen durch Übersetzungen für unsere Sprache rauben? Die kurze Antwort: Nur nicht die Silbenmasse. So denkt auch Bürger: „Gebt einem gesunden Verstande ohne Schulweisheit Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen, er wird sogleich, wenn sie gut sind, scandieren; gebt ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen.“

Unzweifelhaft war der fünffüssige Jambus der einzige Vers, der, abgesehen von dem Hexameter bei einer Übersetzung Homers in Betracht kommen konnte, und welche Einsicht in das Wesen unserer Sprache Bürger durch die Verwerfung der letzteren verriet, wird um so deutlicher, wenn wir bedenken, dass jene Zeit noch ganz unter dem Zeichen Klopstocks stand, der durch seinen hexametrischen Messias die Ansichten Deutschlands terrorisierte. Den Vorwurf der Eintönigkeit, welchen Bürger gegen den deutschen Hexameter erhob, kann man jedenfalls auch seinen Jamben gegenüber geltend machen, welche durch die hin und wieder eingestreuten Anapäste nicht lebhafter wurden. Ob es

Bürger jedoch gelungen sei, durch jenes Versmass den Leser in den süssen Wahn zu versetzen, dass Homer ein alter Deutscher gewesen, und seine Ilias so gesungen habe, wie er sie wiedergab, ist sehr zu bezweifeln. Wenn die gewünschte Illusion nicht erzielt wurde, so lag die Schuld jedoch nicht an Bürger, sondern in dem Wesen der Aufgabe; denn selbst wenn die Form der Ilias eine echt deutsche geworden wäre, niemals wäre es ihr Geist geworden — eine Wahrheit, die allen Homerübersetzern, die mit deutscher Volkspoesie liebäugelten, verborgen geblieben ist.

Leise Zweifel mögen Bürger bereits in seiner ersten Begeisterung bisweilen beirrt haben. Am Schlusse des oben erwähnten Aufsatzes sagt er, er hielte einen guten deutschen Homer für kein ganz unmögliches Ding, wenn Deutschlands Zustand ein anderer wäre. Denn der Mann, welcher an solch' ein Werk ginge, brauchte dazu mindestens ebensoviele Jahre, als die Ilias Bücher enthalte, und in dieser ganzen Zeit dürfte er sich keiner anderen Arbeit widmen. Er müsse im Homer leben und weben, und beständig voll davon sein. Da nun aber die deutschen Gelehrten doch auch leben wollten, und sich um ihr Amt bekümmern müssten, sei unter ihnen dieser Mann nicht zu finden. „Wo ist der Gelehrte," ruft er daher aus, „der alle Vorteile ausschlagen und ein Märtyrer des Homer werden wollte"? Er selbst finde bei sich keinen innerlichen Beruf zu einem derartigen Opfer, wenn er auch mit Engelgaben zu diesem Werke ausgerüstet wäre. Pope, der gleichfalls in Jamben übersetzte, sei in England durch seinen Homer zum reichen Manne geworden, der deutsche Übersetzer — würde dabei verhungern, wenn er nicht sonst zu leben hätte. Daher sei, solange Deutschland seine Natur nicht gänzlich ändere, auf einen guten deutschen Homer nicht zu rechnen.

Später sah Bürger ein, dass die Schwierigkeit weniger in der Teilnahmslosigkeit des Publikums, als in der schlechten Eignung des Stoffes liege, der nun einmal griechisch war, und nicht „teutsch" werden wollte. Er erkennt, dass er wohl ein nicht schlechtes Gedicht in Jamben zu stande gebracht hätte, aber

nimmer und nimmer Homers Ilias, wenn er auch unumschränkter Beherrscher beider Sprachen gewesen wäre. Das letztere war bei weitem nicht der Fall, da es ihm einerseits im Deutschen noch an jener Sprachgewandtheit fehlte, welche seine späteren Arbeiten auszeichnet, und andererseits seine Kenntnisse im Griechischen, damals wie stets nicht unbedeutende Lücken aufwiesen. Der wissenschaftliche Wert von Bürgers Ilias ist noch geringer, als ihr poetischer.*)

---

*) Der Charakter der Bürgerschen Homer-Übersetzung wird am besten durch Vergleichung mit der Vossischen deutlich, zu welchem Zwecke wir die ersten Verse der beiden Verdeutschungen hier anführen. Bürger übersetzte:

Sing' Göttin, den unsel'gen Groll Achills,
Des Sohnes Peleus, welcher tausend Weh'
Auf die Achäer lud, ins Todtenreich
So vieler Starken tapfere Seelen trieb
Und ihre Leichen hin, ein Raubmal, warf
Den Hunden und den Aaren allzumal.
So aber ward der Wille Zevs erfüllt;
Sint zwischen Atreus Sohn, dem Könige
Der Scharen und dem göttlichen Achill
Der Zwiespalt, da sie haderten, begann.
Wer von den Göttern gab sie unterthan
Der Zwietracht, dass sie stritten? Jupiters
Und der Latona Sohn. Denn der, ergrimmt
Auf Agamemnon wiegelt in dem Heer
Der Griechen böse Pestilenz empor,
Wovon dahin das Volk im Lager starb,
Weil seinen Priester Atreus Sohn entehrt.
Denn seine Tochter zu erlösen traf
Im Schiffsgelager Chryses ein und bot
Viel überköstliche Geschenke dar. etc.

Voss:

Singe, o Göttin, den Zorn des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt den Achaiern unnennbaren Jammer erregte,
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais
Sendete, aber sie selber zum Raub ausstreckte den Hunden
Und dem Gevögel umher: so ward Zeus Wille vollendet.
Seit dem Tag, als einst durch bitteren Zank sich entzweiten
Atreus Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus.

Obwohl es nicht an Leuten fehlte, die wie Gleim von Bürgers Idee entzückt waren, hatte es für ihn doch nicht den Anschein, als ob etwas rechtes daraus werden sollte. So arbeitete er nur sehr langsam, mit grossen Unterbrechungen daran fort, zeitweise an der Vollendung des Werkes sogar verzweifelnd. Erst 1775 wandte er sich der Arbeit mit neuer Energie zu.

Neben dem Homer beschäftigte sich Bürger wahrscheinlich schon seit 1767 mit einer freien Übersetzung des „Pervigilium Veneris", wozu ihm eine Bemerkung von Klotz in den „Hallischen Neuen gelehrten Zeitungen"*) den Anlass gegeben hat. „Möchte sich doch ein Mann von Gleimischem Geiste durchdrungen," so hiess es dort, „oder Herr Gleim selbst, entschliessen, uns die Zärtlichkeit des Römers in unserer Sprache empfinden zu lassen!"

In dieser poetischen Bearbeitung sehen wir unzweifelhaft das älteste grössere Gedicht Bürgers, wenn sich auch die Zeit ihrer Vollendung nicht ganz sicher stellen lässt; er hat zeitlebens daran herumgefeilt. Die erste Umarbeitung fällt in das Jahr 1772. Bevor die „Nachtfeier der Venus" im Deutschen Mercur (1773) erschien, hat auch Ramler manche Verbesserungen daran vorgenommen. Obwohl es diesem durch Knebel übergeben wurde, erriet er nach dem Tone, dass kein anderer als der U. des „Musen-Almanachs" der Verfasser sein könne, unter welcher Chiffre er Bürger vermutete. Aus dem lateinischen Chaos schöner Blumen, urteilt Ramler in einem Briefe an Boie, habe Bürger einen herrlichen Garten geschaffen. Allein noch sei „zu viel Römisches" darin; es müsse mehr modernisiert werden, und er nahm sich alle erdenkliche Mühe, diese Mängel zu verbessern.

So erschien die „Nachtfeier der Venus" als „Eine Cantate nach dem Lateinischen des jüngeren Katullus" im Aprilheft des

---

Wer der Unsterblichen reizte sie auf zu feindlichem Hader?
Letos Sohn und des Zeus. Denn der, dem Könige zürnend,
Sandte verderbliche Pest durch das Heer; und es sanken die Völker:
Drum, weil ihm den Chryses beleidiget, seinen Priester
Atreus Sohn. Denn er kam zu den rüstigen Schiffen Achaias,
Frei zu kaufen die Tochter und bracht' unendliche Lösung. etc.

*) 81. Stück vom 12. Okt. 1767 S. 646.

„Deutschen Mercur" und Bürger war mit den Veränderungen Ramlers vorläufig einverstanden. Denn er stand damals noch „in denjenigen Lehrlingsjahren, in welchen man die älteren allgemein anerkannten Meister der Kunst, wie Herr Ramler war, nicht bloss für das, was sie sind, nämlich für menschliche, mithin dem Irrtume unterworfene, und allenfalls noch wohl zu übertreffende Meister, sondern für allwissende und unfehlbare Götter zu halten geneigt ist." Gleichwohl sah Bürger ein, dass diese Hymne nie ein Lied für Deutsche werden könne. Man werde ihm die nachgeahmte Antike stets ansehen, und — „lieber ein unerträgliches Original als ein glücklicher Nachahmer".

Ein Jahr darauf (1774) nahm Ramler das Gedicht mit abermals verändertem Refrain in seine „Lyrische Blumenlese"*) auf und Bürger liess sie im selben Jahre mit Beibehaltung mancher Ramler'schen Verbesserungen im Göttinger Musen-Almanach erscheinen. Er hörte jedoch mit der Zeit auf, die Ramler'schen Umänderungen für das „reinste, gediegenste, auf keine Weise mehr goldener zu machende Gold zu halten", und die „Nachtfeier der Venus" erhielt daher in der 1. Ausgabe von Bürgers Gedichten (1778) abermals eine vielfach veränderte Gestalt. Mit noch durchgreifenderen Änderungen überrascht uns der Dichter in der 2. Ausgabe (1789), und die nörgelnde Kritik Schillers (1791) hat ihn am Abend seines Lebens veranlasst, noch einmal die Feile an diese Jugendarbeit zu legen, und in einem Aufsatze von ca. hundert Druckseiten („Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus") jede einzelne Neuerung zu rechtfertigen. Der letzten Bearbeitung, die im „Musen-Almanach" für 1796 erschien, dürfte die Palme zuzuerkennen sein.**)

Angeeifert durch Bürgers Umdichtung hat es der 22jährige

---

*) 2, S. 20—30. Unterzeichnet B—r.

**) Der Refrain lautete im Musen-Almanach für 1774:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Liebe morgen, wer die Liebe
Schon empfand!

Schiller 1781 gleichfalls unternommen, das viel bewunderte Gedicht in die deutsche Litteratur einzuführen; aber sein „Triumph der Liebe", welcher Bürgers „Nachtfeier" in Schatten stellen sollte, ist ebensowenig populär geworden wie diese. Für uns ist er als ein Zeichen der schon damals beginnenden Animosität Schillers gegen den Dichter der „Lenore" bedeutsam.

In der Ausgabe von 1778:

Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!

In der Ausgabe von 1789:

Morgen liebe, was auch immer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Im Musen-Almanach für 1796:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut'!

Für die Gewandtheit, mit welcher Bürger die Sprache zu handhaben wusste, wenn es die strikte Wiedergabe eines Gedankens galt, ist auch folgendes bemerkenswert. Lichtenberg erzählt im Göttinger Taschenkalender für 1798 (S. 132 ff., Werke VI. 155 ff.), er habe eines Abends mit Bürger die Behauptung Drydens besprochen, die beiden Verse Sapphos an Phaon (Ovid. Heroid. XV. 39 f.):

Si, nisi quae forma poterit te digna videri
Nulla futura tua est: nulla futura tua est

könnten nicht in gleich vielen Zeilen englisch gegeben werden, und dieselbe auch auf das Deutsche ausgedehnt. Am folgenden Morgen bereits schickte ihm Bürger fünf Übersetzungen, wovon jedoch zwei eher als Parodien oder Karikaturen gemeint waren. Aber weder er noch Lichtenberg waren damit ganz zufrieden und letzterer schob die Schuld auf die Anwendung des Reimes. Drei dieser Übersetzungen hat Dr. Althof in seiner Biographie Bürgers mitgeteilt. Sie lauten:

1.

Wenn ausser Wohlgestalt, vollkommen wie die Deine
Dein Herz nicht eine rührt: so rührt Dein Herz nicht eine.

Schliesslich übersetzte Bürger 1770 die Novelle „Anthia und Abrokomas“ aus dem Griechischen des Ephesiers Xenophon. „Leider weiss ich selber zu gut,“ schreibt Bürger in der Vorrede zu dem erst 1775*) gedruckten Buche, dass ich etwas viel Gescheuteres hätte thun können, als ein albernes Romänlein zu verdeutschen.“ Wenn er es that, so geschah es jedenfalls nur, um damit einiges Geld zu verdienen. Doch sah er sich in seinen diesbezüglichen Erwartungen arg getäuscht. Der Verleger Weygand, den Bürger bei dieser Gelegenheit als einen „rechten Filz“ bezeichnet, schickte ihm ein Honorar von nur sechs Dukaten. Nun wisse er wohl, dass „der Quark nicht viel wert sei“, aber der kärgliche Lohn verdarb ihm alle Freude an der Autorschaft, so dass es ihn sogar ärgerte, als der Verleger das Buch samt dem Namen des Übersetzers annoncierte, um „nur einige Exemplare von dem elenden Groschenwerklein mehr abzusetzen“.

2.

Wenn ausser einer Braut, der Deine Reize fehlen,
Du keine wählen darfst: so darfst Du keine wählen.

3.

Wenn ausser der, die Dir an Schönheit gleicht auf Erden
Dein keine werden kann: so kann Dein keine werden.

Die beiden anderen unterdrückte er. Ausserdem sollen bei Lichtenberg noch sechs deutsche und zwei französische Übersetzungen eingelaufen sein. In der Rezension von Althofs Buch übersetzt Herder [Werke ed. Suphan XX. 379] die fraglichen Verse in einem Distichon, das an die Fassung 3 erinnert:

Wird nur eine, die Dir an Schönheit gleichet, die Deine,
Keine sonst: o so wird keine die Deine, mein Freund!

*) Leipzig, Weygand 111 S. 8°.

Heinrich Christian Boie.

Nach einer Silhouette in Ernst Kroker „Die Ayrerische Silhouettensammlung“ (Leipzig, Dieterich 1899).

VI.

Bewerbung um die Amtmannsstelle.

1772.

Die Familie von Uslar und das Gericht Alten-Gleichen — Hofrat Listn und seine Amtsnachfolger — Kabalen — Versöhnung Bürgers mit seinem Grossvater und dessen Tod.

Auch der Anfang des Jahres 1772 brachte noch einige Enttäuschungen für Bürger und jene, welche sich seiner angenommen hatten. Gleim gab sich nach wie vor alle Mühe, ihn zu Halberstadt „in einer für seine Musen unschädlichen Bedienung versorgt zu sehen", aber ohne Erfolg. Sogar der Grossvater schien sich wieder mit seinem Enkel auszusöhnen, indem er mit dem Gedanken umging, ihm die Stelle des Bürgermeisters von Aschersleben, die voraussichtlich vakant werden würde, zu verschaffen. Aber dieser Posten wurde nicht so bald erledigt, als man erwartete. Gleim tröstete sich damit, dass die Stelle für Bürger ohnedies nicht gepasst hätte, denn Homer und Bürger „möchten nirgends als zu Rom oder zu Athen gute Bürgermeister sein".

Die Hilfe kam diesmal von anderer Seite. Bürgers Freund Boie hatte vor kurzem die Bekanntschaft des württembergischen Hofrats Ernst Ferdinand Listn gemacht, der als Vormund zweier unmündiger Kinder der Familie von Uslar einen bedeutenden Einfluss auf die Besetzung der Amtmannsstelle an dem herrschaftlich Uslar'schen Gerichte von Alten-Gleichen übte. Diese Stelle sollte demnächst frei werden, da der bisherige Inhaber, ein Advokat Eggeling aus Einbeck, für den 1. Juli 1772 seine Demission gegeben hatte. Boie empfahl dem Hofrat seinen Freund auf das wärmste für das Amt, und Listn sagte ihm seine Stimme zu. Ende Februar oder anfangs März 1772 gab Boie Bürger den Rat, sich bei Listn selbst um das Amt zu bewerben und der Uslar'schen Familie seine Aufwartung zu machen. Hierin bestanden die „vielen Schwierigkeiten", welche Boie (nach seinen

Heinrich Christian Boie.

Nach einer Silhouette in Ernst Kroker „Die Ayrerische Silhouettensammlung" (Leipzig, Dieterich 1899).

eigenen Worten) zu überwinden hatte, um seinen Freund unterzubringen.

Bevor wir Bürger auf seiner Reise zu Listn folgen, wollen wir einen Blick auf die Amtmannsstelle werfen, um die er sich bewarb, sowie auf die unglaublich zerrütteten Verhältnisse, welche dort herrschten.

Die Besetzung der Gerichtshalterstelle zu Alten-Gleichen mit dem Sitze zu Gelliehausen (eine Meile von Göttingen) und der Jurisdiktion über sechs Dörfer hatte die Familie von Uslar, welche ihrerseits der grossbritannischen Regierung zu Hannover unterstand. Die Uslars können als das Prototyp eines von inneren Streitigkeiten und lächerlichem Familienhader durchwühlten Adelsgeschlechtes gelten, wie sie in jener Zeit besonders auf dem Lande häufig waren und sich vereinzelt in jenen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die Familie zerfiel in zwei Linien mit zusammen sieben Stimmen. Die ältere Ludolph'sche mit dem Senior des Hauses, dem Obristen Adam Henrich v. Uslar, und die jüngere, Melchior'sche, mit dem Dr. juris Hans v. Uslar als Repräsentanten. Für zwei minderjährige Brüder der älteren Linie führte Hofrat Listn die Vormundschaft. Die beiden Linien lagen miteinander, und die Mitglieder jeder derselben wieder untereinander in fortwährender Fehde, welche — da an Anlässen kein Mangel war — stets von neuem geschürt wurde. Für die Advokaten war diese Familie eine nie versiegende Erwerbsquelle. Am ärgsten trieb es, um den anderen mit gutem Beispiel voranzugehen, der Senior Adam Henrich, der sich von seinem Gute Elbickerode aus in alle Angelegenheiten der einzelnen Familienmitglieder mischte und unablässig bestrebt war, sich eine Art Direktorium zu sichern. Durch eine Reihe von Jahren war es ihm gelungen, die Gerichtshalterstelle mit Kreaturen seiner Wahl zu besetzen und auf diesem Wege sogar die Registratur und die Lehenskasse in seine Hände zu bringen. Die Gerichtsbarkeit war daher zu Gelliehausen in einem sehr traurigen Zustande. Die Unordnung war bereits in den vierziger Jahren eingerissen, zu welcher Zeit der Hofrat

Listn die Stelle des Amtmanns übernommen hatte. Ein Mann von höchst verderbtem Charakter, war der spätere Beschützer Bürgers schon damals wegen seiner Ränke, Chikanen, Prellereien, Lügen und Lästersucht und seiner täglichen Branntweinvöllerei in der ganzen Gegend berüchtigt. Keineswegs dürfte die Entartung seines Charakters erst als eine Folge der Ereignisse des siebenjährigen Krieges anzusehen sein, in welchem er eine nicht unbedeutende Rolle spielte, und den Einwohnern seiner Gegend durch seine Verschlagenheit wichtige Dienste geleistet haben soll. Jedenfalls nennt ihn Boie nicht mit Unrecht „einen Mann von Kopf und Kraft — schade nur, dass er beides zu schlechten Zwecken verwendete. Bürger sollte an ihm noch die schlimmsten Erfahrungen machen.

Nachdem Listn das Amt durch 25 Jahre (1742—1767) innegehabt, zog er sich auf die Sinekuren, welche ihm der alte Uslar bot, zurück. Die vier folgenden Gerichtshalter brachten die Amtsführung nur noch mehr herab. Ein ehemaliger Ziethen'scher Husar Namens Boije trieb es in seinen Fälschungen und Gewissenlosigkeiten aller Art so weit, dass er schliesslich entlassen werden musste. Sein Nachfolger Schmidt sündigte im Laufe von fast einem Jahre ebensoviel durch Unverstand. Dagegen trat Grosse in die Fusstapfen des Schurken Boije. Er wurde der Stelle durch die hannoversche Landesregierung entsetzt. Am 21. Oktober 1769 übernahm der schon erwähnte Advokat Eggeling das Amt, welcher verhältnismässig lange brauchte, um zur Einsicht seiner Unfähigkeit zu gelangen. Das Gericht war mithin in einem derartigen Verfall, dass es auch einem energischeren, tüchtigeren Amtmanne als Bürger schwerlich gelungen wäre, alles wieder in das richtige Geleise zu bringen.

Am 19. April 1772 sehen wir Bürger nach dem Wunsche seines Freundes Boie selbst nach Gelliehausen gehen, wo der Hofrat Listn unterdessen für ihn gearbeitet hatte. Die Neubesetzung der Amtmannsstelle hatte sich jedoch, wie zu erwarten stand, als ein fruchtbarer Anlass zu neuen Familienstreitigkeiten erwiesen. Da diesmal die übrige Familie gegen den vorge-

schlagenen Kandidaten Bürger nichts einzuwenden hatte, stellte ihm der Senior Adam Henrich einen Assessor Oppermann aus Göttingen entgegen, dem er um jeden Preis die Stelle verschaffen wollte. Als Bürgers Beschützer jedoch nicht nachgaben, beschloss der Senior, ganz gegen die Gewohnheit — denn bisher war die Besetzung immer formlos vor sich gegangen — von beiden Kandidaten Probeschriften ausarbeiten zu lassen. Sie sollten dieselben in strenger Klausur zu Gelliehausen niederschreiben; in der That aber gestaltete sich die Sache anders. Bürger arbeitete wohl in strenger Klausur zu Gelliehausen im Hause des Hofrats Listn, aber der Candidatus Oppermann, der sich mit seinem Elaborat in die gelehrte Stadt Göttingen zurückgezogen hatte, bediente sich wahrscheinlich fremder Hilfe. Von den drei Arbeiten Bürgers haben sich zwei erhalten; die eine betrifft einen angeblichen Kindesmord, in Wahrheit einen Verwandtenmord, da nicht die Mutter, sondern die Grossmutter die Mörderin war,*) die andere war aus dem Civilrecht (in pto.: Condict. ob causam datorum).

Die Arbeiten der Kandidaten wurden zur Begutachtung der Juristenfakultät zu Göttingen vorgelegt, deren Urteil sich beide zu ihren Gunsten auslegten. Bürgers Gönner erklärten sich darum jedoch nicht bekümmern zu wollen und bestimmten den 1. Juli zur Beeidigung des neuen Amtmanns. Adam Henrich musste sich endlich damit einverstanden erklären, verlangte aber, um Bürger ein letztes Hindernis in den Weg zu legen, drei Tage vor dem Termine die Stellung einer Kaution von 600 Thalern in der Hoffnung, er werde sie in so kurzer Zeit nicht aufbringen können. Das war auch in der That unmöglich und Bürger war über diese Chikane empört. „Ich muss und muss Kaution ad Interim, bis mein Grossvater kommt, haben", schreibt er an Boie, „und sollte sie auch vom Teufel kommen." Glücklicherweise fand Boie zwei Geschäftsleute aus Göttingen, den Traiteur Johann

*) Relatio ex actis inquisitionalibus wider Anna Margaretha Kerlin und Catherina Margaretha Rel(icta) Wegner zu Bischhausen in pto. Infanticidii. Abgedruckt bei Goedeke „Gottfried August Bürger in Göttingen und Gelliehausen." Aus Urkunden. Hannover 1873. S. 83 ff.

Hermann Rühlender und den Kaufmann Paul Ludwig Backhausen, welche sie je zur Hälfte erlegten. Der Notar Meyer bot sich ausserdem für die ganze Summe an. Den Darlehensgebern verbürgte sich Boie für die Schuld seines Freundes. Auch die übrige Familie v. Uslar setzte sich, nur um den Obersten zu ärgern, mit ihrem Gesamtvermögen für Bürger ein. So wurde dieser trotz aller Kabalen am 1. Juli 1772 als Amtmann von Alten-Gleichen beeidet. Den Huldigungseid an die Hannover'sche Regierung legte er nachträglich, am 31. Dezember 1772 in die Hände seines späteren Schwiegervaters, des Amtmannes Leonhart zu Niedeck ab.

Bald nach Bürgers Amtsantritt in Gelliehausen kam sein Grossvater Bauer nach Göttingen und gab 200 Thaler zur Begleichung von Bürgers „kleinen schreienden Schulden" sowie 200 weitere Thaler zur Bestreitung seiner Einrichtungskosten. Er erlegte auch die Kaution, die Bürger sich verpflichtet hatte, binnen 14 Tagen zurückzuerstatten, wagte es jedoch nicht, sie dem Enkel selbst anzuvertrauen, „weil er ihn", wie Bürger später selbst schreibt, „für einen lockeren Zeisig hielt, wie dem wohl auch wahr sein mochte", sondern übergab sie dem Hofrat Listn, eine grosse Unvorsichtigkeit, die Bürger schwer büssen musste. Als Listn einige Jahre später Konkurs machte, kam der Dichter um das ganze Kapital sowie um die Zinsen von sieben Jahren. Die Kluft zwischen Grossvater und Enkel war durch diese heroische That des ersteren vorläufig ausgefüllt. „Er war so sanftmüthig als ein alter Erz-Vater" schreibt Bürger an seinen Freund, den Assessor Götze.

Aber der alte Mann sollte den Anbruch eines neuen Jahres nicht mehr erleben. Er starb am 31. Dezember 1772, wie sich Bürger ausdrückt „an einem itzt grassierenden, faulen Fieber, welches er anfangs nicht geachtet." Der Dichter erhielt erst am 25. Jänner 1773 die Nachricht, welche ihn tief betrübte. Zugleich aber war es ein beruhigendes und trostreiches Bewusstsein für ihn, dass der Alte mit ihm versöhnt aus der Welt geschieden war. Der Freude über die ansehnliche Erbschaft,

welche seiner nun harrte, hat er in keinem seiner zahlreichen Briefe aus jener Zeit Ausdruck gegeben. Jedenfalls erloschen in diesem Augenblicke in Bürgers gutmütigem Herzen alle schlimmen Erinnerungen, die sich an den Grossvater knüpften, um einem Gefühle von warmer Liebe und Dankbarkeit Platz zu machen. „Mich hat dieser Verlust", schreibt er an Boie, „schmerzlicher berührt, als ich vordem geglaubt hätte. Denn er war doch bei aller seiner Härte ein grundehrlicher und guter Mann. Ich habe ihm doch alles zu verdanken. Da ich schwerlich eine Laute haben würde, wenn er nicht gewesen wäre, so dünkt es mir Pflicht zu sein, sein Andenken in einem kleinen Liede zu segnen. Prunk der Poesie ist nicht drin, aber was ich drinnen sage, ist wahr und geht mir von Herzen. Für ein Gedicht, das nur in Aschersleben rouliren soll, mag es leicht poetisch genug sein." In der That trägt das Gedicht „Bei dem Grabe meines guten Grossvaters Jakob Philipp Bauers", das in 100 Exemplaren bei Dieterich gedruckt wurde, den Stempel der Aufrichtigkeit und Herzlichkeit. Es heisst darin u. a.:

„Dieser Biederseele Flecken
Rüge keine Lästerung!
Denn was Flecken war, vermodert;
Nur des Himmels Funken lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung.

Ach, er war mein treuer Pfleger
Von dem Wiegenalter an.
Was ich bin und was ich habe,
Gab der Mann in diesem Grabe,
Alles dank' ich Dir, Du guter Mann!"

Sechs Monate früher war Bürgers jüngste Schwester Johanna Dorothea als sechzehnjähriges Mädchen zu Langendorf in den Armen ihrer Schwester Friederike gestorben, die gleichfalls noch im selben Jahre ihren Gatten, den Amtsverwalter Johann Jakob Müller durch den Tod verlor. Friederike vermählte sich ein Jahr darauf mit dem Amtsnachfolger ihres verstorbenen Gatten, Heinrich Adolf Müllner, dem sie 1774 einen Sohn — den Dichter der „Schuld" — gebar.

Zweiter Teil.

Der Amtmann Bürger.

1772–1784.

VII.

Die ersten Jahre amtlicher Thätigkeit.

1772—1774.

Der Reiz der Neuheit — Fortgesetzte Kabalen von Bürgers Gegnern — Seine Rechtfertigung und Bestätigung als Amtmann — Finanzielle Sorgen — Freundschaft mit der Hofrätin Listn — Übersiedlung nach Niedeck.

So war Bürger nach mannigfachem Ärger endlich Inhaber der wenig beneidenswerten Stelle, von der er anfangs eine weit bessere Meinung gehabt zu haben scheint, als sie verdiente. „Glaube nur nicht", schreibt er am 9. August 1772 an den Assessor Götze in Quedlinburg, „dass dieses (Amt) ein Katzen-Dreck sey! ..... ich habe sechs ansehnliche Dörfer unter meiner Gerichtsbarkeit, welche die obere und untere, altam et vassam, in sich begreift; und bin unumschränkter als ein königlicher Beamter, indem die Gerechtsame der Uslarischen Familie, ausser der Landeshoheit, mit den königlichen Gerechtsamen beinah al pari gehen." In einem späteren Briefe schildert er demselben Freunde seine Machtfülle wie folgt: „Ich bin in meinem Gericht souveräner Herr über Leben und Tod. Galgen, Rad, Staupenschlag, Zuchthaus, Karrenschieben, Halseisen, Spanische Jungfer, Buckel voll Prügel, Hundeloch, kurz, was ich will, kann ich erkennen. Ich habe auch ein starkes Militaire unter meinem Commando. Eine Armee von 24 Mann Landmiliz, die auf meinen Wink marschfertig sein müssen, und wodurch ich meinen Staat in Zaum halte. Und wenn ein Fürst in meinen Grenzen ein Verbrechen begeht,

so lasse ich ihn durch meine dienstfertigen Geister greifen und hege mein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn."

Dessen ungeachtet klingt es etwas hochtrabend, wenn Graf Christian zu Stolberg den neuen Amtmann als den Liebling der Justitia besingt:

„Weihe lächelt sie, edler Cheruskasohn,
Dir o Bürger, der Du, heiligen Druden gleich,
Richtertugenden übst . . . ."

In der That fühlte sich Bürger anfangs in seiner Stellung ganz wohl, obgleich er alles in einer schrecklichen Unordnung vorfand. „Arbeit, sehr viel Arbeit ist allhier mein Loos! Doch will ich gern arbeiten, wenn nur erst Ordnung wieder hergestellt und der alte Sauerteig ausgefegt sein wird. Itzt ist hier noch lauter Chaos und es ist mir bis itzt noch unmöglich, Tag und Nacht, d. i. Musse und Amtsarbeit von einander zu scheiden, und jeglichem seine Schranken anzuweisen . . . . Mein Ämtchen ist recht artig einträglich; und in vielerlei Absicht wichtiger und von reelleren Vorzügen, als manche prächtige, in das weite Feld schimmernde Station. Die Leute, bei denen ich lebe (gemeint sind Listns; das Amtshaus in Gelliehausen war damals noch im Bau begriffen), lieben mich so gutherzig und aufrichtig, als man nur wünschen kann, und ich finde meine Glückseligkeit darin, sie von ganzem Herzen wieder zu lieben."

Das war aber nur der Reiz der Neuheit. Kein anderer hätte sich weniger zum Gerichtsbeamten geeignet als Bürger. Sein Amt, dem er sich in der ersten Zeit noch mit einer gewissen Lust und Liebe widmete, wurde ihm schliesslich zur drückenden Fessel. „Das Räuspern, Husten und Murmeln der Klienten und das Schlorfen und Trampeln der Bauernfüsse" auf dem Gange vor seiner Stube sollte ihm noch herzlich zuwider werden. — An Enttäuschungen war indes alsbald kein Mangel.

Bürger scherzte einmal, er habe nicht nur einen Gerichtsherrn, welcher ihn leicht fortjagen könnte, sondern eine ganze Familie; mithin sitze er, wenn er nicht selbst absteige, sehr fest in seinem Sattel. Das letztere hatte er bald zu beweisen, denn

seine früheren Gegner ruhten auch jetzt nicht. Kurz nach seiner Beeidigung richteten Adam Henrich und Dr. Hans von Uslar eine „gemüssigte Anzeige und Bitte“ an das kgl. Hofgericht zu Hannover, in welcher sie die Einsetzung Bürgers als Amtmann anfochten, da der Kandidat für dieselbe, einem älteren Dekret zufolge, aus hannoverschen Landen sein und sich schon längere Zeit vorher in der Gerichtspraxis umgesehen haben müsse. Er sei durch ein „tumultuarisches Verfahren“ der übrigen Familienmitglieder und des Hofrates Listn bestellt worden und habe in der kurzen Zeit seiner Amtsführung bereits hinreichende Beweise seiner Unfähigkeit und Nachlässigkeit gegeben, welche Behauptung sie durch die Erzählung einiger Fakta begründen. Um den einreissenden Missbräuchen zu steuern, sei die Wahl Bürgers für null und nichtig zu erklären und an seiner Statt der ungerechterweise hintangesetzte Oppermann zu bestellen. Die Angegriffenen erwiderten hierauf mit einer „gemüssigten Gegenanzeige und Bitte“, welche Listn verfasste. Da die Gegner indes nicht nachgaben, wurde Bürger am 21. Dezember 1772 vom Hofgerichte aufgefordert, sich gegen die ihm zur Last gelegten Beschuldigungen zu verteidigen. In seiner Rechtfertigungsschrift*) verwahrt sich der Dichter in ruhigem gemessenem Tone gegen alle Anwürfe der Gegner, führt die Misstände auf ihre natürlichen Ursachen, die meist in der Zerfahrenheit der dortigen Gerichtszustände lagen, zurück, und erbietet sich, jede einzelne seiner Behauptungen durch Eid zu bekräftigen. Hauptsächlich der letztere Umstand bewirkte es, dass seine Verteidigung ohne Anstand genehmigt, er selbst durch Dekret vom 18. März 1773 in seiner Stelle bestätigt, und dem Senior Adam aufgetragen wurde „seines Orts denjenigen Hindernissen, wodurch dem zeitigen Gerichtshalter die Ausführung seines Officii ohne Noth erschweret wird, abhilfliche Maasse zu gewähren.“ Dieser verblümte Verweis stachelte den Zorn von Bürgers Gegnern neuerdings an. Sie remonstrierten gegen die Verfügung

*) Nebst allem einschlägigen Aktenmaterial abgedruckt bei Goedeke, l. c.

zuerst durch Rechtsmittel; als sie durch diese jedoch nichts erreichten, nahmen sie zu Suppliken ihre Zuflucht. Noch am 12. Juli 1773, ein Jahr nach Bürgers Einsetzung, richteten sie eine ausführliche „Rechtfertigung" ihrer Supplikation an die Regierung, worin sie ihre früheren Anschuldigungen und Begehren in nachdrücklicher Weise, und mit leeren Phrasen und Schmähungen der Gegenpartei reich verbrämt, wiederholten. Aber auch diese Eingabe hatte keinen Erfolg. Bürger war und blieb Amtmann von Alten-Gleichen.

Auch die Geldsorgen, unter welchen Bürger sein Leben lang seufzte, machten sich schon damals heftig fühlbar. Als er die Gerichtshalterstelle übernahm, rechnete er auf ein jährliches Einkommen von 500 Thalern, was an und für sich schon ein Irrtum war, denn sie warf nie so viel ab. Bürger bezog ein Salarium von 150 Thalern, wozu noch 30 Thaler Mietgeld für die Wohnung und 2 Thaler für Schreibmaterialien kamen. Ausserdem fielen ihm die Gerichtssporteln zu, die indes, gemäss dem Herkommen und den vorgeschriebenen Taxen äusserst gering waren. Die Unterthanen seines Gerichtes, sagt Bürger, seien grösstenteils arme, dürftige Leute und jedermann, der ihn kenne, müsse ihm das Zeugnis ausstellen, dass ihm das Talent, zu nehmen, wo es nur irgend zu kriegen stehe, nicht gegeben sei. Er dürfe daher mit Wahrheit behaupten, dass der Ertrag der Gerichtssporteln, „wenn auch noch so viel vorkomme, und alles, was ihm von rechtswegen gebührt, noch so gut eingehe, ein Jahr ins andere und auf das alleräusserste gerechnet, nicht über 150 Thaler ausmache." Er beziehe mithin von seinem Amte nicht mehr als 332 Thaler „ohne irgend ein anderes Emolument, sogar ohne eine Wohnung". Bringen wir bei solchen Umständen noch in Anschlag, dass Bürger in den ersten zwei Jahren seiner Amtsthätigkeit überhaupt kein Gehalt bekam, so finden wir es begreiflich, wenn sich seine Schulden mehrten. „O Du lieber Gott", schreibt er am 18. März 1773 an Listn, „Bescheer' uns doch nur eine 300 Reichsthaler Geld! Der Göttingsche Wütherich wird in 8 Tagen seine Geissel wieder erheben und wegen der Borne-

mann pfänden lassen. Habernickel (ein Advokat) trillt mich wegen einer Schuld von 40 Reichsthaler und Bolzius (so nennt Bürger den Oberstlieutenant Karl August Wilhelm v. Uslar) wegen der 80 Reichsthaler. Die Wittwenkasse will vor dem 20. hujus 3 Pistolen haben" etc. Nur mit Mühe entging er der Exekution. Was er an Geld besessen, befand sich wie die Kaution in den suspecten Händen des Hofrates Listn, dem er im Laufe der Zeit, offenbar ohne eine Ahnung von den Vermögensverhältnissen dieses Mannes zu haben, ansehnliche Summen vorgestreckt hatte. Bei dessen Konkurse (Mai 1775) büsste er ca. 12—1500 Reichsthaler ein. Allmählich dürften in ihm schon damals leise Bedenken gegen Listn aufgestiegen sein, so besonders, als diesem im Dezember 1772 — wohl auf zahlreiche Klagen hin, die gegen ihn laut geworden — von der kgl. Justizkanzlei zu Hannover die Ausübung juristischer Praxis ganz untersagt wurde. Von seinen Gläubigern, deren Zahl Legion war, bedrängt, begab er sich anfangs 1773 nach Hannover, wo er fast das ganze folgende Jahr damit zubrachte, höchst zweifelhafte Entschädigungsansprüche gegen die Familie v. Uslar und gegen die hannoversche Regierung geltend zu machen. Bürger, unter dessen Obsorge er Gattin und Wirtschaft zurückliess, blieb mit ihm in lebhafter Korrespondenz, was jedoch seine finanziellen Verhältnisse nicht bessern konnte. Am 15. April 1773 erreichte seine Notlage ihren Höhepunkt. „Ich habe viel zu thun", schreibt er damals an Listn, „und doch wenig Einnahme. Der Teufel weiss, wie das zugeht. Ich bin so arm, wie eine Kirchenmaus ..... Meine Schwester ist auch in miseriis und kann mir nicht helfen. Gott gebe also, dass Sie bald Geld kriegen. Sonst werde ich in der Angst das erste beste Mensch mit 500 Reichsthaler heiraten müssen. Würde das nicht ein wahrer Coup de despération sein? Gottlob, dass mir dieses moyen noch übrig ist. Indessen verhüte der Himmel in Gnaden, dass es nicht dazu kommen möge". Am 18. September betrugen seine „richtigen Passivschulden" nicht über 400 Reichsthaler, während ihm der Hofrat mehr denn noch einmal so viel schuldig war. Bald nach jener pekuniären Krise

erbte Bürger von seinem Grossvater, der damals gestorben war, die ansehnliche Summe von 8000 Thalern, welches glückliche Ereignis ihn die Geldsorgen auf kurze Zeit vergessen liess.

Das einzige, was Bürger in diesen Tagen des Kummers aufrecht erhielt, war sein freundschaftlicher Verkehr mit der Gattin des Hofrates Listn, einer feingebildeten, geistreichen und liebenswürdigen, wenn auch damals nicht mehr ganz jungen Dame, deren Bekanntschaft er bereits im April 1772 gemacht hatte, als er gelegentlich seines ersten Aufenthaltes in Gelliehausen bei dem Hofrat wohnte. Sie war in früheren Jahren sehr schön gewesen und von F. W. Zachariä unter dem Namen „Lucinde", von E. F. Frh. von Gemmingen als „Elise" besungen worden. Von seiten Boies, der Grafen Stolberg und anderer Freunde Bürgers erfreute sie sich einer schwärmerischen Verehrung. „Ich preise Sie glücklich", schreibt Boie an den Dichter, „dass Sie bei ihr leben können. Ich habe viel Frauenzimmer gekannt, aber fast noch keines, das meine ganze Hochachtung so vereinigt hätte." Die Hofrätin war ein empfindsames, schwärmerisches Gemüt und für pietistische Ideen leicht empfänglich. Schon gelegentlich seines ersten Aufenthaltes bei Listn schreibt Bürger an Boie: „Die Frau Hofräthin hat Kommunikation mit der Geisterwelt, wodurch sie Dinge erfährt, wovon uns andern Sündern nicht ein Wörtchen zu Ohren kommt." Sie glaubte auch an Gespenster, wie ihr Benehmen bei der ersten Lektüre von Bürgers „Lenore" beweist. Der Dichter liebte es des Abends mit ihr zu diskurrieren, wobei er sich sehr gut unterhielt ... „Bisweilen aber", bemerkt er, „gibts einen Lärm wie bei einer Mönchsdisputation". Ein intimeres Verhältnis zwischen Bürger und ihr scheint nicht bestanden zu haben. Ihre Neigung bewegte sich in transcendentalen Sphären. Bürger begnügte sich mit der Hoffnung, dass die Hofrätin einst seine Genossin in den paradiesischen Lauben werden würde. Auf Erden aber solle ein „neues, unbeflecktes Harfenspiel (?) und eine neue Art von Gesang, so er sich zu bilden beschäftigt sei, dieser schönen Seele hinfort geweiht sein." Denn wo sei eine ihres Geschlechtes, die einer Engelseele so ähnlich wäre? Nach einem Gespräche,

welches er mit ihr über ihre irdischen Leiden und Aussichten für die Ewigkeit führte (Mitte Dezember 1772) entstand das schwärmerische Gedicht „An Agathe", in welchem er ihr ein besseres Jenseits verheisst und sie schliesslich bittet:

„Zeuch mich Dir, geliebte Fromme,
An der Liebe Banden nach!
Dass auch ich zu Engeln komme,
Zeuch, Du Engel, Dir mich nach!"*)

Ihren Höhepunkt erreicht diese Freundschaft, als Listn seine Gattin fast ein ganzes Jahr lang (1773) in Gelliehausen allein zurückliess. Als wahrer Freund war Bürger ihr im Hause wie im Garten hilfreich zur Seite, bethätigte sich jedoch auch auswärts für sie, indem er es übernahm, für die „Versilberung" ihrer Preziosen Sorge zu tragen. Boie und Cramer waren häufig bemüht, ihre Juwelen in Göttingen an den Mann zu bringen.

Ende April 1773 erkrankte die verehrte Frau an der Rose, welche von einem heftigen Fieber begleitet war; zur selben Zeit klagt auch Bürger, dass ihm ein Fieber „oft Athem und Sprache benehme, und dass ihm ein Schwefeldampf aus dem Halse steige, wie aus dem Vesuv". Er meint, Bolzius, einer seiner schlimmsten Feinde in der Uslarschen Familie habe ihn vergiften wollen, indem er ihm drei Gläser „ipse fecit" zu trinken gab. Dass er sich unter solchen Umständen nicht über das Erwachen des Frühlings freuen konnte, nimmt uns nicht Wunder. „Er wacht in Gärten und Fluren gar wonniglich auf", schreibt Bürger an Boie, „nur in meiner Seele nicht recht. O, wenn er darin, ungetrübt von Wolken des Verdrusses erwachte, wie wollt' ich dann singen!"

Einen solchen Frühling hat Bürger nie erlebt. Schon der darauffolgende Winter brachte neue schwere Kümmernisse. Die

*) Bürgers Freund C. F. Cramer parodierte dieses Gedicht. („An den jüngsten Grafen von Stolberg, als er anfieng, griechisch zu lernen. Den 2. Hornung 1773.") Aus dem Bundesbuche des Hains abgedruckt in „Briefe von und an Gottfried August Bürger", herausgegeben von Adolf Strodtmann. Berlin 1874. 4 Bde. I. 83 f.

Hofrätin Listn verfiel damals in Melancholie, an der sie schon in früheren Jahren zeitweilig gelitten hatte. Am 4. November schreibt Bürger an Boie: „Die Fr. Hofr. L.... ist in ihre alte traurige Krankheit verfallen .... ich schmachte also hier unter einem fatalen Haus-Creuz, dem ich mich aus Pflicht der Freundschaft und Verbindung nicht entziehen kann .... der Doctor nennts Melancholiam hystericam.“ Ihr Zustand scheint sich rapid verschlimmert zu haben, und Bürger nahm sich das Schicksal der Dame sehr zu Herzen. Seine Situation in der Gesellschaft der zusehends dem Wahnsinne Anheimfallenden mag keine angenehme gewesen sein. Einen Monat später schreibt er in desolatem Tone an die Grafen zu Stolberg: „Die Frau Hofr. L. ist krank gewesen, und hat ihren besten Teil, den Verstand, eingebüsst. Noch scheint er nicht wiederzukehren. Ich kann und mags nicht detaillieren, was ich dabei gelitten habe und noch leide. Ihr Mann hat darüber, ohne seine Angelegenheiten in H(annover) ganz geendigt zu haben, zurückkehren müssen. Die wahnsinnige Frau, der gequälte, verzweifelnde Mann, und ich zwischen beiden!“ Die Verhältnisse wurden allmählich derartige, dass Bürger es in dem „Bedlam Gelliehausen“ mit bestem Willen nicht mehr auszuhalten vermochte. Die wachsende Spannung zwischen ihm und dem Hofrat mag das ihrige dazu beigetragen haben. So sehen wir ihn anfangs 1774 seinen Amtssitz nach dem nahen Niedeck verlegen, wo er in nähere Beziehungen zu der Familie Leonhart trat, welcher seine beiden ersten Frauen angehörten.

VIII.

Die deutsche Ballade und Romanze vor Bürger.

Wesen der Ballade und Romanze — Gleims Marianne und ihre Nachfolgerinnen — Löwen, Raspe, Schiebeler und andere Romanzendichter — Die theoretische Reform der deutschen Volkspoesie durch Herder.

Zu Anfang seiner Amtsthätigkeit zu Alten-Gleichen glaubte Bürger, dass es unter dem Drange der auf ihn einstürmenden Geschäfte mit der Poesie ganz vorüber sei. Es mangelte ihm die Stimmung, denn der „Actum Gelliehausen", der „In Sachen", der „Hiemit wird" etc. seien doch zu viel. Sein Homer lag bestäubt, und seine übrigen opera, die er teils angefangen, teils halbvollendet mitgebracht, befanden sich unter anderen alten Papieren in einem grossen Kasten auf dem Boden unter dem Dache. Er will nun lieber die Leier ganz zerbrechen, damit sie ihm aus den Augen komme. Noch im Frühjahr 1773 schreibt er an Boie, er habe alle seine Poeterei vergessen, es wolle ihm nichts mehr klingen und klappen, und arm an Gedanken sei er auch. In demselben Briefe findet sich jedoch auch die erste Andeutung über den Plan zu jenem Gedichte, das seinen Ruhm durch ganz Deutschland tragen, das ihn zum Regenerator deutscher Volkspoesie machen sollte — die erste Spur seiner Beschäftigung mit der „Lenore", dem kolossalsten Werke Bürgers, das den bisher fast unbemerkten Dichter mit einem Schlage unter die Grössten seiner Zeit versetzte.

Bevor wir auf die Entstehungsgeschichte der Lenore näher eingehen, müssen wir einen kurzen Blick auf den Zustand der deutschen Volkspoesie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts werfen. Er war in der That ein höchst reformbedürftiger, und wenn Bürger alles, was vor ihm an Balladen und Romanzen gedichtet wurde, als „schier verächtlich" und „poetisches Spielwerk" bezeichnet, so sind die Ausdrücke vielleicht noch zu milde gewählt.

Wir verstehen heute unter „Ballade" respective „Romanze" (auch Kunstballade und Kunstromanze genannt) ein episch-lyri-

sches Gedicht, welches, um uns dem Ausspruche eines jüngeren Litterarhistorikers anzuschliessen, „entweder in dem mehr düsteren, aphoristischen Kolorit des nordischen Volksliedes oder in dem helleren, ideal plastischen Gewande der südlichen Romanze“ erscheint. Dieser Unterschied zwischen den beiden Bezeichnungen tritt indessen nicht immer scharf hervor.

Der Charakter der Ballade und Romanze findet sich in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert in Bürger-, Bauern-, Landsknecht-, Jäger- und Studentenliedern ziemlich deutlich vorgebildet. Die Greuel des dreissigjährigen Krieges machten diese Dichtungsmanier jedoch verstummen, und was seitdem bis auf Bürger unter dem Namen von Balladen oder Romanzen erschien, sind Zerrbilder schlimmster Art. Gleim hat durch seine 1756 erschienenen „Romanzen“ den vergessenen Namen wieder in die deutsche Litteratur eingeführt. Die Muster, welche ihm vorschwebten, hinter denen er jedoch weit zurückblieb, waren die graziösen, dem Volksliede nahestehenden Gedichte des Spaniers Don Luis de Góngora (geb. 1561, † 1627) und die ironisierenden Romanzen des Franzosen Moncrif (geb. 1687, † 1770). Die letzteren führten Gleim zu der falschen Ansicht, dass ein parodistischer Ton in der Romanze vorherrschen müsse, und so kam er dazu, diese Gattung mit den deutschen Bänkelsängerliedern zu identifizieren, welche den Besuchern von Jahrmärkten und Messen berühmte blutige Begebenheiten in burlesk-komischem, marktschreierischem Tone erzählten — ein Irrtum, durch welchen die episch-lyrische Poesie für einige Zeit auf ein sehr tiefes Niveau herabsank, von welchem sie erst Bürgers kräftige Hand wieder emporhob.

Gleim veröffentlichte 1756 drei „Romanzen“. Die erste derselben führt den langatmigen Titel: „Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, dass Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirat zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen, enthalten in der Geschichte Herrn Isaac Veltens, der sich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattin Marianne und derselben unschuldigen

Liebhaber jämmerlich ermordet". Einige Proben werden genügen, dem Leser die richtige Vorstellung von dieser Art Poesie zu geben. Das Gedicht hebt an:

„Die Eh' ist für uns arme Kinder
Ein Marterstand,
Drum Eltern zwingt doch keine Kinder
Ins Eheband!"

Als Marianne ihren Freund Leander kurz vor der Katastrophe beschwört, sie zu verlassen, heisst es:

„Er eilt, gehorsam dem Befehle
Urplötzlich fort.
Ach, seufzt er, ach, geliebte Seele,
Nur noch ein Wort!
Ich sterb' um Dich. Er fasst im Gehen
Die Hand ihr an,
Zum letzten Mal will er sie sehen,
Da kommt der Mann.

Stirb', sagt er, Räuber meiner Ehre,
Mit tausend Schmerz!
Er tobt und stösst sein Mordgewehre
In beider Herz.
Leander stirbt, und Marianne
Seufzt: Himmel, ich
Verdient' es nicht! Sie spricht zum Manne:
Du jammerst mich!

Der Mann hat keine frohe Stunde,
Des Nachts erscheint
Das treue Weib, zeigt ihre Wunde
Dem Mann und weint!
Ein klägliches Gewinsel irret
Um ihn herum,
Ihn reut die That, er wird verwirret,
Er bringt sich um!"

Und nun die Moral:

„Beim Hören dieser Mordgeschichte
Sieht jeder Mann
Mit lieblich freundlichem Gesichte
Sein Weibchen an

Und denkt: wenn ich's einmal so fände,
So dächt' ich: nun
Sie geben sich ja nur die Hände
Das lass' sie thun!"

Die „Marianne" wurde von Gleims Freunden und Verehrern in den Himmel erhoben, und galt bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts als das Muster einer vortrefflichen „Romanze". Nicht besser sind die beiden anderen „Romanzen" der Ausgabe von 1756, wovon die eine die „wundervollen, doch wahrhaften Abenteuer" eines holländischen Seefahrers, die andere „Damons und Ismenens zärtliche und getreue Liebe, getrennt durch einen Zweikampf, in welchem Herr Damon durch seinen Nebenbuhler am 20. August 1755 auf Auerbachs Hofe zu Leipzig mit einem grossen Streitdegen durchs Herz gestochen wurde", erzählen. Eine neue Reihe von Romanzen, welche Gleim 1777 veröffentlichte, gab der oben erwähnten an täppischer Unbeholfenheit nichts nach. In der ersten derselben (Der schöne Bräutigam) heisst es z. B. von einer verlassenen Braut:

„Sie fällt in Ohnmacht, ist so blass,
Als wär's ein kaltes Fieber.
Die Mutter holt ein ungrisch Glas;
Die Ohnmacht ist vorüber.

Ein Doktor kommt, der Doktor spricht:
Das hat man von dem Lieben,
Die guten Kinder folgen nicht!
Und viel wird ihr verschrieben."

Gleims Manier fand Anklang und Nachahmung; die Zahl der Leute, welche das „Abenteuerliche, Wunderbare" mit einer „possierlichen Traurigkeit" erzählen wollten, nahm täglich zu, und wahrhaft grotesk ist es zu beobachten, wie die Deutschen „den graziösen Schritten der coquetten französischen Muse in plumpem Kavallerietempo nachtrotteten". Der erste Platz unter Gleims Nachfolgern gebührt dem späteren Hamburger Theaterregisseur Johann Friedrich Löwen (geb. 1729, † 1771), dessen Romanzen von dem „in dem blutigen, doch mutigen Treffen bei Rossbach den 5. November 1757 verwundeten und von seiner gnädigen Frau Mama (!) beweinten Junker Hanns aus Schwaben", von der „zuverlässigen Geschichte von einem in der Hitze der Begeisterung mit einem Federmesser sich selbst geblendeten

Dichter", von „henkermässig verliebten Schäfern" und durch Husaren entweihten Nonnenklöstern berichten. In Löwens Romanzen ist der Bänkelsängerton womöglich noch geschmackloser als in den Gleimschen. Auf dem Titelblatt der Ausgabe von 1762 ist daher mit Recht einer der „Virtuosen mit den langen Stäben" dargestellt, wie er dem Pöbel seine Mordgeschichten vordeklamiert. Rudolf Erich Raspe (geb. 1737, † 1794), der Verfasser des Münchhausen, liess 1766 unter dem Titel „Hermin und Gunilde" eine Romanze erscheinen, in welcher der Liebhaber den Stolz des menschlichen Herzens, die Dame aber die eigensinnige, wunderliche Mode allegorisch darstellen sollte.

Von dem Hamburger Daniel Schiebeler (geb. 1741, † 1771), dessen auserlesene Gedichte nach seinem Tode von seinem Freunde Eschenburg herausgegeben wurden, sind mehr als dreissig Romanzen erhalten. Er war neben Christian Felix Weisse der erste, welcher die Romanze in der Operndichtung verwendete, und er übernahm auch von den Franzosen die Manier, Scenen der klassischen Mythologie, besonders Ovid in der Romanzenform zu travestieren. Schiebeler hat auf diese Weise die Sagen von Hero und Leander, Midas und Phaeton verunstaltet. Auch der Cid und Ines de Castro entgingen seiner Feder nicht. Bürger hat sich in der letzteren Richtung auch versucht, aber seine „Europa" ist Schiebelers platten, reizlosen Persiflagen bedeutend überlegen. Näher kam Bürger schon der sonst unbekannte Geissler, dessen Romanzen 1774 in Mietau gedruckt wurden. Auch Zachariä, der Dichter des „Renomisten" (geb. 1726, † 1777), hat sich mit der Romanzendichtung beschäftigt, und unter anderem die Melusinensage in traurige Reime gegossen. Andere folgten, und 1774 und 1778 konnte in Leipzig bereits die recht ansehnliche Sammlung der „Romanzen der Deutschen" erscheinen.

Auf einer etwas höheren Stufe, aber noch immer ziemlich tief, stehen Gotter und Hölty in ihren erzählenden Gedichten, an welchen Bürger den Verfall der Volkspoesie zunächst studieren konnte. Wir erwähnen nur des ersteren Bänkelgesang von der keuschen Lucrezia, „die ob Tarquins Überfall sich vor Scham

umgebracht", oder jenen von Blaubart, den die Brüder seines 21. Weibes ermorden, und in heisser Lauge kochen.

Auf solche und ähnliche Machwerke zielt Bürger ab, wenn er sagt, er begreife nicht, wie einige Leute die Muse der Romanze und Ballade zu einer Aftermuse oder zur Zofe einer von den neun Pierinnen machen und ihr kein anderes Instrument als den Dudelsack in die Hand geben mögen, da sie es doch sei, die den Rasenden Roland, die Feen-Königin, Fingal und Temora und — sollte man's glauben — die Ilias und Odyssee gesungen hat. Alle diese Gedichte waren den Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Die Art und Weise, wie Bürger die „nackigen Poetenknaben", — so nennt er die Balladen- und Romanzenverfertiger dieses Genres — charakterisiert, ist zu treffend, als dass wir seine Worte hier nicht anführen wollten. „Da nehmen sie das erste, das beste Histörchen ohne allen Endzweck und Interesse," sagt der Dichter in dem später noch zu citierenden Fragmente „Aus Daniel Wunderlichs Buche", „leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hie und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig sein sollende Art mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben drüber: Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben, kein Odem. Da ist kein glücklicher Wurf, kein kühner Sprung, so wenig der Bilder als Empfindungen! Nirgends etwas Aufrührendes, so wenig für den Kopf als fürs Herz! O ihr guten Poetenknaben, nehmt's von nun an zu Ohren und zu Herzen, dass Volkspoesie eben deswegen, weil sie das non plus ultra der Kunst ist, die allerschwerste sei. Lasst uns nicht ferner durch das Ut sibi quivis speret idem verführen, um die sprödeste aller Musen zu buhlen!"

Der praktischen Reform der deutschen Volkspoesie ist die theoretische vorangeeilt, deren Wortführer Herder war. Der Anstoss zu derselben ist als eine Nachwirkung des Erscheinens von Percys Reliques anzusehen; denn dieses Buch war es, welches Herder veranlasste, den Ideen von Volkspoesie, die ihn bereits

lange beschäftigten, eine abgerundete Form zu geben. Seine erste derartige Enunciation sind die schon 1771 in Bückeburg verfassten, 1773 in Hamburg in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" erschienenen Briefe „Über Ossian und die Lieder alter Völker", worin er beklagt, dass diese ursprünglich so edle und feierliche Dichtart bei uns nur zum Niedrigkomischen und Abenteuerlichen gebraucht oder vielmehr gemissbraucht werde. Da Herder das Wesen des Volksliedes, nach seiner Skizzierung von dessen Charakter zu urteilen, richtig erkannt hat, ist seine Schwärmerei für Gleims „Marianne" um so überraschender. Noch wagte er es jedoch nicht, dem Publikum seine Behauptungen durch praktische Beispiele zu illustrieren; bevor er an die Herausgabe seiner „Stimmen der Völker in Liedern" ging, hat er einzelne seiner Übersetzungen in der von Eschenburg und Ursinus herausgegebenen Sammlung „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter" (1777) erscheinen lassen, und in einem Aufsatze „Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst"*) seinen Absichten nochmals die Wege geebnet. In dem letzteren konnte er bereits mit Freuden auf Bürger als den Mann hinweisen, der seine Ideen früher in die That umgesetzt hatte, und der nun alsbald auch den theoretischen Kampf aufnehmen sollte.

Herder hatte dem für Volkspoesie begeisterten Bürger aus der Seele gesprochen. „O Boie, Boie," schreibt er am 18. Juni 1773, als er eifrig an seiner „Lenore" dichtet, „Welche Wonne, als ich fand, dass ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehren einigermassen entsprechen."

*) Deutsches Museum 2, 299—311 (1779).

IX.

Bürgers Ideen über Volkspoesie.

„Ein Herzensausguss über Volkspoesie" — Ein deutscher Percy — Bürgers Grundforderungen an die Poesie: Naturalismus und Popularität — Schwierigkeiten der Versifikation — Nicolais „feiner kleiner Almanach".

Bürger hat die Rückkehr zur wahren, echten Volkspoesie zu wiederholten Malen gepredigt, und konnte mit Recht von sich behaupten: „Mit Wort und That strebt' ich zu zeigen, was wahre lebendige Volkspoesie sei"; was er jedoch unter dieser verstand, wie er sie gepflegt wissen wollte, das hat er zum ersten Male drei Jahre nach der Vollendung der „Lenore" in dem Fragmente „Aus Daniel Wunderlichs Buche"*) unter dem Titel „Ein Herzensausguss über Volkspoesie" auseinandergesetzt.

Dieses Fragment erregte in litterarischen Kreisen begreifliches Aufsehen; in kühnem, selbstbewussten Tone wirft sich der anonyme Verfasser darin zum Kritiker zeitgenössischer Poesie auf, und nachdem er in einem kurzen Kapitel die Lächerlichkeit einer Einteilung des Schauspiels in Trauerspiel, Freudenspiel, rührendes, weinerliches Lustspiel etc. bekämpft hat, wendet er sich zu dem Übel, welches ihm am meisten am Herzen liegt.

In dem „Herzensausguss" beklagt Bürger vor allem den Mangel deutschen Volksbewusstseins, der sich in der Dichtung unangenehm bemerkbar mache. Unsere Nation habe den leidigen Ruhm, die gelehrte zu heissen, nicht mit Unrecht, doch sollte die deutsche Muse billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lernen. Sie sollte nicht Göttersprache, sondern Menschensprache stammeln, keine himmlischen, sondern menschliche Scenen malen; wie seinesgleichen müsse man empfinden wollen, nicht wie die Völker

*) Deutsches Museum 1, 440—450 (1776).

anderer Zeiten, anderer Zonen, oder gar wie der liebe Gott und die heiligen Engel. Statt ihre Vorbilder in griechischen, römischen und anderen fremdsprachlichen Dichtungen zu suchen, wie dies bisher geschehen sei, sollte sie ihre Ideale in der wahren Volkspoesie zu finden trachten, die sowohl in Phantasie als Empfindung „wahre Ausgüsse heimischer Natur" seien. Er wünscht, dass endlich ein deutscher Percy die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln, und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst, mehr als bisher geschehen, aufdecken möge. Unter unseren Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern u. s. w. kursiere eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins sein werde, woraus der Dichter fürs Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte, und sollte es auch nur ein Pinselstrich des magisch rostigen Kolorits sein. „So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmerkungen versehen — was wollt' ich nicht dafür geben!" ruft Bürger aus, „zur Nachahmung wäre sie freilich nicht, aber für die einsichtsvolle Kunst müsste sie eine reiche Fundgrube sein."

Der Dichter dachte lange Zeit daran, selbst dieser deutsche Percy zu werden. Er lauscht in der Abenddämmerung „dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche, und in den Spinnstuben. 1775 trägt er sich nach einem Briefe an Boie noch ganz ernstlich mit dem Gedanken, die alten deutschen Volkslieder zusammenzubringen, und ist beinahe willens, ein Avertissement drucken zu lassen. Sein Enthusiasmus für dieselben steigt immer höher; es sei zum Erstaunen, was sich aus dem alten Zeuge, so albern es einem auch anfangs vorkomme, herausstudieren lasse. „Ich kann Dir nicht sagen," schreibt Bürger an anderer Stelle an denselben Freund, „welche Wonne mein Herz bei dem Schalle dieser alten Lieder durchschauert," — und vor den klassischen Dichtungen beginnt ihn ein Ekel zu erfassen.

Die Grundforderungen, welche Bürger für die deutsche Poesie aufstellte, sind Naturalismus und weitestgehende Popularität. Bürger hielt die Poesie zwar stets für eine hohe, edle,

göttliche Kunst, die das erhabene Amt bekleide, Lehrerin der Menschheit zu sein, aber nimmer liege ihr alleiniger Zweck in der Wiedergabe des Schönen. Er wünscht darum „Poesie" nicht durch „Dichtung", sondern durch „Bildnerei" zu übersetzen. Sie ist ihm eine Nachbildnerei der Natur, eine Darstellung derselben in Wortlauten, wobei unter Darstellung etwas lebendiges, belebendes, anschauliches, „Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes" zu verstehen ist. „Du kannst," schrieb er, „die Greuel einer Schlacht, eines Lazareths darstellen, dass Deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muss. Aber gefallen? Das hängt von den äusseren oder inneren Sinnesnerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat." Dem Dichter sollen alle Menschenbücher und Satzungen verschlossen, seine Phantasie aber gezwungen sein, ihre Nase in den grossen Folianten der Natur unmittelbar zu stecken, schreibt er 1774 an Boie.

Das Mittel, wodurch sich die Nachahmung der Natur bewerkstelligen lässt, ist aber die Sprache, die der Dichter vollkommen in seiner Gewalt haben muss. Man müsse, schreibt er, das wilde Heer in seinem Liede ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Peitschen ebenso knallen hören und bei all' dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wäre es die Sache selbst — und wenn überhaupt ein Dichter diese Anforderung erfüllt, so ist es sicherlich Bürger, der sich auf die plastische Darstellung verstand, wie kein zweiter. In seinen Balladen scheint alles zu leben, jedes Wort, jeder Gedanke ist an seiner Stelle.

Wie hoch dieses Verdienst bei Bürger anzuschlagen ist, kann man erst ermessen, wenn man weiss, wie schwere Mühe es ihn kostete, seine Begeisterung in die Fesseln unserer ungefügen Sprache zu zwängen. „Unsere Dichter," heisst es in einem Briefe an Boie, „haben in der That noch halb so viel Verdruss, wenn sie ihre Sachen gut machen, als die von den meisten anderen Nationen." Er glaubt, dass sich manches deutsche Genie in Deutschland bloss deswegen nicht äussere, weil so gar viel

Kraft und Vermögen dazu gehöre, die Sprache fertig zu handhaben.

„Ich fühle nicht die lebendige Quelle in mir," schreibt er 1772, „die unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern ich muss jeden armseligen Tropfen erst mit grosser Anstrengung heraufpumpen." Er gesteht, dass ihm eine Strophe seiner Balladen saurer werde als 50 Hexameter, aber er wusste, dass nur durch fortwährendes Feilen, durch unermüdliches Korrigieren jene tadellose Vollkommenheit der poetischen Form erzielt werden könne, welche die Illusion des Naturalismus hervorbringe. Was Bürger in dieser Hinsicht leisten konnte, das beweist seine schon erwähnte „Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus". Er hielt es für den grössten Fehler der meisten mittelmässigen Dichter, dass sie sich in jede Geburt ihrer Muse sogleich verliebten, ohne sie einer weiteren Verbesserung bedürftig oder empfänglich zu halten, und war keineswegs der Ansicht seines Freundes A. W. Schlegel, wonach die Kunstwerke gleich von selbst korrekt zur Welt kämen und dem Künstler weiter keine grosse Arbeit verursachten; er bemerkte selbst zu Dr. Althof, dass er seinen Dichterruhm nicht sowohl ungemeinen Talenten als vielmehr der grossen Mühe und dem langen unverdrossenen Gebrauche der Feile bei seinen Balladen zu verdanken habe. Seine besten Gedichte kosteten ihn gerade auch die meiste Anstrengung beim Ausbessern; denn er veränderte nicht bloss einzelne Wörter und Zeilen, oft blieb, wie er zu sagen pflegte, kein Stein auf dem anderen. Einer jungen Dichterin, die ihm einst schrieb, die Verse flössen ihr leicht von der Feder, antwortete er, er wolle sie vor diesem leichten Flusse herzlich gewarnt haben, und ihr einst Glück wünschen, wenn sie ihm mit Wahrheit melden könne, dass es ihr schwerer werde, Verse zu machen. Wenn sie erst gelernt habe, an einer einzigen Strophe Tage und Wochen lang zu käuen und wieder zu käuen, ehe sie ihr recht sei, dann würden auch der scharfen Ecken und Spitzen in ihren Gedichten weniger hervorragen. Der Grundsatz Swifts, den auch Goethe, besonders aber Heine befolgte: „If you admire anything

particularly, strike it out" war auch der seinige. Als er 1789 die Italiener Ariost, Tasso, Petrarca u. s. w. und einzelne Spanier wie Herrera vornimmt, da „schwirren seine Nerven von den himmelsüssen Tönen". „O glückselige Sänger, denen solche Sprachen zu Gebote stehen! Bei Gott, ich glaube, ich wollte die Fabelwunder des Orpheus wahr machen, wenn eine solche Sprache meine Muttersprache wäre. Kranke wollt' ich gesund machen, Tote vom Grabe erwecken, Furien in zärtliche Tauben der Venus verwandeln" — wenn er dann versucht, aus diesen Sprachen ins Deutsche zu übersetzen, dann gerät er manchmal in Verdruss und in Verzweiflung, manchmal aber auch in Entzücken. Das Deutsche sei eine herrliche Sprache, aber bei Gott! Sie erfordere, wie das Schwert Karls des Grossen, eine Faust!

Um den Schwierigkeiten der Versifikation einigermassen leichter zu begegnen, flocht Bürger wiederholt plattdeutsche Worte und Wendungen in seine Gedichte ein. Er nennt dieses Idiom, für welches er an manchen Stellen Partei genommen hat, die „rauhe, nervige, knollige Sprache unserer Vorfahren"; sie scheint ihm unter allen deutschen Mundarten in der Wahl und Aussprache der Töne die sanfteste, wohlklingendste, gefälligste und angenehmste. Es fehle ihr weiter nichts als eine sorgfältige, verständige Kultur, um sie zu der reichsten, angenehmsten und blühendsten Sprache zu machen.

Von der Forderung des Naturalismus ist jene der Popularität abhängig, und nur ein populäres Gedicht kann auf poetischen Wert Anspruch erheben. In ihr sieht Bürger das Siegel aller Vollkommenheit. Die Lyrik, die nicht fürs Volk ist, möge hinlaufen, wohin sie wolle; möge sie für Götter und Göttersöhne den erhabensten Wert haben, für das irdische Geschlecht habe sie nicht mehr als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns herflimmert.

Durch Popularität, sagt Bürger, solle die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. „Lebendiger Odem, der über aller Menschenherzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und

Tod aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht! Und das alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammerthale."

Diese Popularität nennt Bürger seine „Göttin". Wenn sein höchster Ehrgeiz dahin ging, ein wahrer Volksdichter zu werden, so sind unter dem „Volke", wie er in der Vorrede zu der zweiten Ausgabe seiner Gedichte selbst erklärt hat, alle, oder wenigstens die ansehnlichsten Klassen desselben zu verstehen. Denn stets halte er die Poesie für eine Kunst, die zwar von Gelehrten (nach Bürgers Begriffen), aber nicht für Gelehrte als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden müsse. Wer es dahin bringe, ein solches Werk zu schaffen, dem verspricht Bürger, dass sein Gesang den verfeinerten Meister ebensosehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztisch, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche, entzücken werde — eine Prophezeiung, deren Erfüllung der Dichter an sich selbst erlebt hat. Mit Recht konnte ihm A. W. Schlegel zurufen:

„Den deutschen Volksgesang erschufst Du wieder."

Bürger lebte sich in seine Theorien so hinein, dass sich ihm alle poetischen Ideen in jener Zeit wider seinen Willen „verromanzierten oder verballadierten". Damals tauchte in ihm der Plan zu einem grossen, volksmässigen, epischen Gedichte auf, zu einer „allgemeinen Lieblings-Epopöe aller Stände, von Pharao an bis zum Sohne der Magd hinter der Mühle", wie er sie in dem Fragmente „Aus Daniel Wunderlichs Buche" herbeigewünscht und zu deren Dichtung ihn Herder am Schlusse seines Aufsatzes über „Ähnlichkeit der englischen und deutschen Dichtung" aufgefordert hatte. Dazu sollten seine Lenoren, seine Lenardos nur eine Vorbereitung sein, es sollte sie überstrahlen, wie die Sonne den Mond, und für den Dichter einen grösseren Gewinn abwerfen, als „zehn verteutsche Iliaden". Zwei Jahre später, im Oktober 1779, ist er über das Sujet im klaren, er

beschäftigt sich damit Tag und Nacht — aber es blieb bei dem Plane, über den uns jede nähere Nachricht fehlt.

Bürgers „Herzensausguss über Volkspoesie" wurde von Friedrich Nicolai in einem Pamphlete beantwortet, welches unter einem sehr weitläufigen Titel*) 1777 in des Verfassers eigenem Verlage erschien. Es ist eine ziemlich plumpe, reizlose Persiflage. Nicolai stellt die Dichtkunst mit dem Schusterhandwerk in Parallele, und fingiert darin einen Meister Gabriel Wunderlich, einen Schuster und Meistersänger, der als Geist „sittiggrün" angethan, auf grüner Weide herumwandelt, bei Wassern und Bächen stehen bleibt, und mit heller Stimme altdeutsche Volkslieder singt, welche Daniel Wunderlich aufgezeichnet. Das Titelbild dieses Pamphlets stellt den wandelnden Geist selbst dar, mit dem Nicolai auf die Schlussstrophe von Bürgers Gedicht „Der Liebesdichter" sticheln wollte. Es ist zu wenig Geist in dieser Satyre, als dass wir ihr eine eingehende Betrachtung widmen könnten. Bürger erwiderte sie 1777 durch die Publikation eines weiteren (III.) Fragmentes „Aus Daniel Wunderlichs Buche" unter dem Titel: „Zur Beherzigung an die Philosophunculos". So nennt er die „weisen, ästhetischen Fliegen, die sich auf Shakespeares göttliche Stirn setzen, ihren Rüssel putzen, und nie wieder verfliegen, ohne ein kleines Denkmal ihrer Unart hinterlassen zu haben". Er nimmt darin die Shakespeareschen Gespenstererscheinungen gegen die Angriffe seines „freundlich geliebten Herrn Vetters" in Schutz. In demselben Jahre erschien Bürgers burleskes Gedicht „Europa", in welches er auch einige gegen den Angreifer gerichtete Strophen aufnahm. Noch in der Vorrede der II. Ausgabe seiner Gedichte (1789) wählt Bürger einen Vergleich mit dem Schustergewerbe, um den Magister Seuberlich zu erinnern, dass er ihn noch nicht ganz vergessen habe. Indessen sagt Dr. Althof in seiner Bio-

*) Eyn feyner kleyner ALMANACH Vol schönerr echterr ljblicherr Volcksljder, lustiger Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benckelsengernn zu Dessaw, herausgegeben von Danyel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe. Berlynn vnndt Stettynn, verlegts F. Nicolai 1777 bis 1778. 2 Bde. in 16°.

graphie Bürgers, dass sich der Dichter auch noch durch „einen bitteren, aber nie gedruckten Ausfall" an Nicolai rächen wollte. Doch habe er von dem letzteren stets mit der grössten Achtung gesprochen, und bis zu seinem Tode manche Stunde sehr angenehm in seiner Gesellschaft verbracht.

Bürger, der von Natur aus ein seelenguter Mensch war — eine Eigenschaft, die er trotz aller ihm widerfahrenen Kränkungen bis in die letzten Lebensjahre bewies, — war nicht im stande, Hass oder Rache nachzutragen; er that sich auf diese Seite seines Charakters selbst nicht wenig zu Gute. Den Ansichten über Volkspoesie, die er 1776 ausgesprochen, ist er jedoch zeitlebens treu geblieben. Er sah zwar von einer Veröffentlichung weiterer Fragmente aus Daniel Wunderlichs Buche — trotz des Zuredens seiner Freunde — ab; die Vorreden zu den Ausgaben seiner Gedichte von 1778 und 1789, sowie einige unter der Aufschrift „Von der Popularität der Poesie" aus seinem Nachlasse in die Bohtzsche Ausgabe aufgenommene Fragmente beweisen jedoch, dass er von den angeführten Theorien im wesentlichen nicht abgegangen ist. In einzelnen Stücken hat er sich allerdings im Laufe der Zeit eines besseren belehren lassen. Verwarf der jugendliche Dichter jede Rücksicht auf die Schönheit des Dargestellten, so räumte der alternde dem Geschmacke in der Poesie grosse Rechte ein. Er nennt ihn eine tausendstimmige moralische Person und den obersten Gesetzgeber nächst der Natur. Die meisten Stimmen seien entscheidend. Bürger fand nunmehr, dass nicht alles nachgebildet werden solle und könne. Wolle die Poesie eine wahre echte sein, so dürfe sie ihres hohen, edlen Zweckes nicht vergessen, und diesen erfülle sie nur, wenn sie ihren beiden Leitsternen, Natur und Geschmack folge. Erstere werde durch das Volk, letzterer durch das gebildete Publikum repräsentiert.

Zu einer Zeit, als Bürger solche Ansichten an den Tag legte, war jedoch der schöpferische Geist in ihm längst erloschen, und in den Werken, welche so abgeklärten Anschauungen entsprangen, ist kein Hauch jener dichterischen Begeisterung mehr zu ver-

spüren, die ihn in den Tagen der Jugend bisweilen zu kritikloser Verachtung der Satzungen der Ästhetik fortgerissen hatte.

X.

„Lenore".

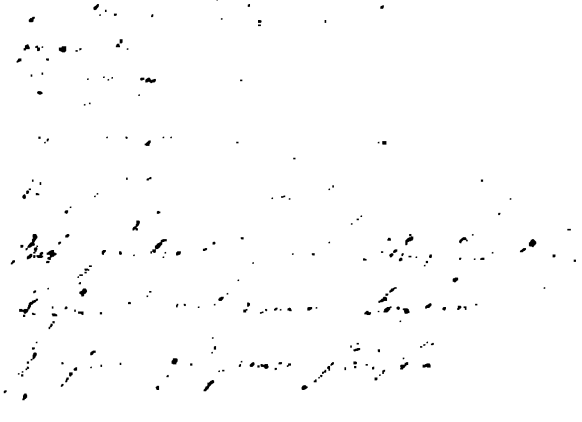
1773.

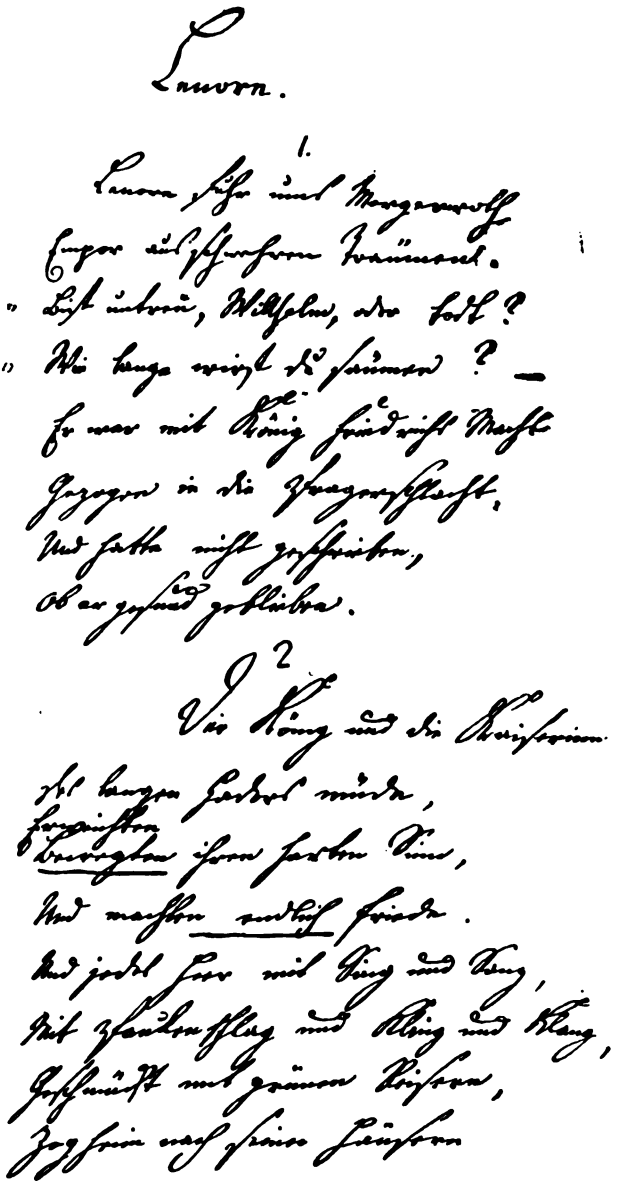
Stoff des Gedichtes — Das Spinnstubenlied und seine Versionen — Lenore und die englische Ballade — Entstehungsgeschichte — Erfolg und Beurteilungen der Lenore — Übersetzungen — Lenore in der Musik, im Drama und in der Malerei — Andere Gedichte aus dem Jahre 1773.

Der Musen-Almanach für das Jahr 1774 brachte die „Lenore", jenes Meisterwerk, welches A. W. Schlegel nicht mit Unrecht „Bürgers Kleinod, den kostbaren Ring, wodurch er sich der Volkspoesie antraute", nennt.

„Lenore" ist nicht nur das bedeutendste Werk, welches Bürger geschaffen, diese Ballade ist zugleich eine der gewaltigsten Dichtungen, welche die deutsche Litteratur aufweist, eine gigantische Leistung, welche dem bis dahin unbeachteten jungen Dichter für alle Zukunft einen unerreichbaren Platz am Sternenhimmel deutscher Poesie gesichert hat. Wer sich vergegenwärtigt, dass dieses Gedicht heute an 130 Jahre alt ist, und bedenkt, dass es ein Mannesalter vor Schillers klassisch vollendeten Dramen erschien, wer es endlich mit allen zeitgenössischen Produktionen vergleicht, wird gestehen müssen, dass kein anderer Dichter mit irgend einem Werke einen so unvermittelten Fortschritt gemacht hat. Bürger ist jedoch nicht nur der grösste Balladendichter seiner Zeit geblieben, es dauerte auch lange, bis er einen ebenbürtigen, geklärteren Nachfolger fand — und dieser erstand ihm in seinem grössten litterarischen Gegner, in Schiller.

Die weitverbreitete Sage, welche Bürgers Lenore zu Grunde liegt, erscheint als eine poetische Einkleidung des bereits in der





Die beiden ersten Strophen der Lenore in Bürgers eigenhändiger Niederschrift.

(Nach Könnecke's „Bilderatlas zur deutschen Litteraturgeschichte".)

altindischen Dichtung, sowie in der Edda und zahllosen Erzählungswerken südeuropäischer Litteratur wiederkehrenden Gedankens, dass die allzu grosse Trauer der Hinterbliebenen die Ruhe der Verstorbenen störe. Diese ursprünglich heidnische Idee ist bei Bürger mit einer spezifisch christlichen, der Versündigung der Heldin durch ihre Verzweiflung an Gottes Barmherzigkeit, verknüpft.

Die Anregung, welche der Dichter zu dem Werke empfing, war eine sehr bescheidene. Bürger schrieb am 10. Mai 1773 an Boie, das Gedicht sei aus einem Spinnstubenliede genommen, an dessen Text er nicht gelangen könne. A. W. v. Schlegel*) und J. H. Voss**), die den Dahingegangenen gegen den Vorwurf eines Plagiates an einer alten englischen Ballade in Schutz nahmen, vervollständigen diese Nachricht, indem sie berichten, dass Bürger von dem Stoffe durch das Hausmädchen Christine Kenntnis erhalten habe, das jedoch von dem Texte des (plattdeutschen) Spinnstubenliedes nur die Verse:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle"

sowie die Worte des Gesprächs: „Graut Liebchen auch? — Wie sollte mir grauen, ich bin ja bei Dir" gekannt haben soll. Nach Schlegel sollen ihm auch noch die Verse:

Wo liese, wo lose
Rege hei den Ring.

(Wie leise, wie lose
Bewegte er den Ring.)

die sich auf das Pochen des Reiters an der Thür Lenorens beziehen, bekannt gewesen sein. Mit Schlegel und Voss übereinstimmend schreibt auch Dr. Althof in einem Briefe vom 19. Januar 1797 an Fr. Nicolai, dass Bürger ihm und anderen oft versichert habe, „der Gesang eines Landmädchens in seinem Gerichtssprengel,

*) Neuer Teutscher Merkur 1797. I. 392 ff.
**) Morgenblatt Nr. 241. Oktober 1809.

den er zufälligerweise mit anhörte, habe bei ihm die erste Idee zu diesem Gedichte veranlasst."

Dass ein solches plattdeutsches Lied existierte, ist nicht zu bezweifeln. Dasselbe erscheint jedoch nur als eine vielleicht durch Lokalkolorit charakterisierte Version eines sehr verbreiteten Sagenstoffes, der sich mit mannigfachen Varianten in Westfalen, Schleswig-Holstein, im Wendischen, Litthauischen, in den Niederlanden, in Dänemark und Island vorfindet. In Ober-Österreich scheint er am tiefsten Wurzel geschlagen zu haben, doch auch Ungarn stellt sein Kontingent an Lenorenmärchen. In prosaischen und poetischen Versionen kommt er auch in Russland, Bulgarien, Serbien, Albanien und Griechenland vor, und stets finden wir — wie abweichend sich die Versionen auch sonst gestalten mögen — die Verse und das Gespräch, welche Bürgers Hausmädchen im Gedächtnis geblieben waren, wieder. Ihrer erinnerte sich der Ostpreusse Hippel und auch Herder entsann sich noch 1798*) aus der Kinderzeit des „Zaubermärchens" von dem Ritt in der kalten, mondhellen Winternacht, in welchem die entscheidenden Verse wie folgt lauteten:

„Der Mond scheint hell,
Der Tod reit't schnell.
Fein's Liebchen, grauet's Dir?
— Und warum sollt' mir's grauen?
Ist doch fein's Lieb mit mir."

Die plattdeutsche Version, die auch in versifizierter Gestalt von Mund zu Mund ging, lebt noch heute fort. Nach derselben findet der Liebhaber im Kriege seinen Tod, und erscheint Nachts darauf vor des Liebchens Thür. Er klopft an und sie fragt, wer draussen sei? „Dien Leev ist davär," antwortet er. Sie kommt darauf hinaus, nimmt hinter ihm auf dem Pferde Platz, und fort geht's im schnellsten Galopp. Auch hier sagt der Bräutigam:

de Mond de schient so helle,
de doden riet so schnelle,
fiens Liebchen grü'vlt di ok?

*) Gelegentlich seiner Besprechung von Althofs Bürger-Biographie.

„Wat scholl mi grüveln, du bist ja by mi," gibt sie zur Antwort. Sie kommen endlich auf einen Kirchhof, wo sich die Gräber öffnen und Pferd und Reiter versinken; das Liebchen aber bleibt in Nacht und Grauen zurück.

Der Zug, dass bei Bürger der Geliebte der Tod selbst ist, wurde als „geschmacklos" gerügt, findet jedoch in mannigfachen populären Traditionen Vorbilder. So sagt in einem Volksliede aus Neisse die Braut zu dem toten Freier, der die Hochzeit bestellt:

„Du riechst mir so nach Erde,
Oder bist Du selber der Tod?"

Es ist wiederholt versucht worden, die Originalität von Bürgers Ballade zu bestreiten. Dies geschah 1805 von seiten Arnims und Brentanos, welche ein kurzes, in dreizeiligen Strophen abgefasstes, aus dem Odenwalde stammendes Lied, welches sie „Lenore" betitelten, in „Des Knaben Wunderhorn" aufnahmen.*) Trotz der Anmerkung der Herausgeber: „Bürger hörte dieses Lied Nachts in einem Nebenzimmer" kann man darin nicht einmal jene Verse vermuten, welche der Magd bei ihrer Erzählung vorschwebten. Dasselbe ist vielmehr eine künstliche, selbst von Bürgers Gedicht beeinflusste Überarbeitung einer anderen Volksballade, die im Kuhländchen (in der Odergegend), in Schlesien, im Erzgebirge, in Schwaben, Nieder-Österreich und Steiermark verbreitet ist. Die Heldin weigert sich darin, an dem Ritte teilzunehmen, und vertröstet den Geliebten auf ihre einstige Vereinigung im Tode.

Ein anderer Versuch, Bürger eines Plagiates zu beschuldigen, wurde bereits 1796 gemacht. Eine damals in der englischen Zeitschrift „Monthly Magazine"**) erschienene Rezension der „Lenore" stellte die Behauptung auf, dass die Stelle:

„Sag an, wo ist Dein Kämmerlein?
Wo? Wie Dein Hochzeitsbettchen? —

*) Hempelsche Ausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen von Robert Boxberger. 1. Teil. S. 462 f.

**) Vol. II. No. 8. S. 603.

Weit, weit von hier! — Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen
Hat's Raum für mich? — Für Dich und mich."

aus der alten englischen Ballade „The Suffolk miracle" entnommen sei, welche von einem jungen Manne erzählt, der einen Monat nach seinem Tode seiner Geliebten erschien und sie zu Pferde 40 Meilen in zwei Stunden fortführte und nachher nirgends ausser in seinem Grabe gesehen wurde. Das Gedicht findet sich im I. Bande der heute sehr seltenen „Old ballads" von 1723, welche die Göttinger Bibliothek zwar besass, die von Bürger jedoch nicht entlehnt wurden. Die Ähnlichkeit zwischen diesem Gedichte und der „Lenore" ist zwar trotz der übereinstimmenden Stellen eine sehr nebensächliche, aber man kann immerhin eine flüchtige Lektüre des Gedichtes von Seite Bürgers voraussetzen. Die auf das Hochzeitsbett bezüglichen Fragen der Heldin und die entsprechenden Antworten des Ritters finden sich jedoch auch in einer alten schottischen, von Percy in seine Sammlung aufgenommenen und später von Herder in seinen „Stimmen der Völker" übersetzten Ballade „Sweet Williams ghost", welche Bürger ganz bestimmt kannte. In derselben heisst es:

Is there any room at your head, Willie?
Or any room at your feet?
Or any room at your side, Willie,
Wherein that I may creep?

There's nae room at my head, Margret
There's nae room at my feet,
There's us room at my side, Margret,
My coffin is made so meet.

Diese Ballade enthält ausserdem noch die charakteristische Zeile:

She stretched out her lilly white hand

welche bei Bürger in der Fassung:

„Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Liljenhände"

wiederkehrt. Auch der Name Wilhelm stammt unzweifelhaft daher. Dagegen ist die Fabel der schottischen Ballade jener der Bürgerschen noch weniger verwandt, als die der englischen. Lenore selbst ist nach dem leidenschaftlichen Abschiedsliede des

schlesischen Dichters Johann Christian Günther, der in seinen Poesien bisweilen an Bürger erinnert, getauft. Günthers Lied ist auch die Strophenform von Bürgers Ballade nachgeahmt.

Vergleichen wir Bürgers Vorlage, die schlichte populäre Tradition mit seiner gewaltigen Ballade, so wird niemand ihm das Verdienst der Originalität absprechen. Bürger hat die vage Gespenstergeschichte mit Motiven versehen, er hat die stereotypen farblosen Figuren mit sicherer Hand charakterisiert und die Begebenheiten zeitlich und örtlich fixiert. Die Personen sind bei ihm aus dem Volke genommen, er verlegt die Handlung in eine deutsche Stadt zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Die Vermutung, dass sich die lebendigen Eingangsstrophen, in welchen die Rückkehr des Heeres geschildert wird, auf eine Jugenderinnerung des Dichters gründen, hat viel Wahrscheinliches für sich. Er sah als fünfzehnjähriger Knabe zu Halle von den Fenstern des Pädagogiums aus den Einzug des bernburgischen, daselbst stationierten Regimentes.

Die Sprache der Lenore mit ihren dramatisch knappen Wechselreden, ihren zahlreichen onomatopoetischen Hilfsmitteln und den häufig wiederkehrenden Refrains, das melodische Versmass mit seinen volltönenden Reimen und dem unnachahmlichen Schwunge sind von Bürger selbst nicht mehr übertroffen worden. Welche Mühe es ihn kostete, seine „unsterbliche" Ballade — wie er sie schon vor ihrer Vollendung mit prophetischem Scharfblick nannte — so auszugestalten, wie sie endlich das Licht der Öffentlichkeit erblickte, lässt sich aus seinem Briefwechsel mit Boie, den bereits J. H. Voss im Morgenblatt von 1809*) zum Teile veröffentlichte, der seither in einige Bürger-Ausgaben übergegangen ist, und uns heute vollständig vorliegt, genau verfolgen.

Das Werk wurde rasch gefördert. Am 19. April teilt der Dichter Boie mit, dass er eine „herrliche Romanzen-Geschichte aus einer uralten Ballade aufgestöbert habe". Am 6. Mai ist er schon bei der Arbeit, und sagt von Lenore und einem Minneliede („Himmel

*) Nr. 241—245.

und Erde"), mit dem er sich gleichzeitig beschäftigt, diese beiden Stücke seien so stattlich, dass man wohl darauf pochen könne. Zugleich schickt er ihm die erste Strophe der Lenore, in welcher jedoch nur die vier letzten Verse in der definitiven Fassung erscheinen, die vier ersten wurden später ganz umgeändert. Wenn's bei der Ballade nicht jedem eiskalt über die Haut laufen muss, schreibt Bürger an jenem Tage, so wolle er sein Leben lang Hans Casper heissen. Am 10. Mai folgen drei weitere Strophen, die im wesentlichen stehen bleiben konnten. Doch sollte der Ton in der Folge noch populärer und balladenmässiger sein. Am 27. Mai kann er dem Freunde, dessen Neugierde bereits aufs höchste gestiegen ist, mitteilen, dass Lenore täglich an Alter, Gnade und Weisheit vor Gott und den Menschen zunehme. Was er bisher gedichtet habe, thue solche Wirkung, dass die Frau Hofrätin Listn des Nachts davon im Bette auffahre. Er dürfe sie gar nicht daran erinnern. Ja er selbst wagt es nicht, sich abends damit zu beschäftigen, denn da wandle ihn nicht minder ein kleiner Schauder an. Wenn Boie sie einst den Göttinger Freunden zum ersten Male vorlesen werde, dann möge er einen Totenkopf von einem Mediziner borgen, und solchen „bei einer trüben Lampe setzen"; dann würden allen, wie im Macbeth, die Haare zu Berge stehen.

Neue Begeisterung für seine Dichtung schöpfte Bürger aus der Lektüre des „Götz von Berlichingen", der damals erschienen war, und den er in den ersten Tagen des Juli las. Bürger war wohl über kein anderes poetisches Werk in seinem ganzen Leben so begeistert, wie über dieses; er jubelt dem Verfasser als dem deutschen Shakespeare entgegen. Unter dem Eindruck dieses Dramas schreibt er drei weitere Strophen der Lenore, die in ihrer Art nichts weniger werden solle, als was dieser Götz in seiner ist. Hu! Wie werde ihn der Unverstand drüber anblöken! Doch zu ihrer Vollendung glaubt er noch länger als zwei Monate zu bedürfen. Aber schon am 12. August kann er schreiben: „Gottlob! nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig ... das ist Dir ein Stück, Brüderle ... Ist's möglich, dass Menschen-

Sinne so 'was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, dass ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, dass ich nicht träume. Ich muss mir selbst zurufen, was der Kardinal von Este Ariosten zurief: 'Per Dio, Signor Burgero, donde avete pigliato tante cujonerie?' Ei! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüte davor abnehmen müssen . . ."

Da er aber keinem seiner Freunde zutraut, dass er „Lenore" aufs erste Mal in ihrem Geist deklamieren könne — der Betreffende deklamiere auch so gut er wolle —, so will er das Gedicht in acht Tagen selbst nach Göttingen bringen. Denn Deklamation mache die „Halbschied" von dem Stücke aus. Wenn sie es von ihm hörten, dann sollten sie alle mit bebenden Knien vor ihm niederfallen, und ihn für den Dschingis-Chan, das ist für den grössten Chan in der Ballade erklären, und er wolle zum Zeichen seiner Superiorität seinen Fuss auf ihre Hälse setzen. Denn alle, die nach ihm Balladen machen, sollen „seine ungezweiffelten Vasallen sein, und ihren Ton von ihm zu Lehen tragen."

Seiner Selbstbewunderung und seiner Überhebung über die übrigen Hainbundsmitglieder gibt Bürger in den Briefen aus jenen Tagen in der übermütigsten Weise Ausdruck. Er masst sich die Würde eines poetischen „Condors" an, da ihm die eines Adlers nicht mehr genügt, weshalb ihn Cramer im Namen des Bundes in scharfer Weise zur Rede stellt; in einem darauffolgenden Briefe tituliert ihn der Hain als seinen ehrsamen und lieben Sperber, nesthaft und zu erfragen in den Felsritzen zu Gleichen. Bürger antwortete wieder: an die Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfe und Rohrsperlinge u. s. w. Kurz es gab eine ganze scherzhafte Fehde, bei welcher es uns nur wundert, wie Leute von 25 Jahren und darüber noch so kindliche Gemüter besitzen konnten.

Am 21. August las Bürger den versammelten Freunden das Gedicht vor, und der Eindruck, den es ihnen machte, war in der That ein kolossaler. Als Bürger bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Gitterthor
Giengs mit verhängtem Zügel,
Mit schwanker Gert ein Schlag davor,
Zersprengte Schloss und Riegel."

mit einer Reitgerte an eine gegenüberstehende Thür schlug, soll der jüngere Graf Stolberg vor Entsetzen aufgesprungen sein, da er meinte, dass sich die geschilderte Scene vor seinen Augen verwirkliche. So berichtet A. W. Schlegel; verbürgt ist die Geschichte nicht, aber wir wissen aus einem Briefe von Johannes von Müller, dass dem geschätzten Popularphilosophen Victor von Bonstetten (geb. 1745, † 1832), als er die Lenore um die Mitternachtsstunde las, und plötzlich die Thür aufsprang, das Buch aus der Hand fiel, und „alle Haare zu Berge stiegen". Johannes von Müller selbst, mit welchem Bürger später in freundschaftlichem Verkehre stand, schrieb noch am 9. September 1780 an seinen Bruder, der verdammte Bürger mit seiner Lenore habe sein ganzes Nervensystem eine Nacht hindurch erschüttert.

Nachdem Bürger noch einige Änderungen vorgenommen, sendete er das Gedicht am 9. September 1773 an Boie zur Aufnahme in den Musen-Almanach. Doch noch war ihm vieles daran nicht recht und da er Boies Rat einholte, entspann sich nun eine lange brieflich durchgeführte Beratung zwischen den beiden. Unablässig wurde gefeilt, umgestürzt, verbessert. Am 16. September werden noch drei ganze Strophen (die 20., 24. und 27.) hinzugedichtet. Die Korrekturbogen wanderten wiederholt hin und her, und Bürger war so eifrig bei der Arbeit, dass in seine Condorgebeine auch nachts über kein Friede kam, und er selbst im Traume dichtete. Endlich, am 27. September, hat das Gedicht eine Form erhalten, welche alle Freunde zufriedenstellte.

* * *

Der Erfolg der Lenore war ein ungeheurer, und Boie, der sie allenthalben vorlas, weiss nicht genug von dem Eindruck zu erzählen, den er damit erzielte. Leisewitz wollte vor Freude über das Gedicht aus der Haut fahren. „Ich kann Ihnen nicht

beschreiben, wie sehr Ihre Lenore hier bewundert wird," schreibt Graf Christian zu Stolberg an Bürger. „Alle Menschen, sogar vornehme Männer und Weiber, lasen sie und lernten Stellen davon auswendig. Ich bin mehr wie einmal Zeuge gewesen, dass beim Spieltisch die Damen den Almanach aus der Tasche gekriegt und die Lenore laut gelesen haben. Die Karten wurden bei Seite gelegt, und von anderen Spieltischen stand man auf und horchte zu." Auch Goethe, dessen erste Ballade im volkstümlichen Tone: „Es war ein Buhle frech genung" 1776 in der Claudine von Villa Bella erschien, und der lange Jahre (man vgl. noch den König von Thule 1782) unter Bürgerschem Einflusse stand, deklamierte sie gerne.

Cramer, der an den letzten Korrekturen der Ballade Anteil hatte, schrieb eine sehr warme Besprechung derselben für die Erfurter Zeitung, worin er sagte, er sei vor der Lenore stillgestanden, wie vor einem alten Torso, ergänzt durch einen Michel Angelo. Nur in der Geisterstunde und bei den Ruinen der alten Gleichen habe sich dies Stück entspinnen können, das den Pöbel wie den Meister der Kunst entzücken müsse, und nur der hirnlosen Mittelklasse von Lesern missfallen könne. J. G. Jacobi, wiewohl ein Anhänger der alten Gleimschen Romanzenschule, beglückwünschte „Herrn Bürger" zu seiner Lenore in der Rezension des Musen-Almanachs im Teutschen Mercur.*) „Welche Kunst in der Behandlung eines solchen Gegenstandes! ... Am Putztisch und am Spinnrocken auswendig gelernt und vom Kenner bewundert! Ein Gespenstermärchen und ein Meisterstück der Poesie!" Jacobi fand seltsamerweise auch eine „beständige Mischung des Komischen und Grässlichen" in der Lenore.

Wieland bemerkte zu Falk, dass er mehrmals von Damen gefragt worden sei, ob er denn das wundervolle Gedicht von „Graut Liebchen" noch nicht gelesen hätte; er aber habe sich ordentlich mit einer Art von Ekel und Widerwillen davon ab-

*) April 1774. S. 39 ff.

gewandt, weil er „Krautliebchen" verstand, und irgend wieder eine neue Naivität im beliebten Bänkelsängerstil erwartete."*)

Es fehlte jedoch auch nicht an ausgesprochen ungünstigen Beurteilungen des Gedichtes. Bürger war hierüber nicht verwundert, konnten doch „alle beaux esprits à la mode, die ein Kollegium über den Batteux gehört, oder etwa Gellerts Fabeln, den Hagedorn und Jacobi gelesen haben, und nun alles über den ihnen bekannten Leisten schlagen, ohne zu begreifen, dass es ausser diesen noch hundert andere stattliche Leisten in rerum natura geben könne" — konnten doch alle diese mit seiner Dichtung nicht zufrieden sein.

Aus Briefen ist uns bekannt, dass Klopstock und Voss an dem Gedichte keinen Gefallen fanden, und Claudius gab Bürger im „Wandsbecker Boten" den seltsamen Rat, „in einer Mondnacht bei seiner Gleiche dies vortreffliche Stück noch einmal vorzunehmen und zu vollenden". Die Göttingischen Anzeigen brachten im 1. Stück vom Jahre 1774 eine ironische mit spöttelnden Bemerkungen reichlich durchsetzte Inhaltsangabe des „Ammenmärchens". Die Romanschriftstellerin Therese Heyne, die Gattin eines Professors zu Göttingen, bezeichnete die noch ungedruckte Ballade als gotteslästerlich. Der Herr Bürger werde zu kühn, er schreibe zu dreist in den Tag hinein. Ihr Urteil müsse ihm nicht gleichgültig sein, denn sie habe unter Rabenern studiert und ihren Vers verstanden, ehe sie nach Göttingen gekommen sei. Den Urteilen solcher Leute wollte Bürger durch ein scharfes Motto, und durch eine ebensolche Anmerkung im Register vorbeugen; der vorsichtige Boie nahm jedoch beides nicht auf. Der Vorwurf der Gottlosigkeit wurde gegen Bürger auch von dem Konsistorialrat Professor Adolf Friedrich Reinhard zu Bützow am Schlusse eines Briefes erhoben, in welchem er einzelne Professoren und die ganze Universität Göttingen in so grober Weise angriff, dass er einen Verweis von seinem Herzog erhielt und Abbitte leisten musste.**) Reinhard erklärt

*) Joh. Falks Einleitung zu der Ausgabe von Herders Volksliedern 1825.

**) In den Ziegraschen „Freiwilligen Beiträgen zu den Hamburgischen

Lenore ungeachtet mancher poetischer Schönheiten doch für eine wirklich verabscheuungswürdige Romanze; die Strophen, worin die Mutter die verzweifelnde Tochter an den Trost der Religion verweist, seien ein so unerträgliches Gespötte mit den ehrwürdigsten Dingen der christlichen Religion, ein so unverzeihlicher Missbrauch biblischer Ausdrücke und Lehren, dass man sich wundern müsse: nicht dass Leute sind, die schlecht genug denken, um dergleichen zu schreiben und solchen Dingen Beifall zu geben, sondern dass eine so ärgerliche Liedersammlung die Zensur passiert und nicht öffentlich gerügt oder verboten worden sei. Was der fromme Gelehrte wünschte, das geschah in dem Theresianischen Österreich; der Musen-Almanach wurde der Lenore wegen in Wien konfisziert.

Die neuere Kritik sieht in Bürgers grosser Ballade, die, um mit Schlegel zu sprechen, allein hingereicht hätte, um dem Dichter die Unsterblichkeit zu sichern, Deutschlands erstes klassisches Gedicht, und seit dem grimmigen Franzosenfresser Wolfgang Menzel, der „Lenore", so berühmt sie ist, nie recht leiden konnte, und „umsonst nach einem Sinn in dieser abscheulichen Spukgeschichte suchte", ist wohl kein Tadel von massgebender Seite gegen diese geniale Schöpfung laut geworden. Jene Ansicht, welche Menzel gelegentlich einer Rezension des 1830 erschienenen Romanes: „Lenore" von Viktor (Leipzig, Kollmann) veröffentlichte, ist vielleicht nur aus seinem berechtigten Unmute über die Minderwertigkeit des letzteren zu erklären. Eine Romanze in einen Roman breitzuschlagen, um aus 1000 Wörtern 50 000 zu machen, schien ihm um so undenkbarer, als Bürger nach Menzels Urteil in seiner Lenore in der That schon überflüssig wortreich gewesen . . .*)

* * *

„Lenore" gehört zu den am häufigsten übersetzten deutschen Gedichten, und sie hat auch auf fremde Litteraturen einen nach-

---

Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" II. 382. Wiederholt in „Zeitschrift für lutherische Theologie" 1871 S. 457 ff.

*) Litteratur-Blatt 1831 Nr. 42.

haltigen Einfluss geübt. Frankreich, Italien, Portugal, Dänemark, Holland erhielten früher oder später ihre guten Lenore-Übersetzungen. In Russland gelangte das Gedicht durch zwei Bearbeitungen von Joukoffsky — die freiere „Ljudmilla" erschien 1808, eine getreuere 1829 — zu grosser Popularität; in Polen scheint ein Volkslied „Helene" auf Bürgers Ballade zurückzuführen sein. Ja sogar ins Lateinische ist sie zu wiederholten Malen übersetzt worden.

Vor allen anderen Ländern war jedoch England bestrebt, das Werk, welches es als sein geistiges Eigentum vindizierte, in ebenbürtigen Nachbildungen zu besitzen. Lenore ist noch vor der Wende des Jahrhunderts sechsmal ins Englische übertragen worden. Die bedeutendste Übersetzung ist jene von Walter Scott, dessen Erstlingswerk „The chase (der wilde Jäger) and William and Helen (Lenore), two ballads from the German of G. A. Bürger" zu Edinburg und London (1796) zwei Jahre nach dem Tode des deutschen Dichters erschien. Walter Scott hatte das Gedicht in der älteren schwungvollen Übersetzung des Engländers William Taylor, der Goethe 1782 in Weimar besuchte, vorlesen hören, und war davon so begeistert, dass er nicht ruhte, bevor er mit Hilfe von Grammatik und Wörterbuch das Original lesen konnte. Miss Cranstoun (die nachmalige Gräfin Purgstall), die des Dichters Aufmerksamkeit auf die Ballade gelenkt hatte, liess Scotts fertige Übersetzung während dessen Abwesenheit drucken. Der Name Walter Scotts erscheint jedoch nicht auf dem Titel. In demselben Jahre 1796 übersetzten auch W. A. Spencer, der laureat poete H. J. Pye, sowie J. F. Stanley die Lenore ins Englische. Doch sind ihre Arbeiten, jene Spencers ausgenommen, als weniger glücklich zu bezeichnen. Pye setzte eine schwülstige Rhetorik an die Stelle der schwungvollen Diktion des Originals, und Stanley verdarb den Eindruck seiner sonst gelungenen Arbeit durch die Hinzudichtung eines albernen Schlusses, demzufolge das Ganze nur ein Traum Lenorens ist, aus welchem sie am Ende des Gedichtes wohlbehalten erwacht. Noch schwächer ist die Übersetzung des Rev. Beresford (1800).

In England war auch der litterarische Einfluss der Ballade ein bedeutender. Abgesehen von Walter Scott (The eve of St. John) steht auch noch eine ganze Reihe anderer Dichter in genuinen Produktionen unter dem Zeichen der Lenore. Wir erwähnen nur Coleridge (The woman waiting on her demon-lover), Wordsworth (Affliction of Margaret), Miss Edgeworth (Lenora, Roman) und Shelley (Sister Rosa).

Auch in der Musik hat Lenore ihre Geschichte. Schon am 10. Mai 1773 schrieb Bürger an Boie, dass er sich Mühe gebe, das Stück zur Komposition zu dichten. Es sollte seine grösste Belohnung sein, wenn es recht balladenmässig und simpel komponiert, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte. Ich wollte, schreibt er, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Komponisten mit der Stimme angeben.

Einen trefflichen musikalischen Interpreten fand Bürger in Goethes Offenbacher Freund Johann André (geb. 1741, † 1799), der u. a. des letzteren „Erwin und Elmire" komponiert hat. André war ursprünglich Kaufmann — er gründete eine Musikalienhandlung in seiner Vaterstadt — und die „eigentlich gelehrte Kenntnis der Musik" fehlte ihm nach Biesters Aussage gänzlich; er machte infolgedessen oft Fehler, „worüber die musikalischen Kritici sehr ihre Näslein rümpften". Aber er besass einen seltenen Melodienreichtum. Aus einem Briefe Zelters an Goethe (9. Okt. 1830) wissen wir, dass Andrés Komposition der „altberühmten, unliebenswürdigen Lenore, an die Bürger so viel Fleiss gewendet hat", und die dem Schreibenden ein Gräuel ist, „Hop hop im Galopp durch alle Strassen Berlins ritt". Biester hörte Andrés Komposition, die als Duett gesetzt war, im Gerstenbergschen Hause zu Lübeck von den beiden Gatten selbst singen, und war davon, wie die meisten seiner Zeitgenossen, entzückt. „O Bürger, Bürger!", heisst es in seinem Briefe darüber, „wärst Du doch dagewesen! Solche Herrlichkeit der Musik, solche Kraft des Gesangs! Wie jeder Gedanke ganz ergriffen ist und ganz ausgedrückt voll Wahrheit! voll Natur! Einige Stellen sind über allen Ausdruck vortrefflich. Wie hat's

mein Herz gelabt!" Andrés Komposition hat in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt.

Lenore wurde ausserdem noch im vorigen Jahrhundert von Dr. med. Weiss zu Göttingen, mit dem Bürger sehr befreundet war und der eine grosse Anzahl Bürgerscher Lieder komponierte, von Zumsteeg u. a. in Musik gesetzt. Von den zahlreichen musikalischen Phantasien über Lenore sei nur jene von Joachim Raff erwähnt.

Der Dichter des „Freischütz" Friedrich Kind, und Karl von Holtei haben den Versuch gemacht, das Gedicht dramatisch zu verwerten. Aber weder des ersteren „Schön Ella" (1825) noch des letzteren patriotische, von Gesängen begleitete Tragödie „Lenore" (1829) vermochten einen bedeutenderen Erfolg zu erringen. Während Kinds Dichtung als eine Verwässerung des Originals bezeichnet werden muss, suchte Holtei dem für ein Drama nicht ausreichenden Stoffe dadurch nachzuhelfen, dass er einige Motive aus der Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" entlehnte, welche Verquickung jedoch zu keinem glücklichen Resultate führte. Der Bürgersche Dialog zwischen Lenore und ihrer Mutter kehrt bei Holtei wörtlich wieder.

Dass es einem so beliebten Gedichte bald an mehr oder minder geistreichen Parodien nicht fehlte, ist begreiflich.

Frühzeitig wurde die Eignung des Stoffes zu bildlichen Darstellungen erkannt. Lenore wurde, um nur einige Namen aus einer grösseren Menge herauszugreifen, von Lady Beauclerc, Retzsch, Neureuther trefflich illustriert. Durch besondere Pracht zeichnen sich J. Chr. Ruhls zwölf Umrisse zu Bürgers Ballade aus.*) Die berühmtesten Gemälde zu Bürgers Lenore stammen von Horace Vernet (1839) und Ary Scheffer. Vernets Bild zeigt die Situation der drittletzten Strophe; der Ritter öffnet mit einem Schlage seiner Gerte das eiserne Gitterthor und man erblickt den Friedhof. Scheffer zeigt uns die Eingangsscene, wie Lenore die heimkehrenden Truppen nach ihrem Wilhelm fragt.

*) Kassel 1827, in gr. qufolio.

„Lenore".

„Lenardo und Blandine".

„Lenore"

Er beging jedoch den Fehler, die Kostüme aus der Zeit der Kreuzzüge zu nehmen. „Es herrscht in dem ganzen Bilde eine sanfte Melancholie," sagt Heine, „nichts lässt den Spuk der künftigen Nacht vorausahnen." Dieselbe Scene gibt auch das seiner Zeit viel bewunderte Bild C. F. Lessings wieder. Ein Gemälde, welches als Motto die Verse der Scottschen Übersetzung trug:

„Tramp! tramp! along the land theyr ode
Splash! splash! along the sea"

erregte auf der Londoner Ausstellung 1871 Aufsehen.

* * *

Merkwürdigerweise kam Bürger von seiner Vorliebe für diese Ballade später zurück. Er glaubte sie oft übertroffen zu haben und war nicht zufrieden, dass er mit keinem anderen Werke einen so grossen Beifall erzielte. Er nannte sie gerne die „alte, alberne Lenore".

In einem Briefe vom 11. Okt. 1773 kündigt er Boien bereits eine neue Ballade, den „wilden Jäger", an, der, wie er zwei Jahre später schrieb, seine Sonne werden solle, wie Lenore sein Mond. Doch blieb es vorläufig bei dem Plane. Diesen nahm er erst im Sommer 1775 wieder auf, die Vollendung verzögerte sich jedoch bis in den März 1778.

Von den übrigen Gedichten des Jahres 1773 reicht keines auch nur im entferntesten an eine der beiden vorgenannten Balladen heran.

„Des armen Suschens Traum" können wir als eine Art Vorübung zur Lenore ansehen. Das Gedicht wurde von Bürger selbst später als Beispiel einer „echten lyrischen Romanze" in seiner Ästhetik mitgeteilt, und Stolberg liebte es wie die Lenore.

Wie im Wilden Jäger schöpfte Bürger aus dem, in scherzhaftem Tone gehaltenen Gedichte „Der Raubgraf", aus der Harzsage. Die Ballade schildert, wie ein landschädlicher Ritter durch eine Hexe in die Stadt gebracht und hier in einem Käfig eingesperrt wird. Der Henker schneidet ihm sodann Glied für

Glied vom Leibe ab und setzt es ihm zum Mahle vor. „Der Raubgraf" wurde im Lauenburger Musen-Almanach für 1776 mit einigen Änderungen gedruckt, zu welchen sich Bürger durch das Zureden verschiedener Freunde bestimmen liess. Wieland, welcher die erste Fassung gesehen hatte, die durch Boie an Goethe gesandt worden war, bedauerte dies und rügte den Einfluss untergeordneter Köpfe auf das Genie in seiner Rezension*) sehr scharf. Trotzdem fand er „hohe reine Herzensjovialität und schauerliches magisches Gefühl" darin, woraus „ein ganz originales Mittelding" entsteht. Die Sage knüpft sich an den Grafen Albrecht von Regenstein, der 1323 nur durch weitgehende Zugeständnisse an die Bürgerschaft von Quedlinburg sein Leben retten konnte. Aus welchem Grunde A. W. Schlegel**) das Gedicht eine Idylle genannt wissen wollte, ist nicht zu begreifen.

Von den Liebesliedern, die Bürger damals dichtete, erfreute sich das „Lob Helenens am Tage ihrer Vermählung" des meisten Beifalls, nur wunderte man sich nach einem Briefe Cramers an Bürger allenthalben, „dass es auf eine so scheussliche Person gemacht sei". Wer darunter gemeint war, ist nicht bekannt. Jedenfalls war Bürger mit dem Lobe nicht sparsam. Er sagt, dass die Stimme der Gefeierten angenehmer töne als König Friedrichs Flöte, und dass ihre Lippen süsser seien als Honig und Tokayer. „Die beiden Liebenden" sind wohl eines der formvollendetsten Gedichte leichterer Gattung, welche wir von Bürger besitzen. Er nennt es selbst eine Überarbeitung nach Rochon de Chabannes. „Das vergnügte Leben" ist eine solche nach Grécourt.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Gelliehausen dichtete Bürger auch eine Anzahl von Priapischen Gedichten, welche sich handschriftlich in einer angesehenen dortigen Familie erhalten haben. Sie füllen ein Oktavheft von 30 Seiten und liefern den Beweis, dass Bürger es nicht verschmähte, auch Töne

*) Teutscher Merkur. Jänner 1776. S. 88 ff.

**) Charakteristiken und Kritiken. Königsberg 1801. II. 51.

anzuschlagen, wie sie selbst im intimsten Freundeskreise selten zu hören sind.*)

XI.

Die erste Heirat.

1774.

Die Familie Leonhart — Dorette und Molly — Die plötzliche Verlobung — Verfehlte Wahl — Antoinette.

Die freundschaftlichen Beziehungen, in welche Bürger nach seiner Übersiedlung nach Niedeck zu dem dortigen Amtmann Johann Carl Leonhart und seinem Hause trat, liessen ihn bald den bisher ausgestandenen Ärger vergessen, und er scheint auf eine „ansehnliche" Kreis-Amtmannsstelle in Obersachsen, auf die ihn einer seiner Schwäger aufmerksam gemacht hatte, nicht weiter reflektiert zu haben. Im Verkehre mit der zahlreichen, heiteren Familie des Amtmannes Leonhart fand er Zerstreuung nach den unangenehmen Arbeiten des Tages.

Leonhart (geb. 1720, † 1777) war, bevor er die hannoversche Amtmannsstelle übernahm, Amtsschreiber zu Erzen bei Pyrmont gewesen. Bürger nennt ihn einen „herzensguten und braven Mann, ehrlich, gutherzig, freigebig und gutfrei bis zur Verschwendung — aber für seine Kinder, deren Erziehung, deren künftiges Fortkommen u. s. w. sorgte er — schlechterdings gar nicht!!" Unter seiner Obhut standen nicht weniger als acht Kinder, drei Knaben und fünf Mädchen. Drei Söhne und drei Töchter hatte ihm seine erste Frau, die Tochter des Land-

*) Nach Dr. Althofs Mitteilungen soll Bürger einst mit dem jüngeren Grafen zu Stolberg gewettet haben, wer „das grösste poetische Meisterstück des Schmutzes und Ekels" hervorbringen könnte. Stolberg hätte durch das Gedicht „Die künftige Geliebte" den Sieg davongetragen. Nach des Dichters Aussage ist diese Geschichte, die er selbst sehr oft erzählen hörte, erlogen, und Bürger war nahe daran, dies in einer Nachschrift zu der Vorrede der zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1789) öffentlich zu erklären.

baumeisters Schädeler in Hannover, geboren, die 1764 das Zeitliche segnete. Zwei weitere Töchter brachte ihm seine zweite Frau Cäcilie Elisabeth Antoinette (geb. 1726, † 1790), die eine Schwester der ersten war und mit der er sich ein Jahr vor Bürgers Übersiedlung nach Niedeck vermählte, aus ihrer ersten Ehe mit einem Arzte Dr. Strecker ins Haus mit. Francisca Elisabeth (geb. 1753) und Wilhelmine Josepha Strecker (geb. 1763) waren damals zwanzig, resp. zehn Jahre alt, und unterschieden sich von ihren Geschwistern dadurch, dass sie sich zur römisch-katholischen Konfession bekannten.

Als die erste Gattin des Amtmannes Leonhart starb, waren ihre Kinder alle noch klein, und hätten der mütterlichen Wartung notwendig bedurft. Ein Vater, der mit den schwersten Sorgen zu kämpfen hatte, um alle diese hungrigen Mäuler zu speisen, konnte ihnen jene nicht ersetzen, und als er nach zehn Jahren eine zweite Ehe einging, war es schon zu spät, um das Versäumte nachzuholen. Der Schulden waren, wie sich denken lässt, im Hause Leonhart genug. Bürger wusste dies, war jedoch, als er im Jahre 1777 den Nachlass seines Schwiegervaters zu sichten begann, über ihre Menge erstaunt. Die kümmerlichen Lebensverhältnisse im Hause Leonhart hatten jedoch vor allem eine mangelhafte Ernährung der Kinder zur Folge, die sämtlich an der Auszehrung litten und früh starben. Bürgers erste Frau erlag derselben in dem jugendlichen Alter von 28 Jahren, Bürgers Molly, die durch ihr blühendes Aussehen niemals zu Besorgnissen Anlass gegeben, kaum zwei Jahre später, genau ebenso alt. Im Alter von 30 Jahren wurde 1781 Bürgers ältester Schwager, Carl Leonhart, von der tückischen Krankheit dahingerafft. Er war absolvierter Jurist und stand als Sekretär und Justiziar in freiherrlich Görz-Wrisbergschen Diensten. Bürger war dem „guten ehrlichen Jungen", der „nicht ohne Talente und Geschicklichkeit, aber entsetzlich blöde" gewesen sein soll, herzlich zugethan. Der unglückliche junge Mann starb nach jahrelangem, qualvollem Siechtum in Bürgers Armen zu Appenrode. Die beiden jüngeren Söhne Ludwig und Georg, 1774 fünfzehn und vierzehn Jahre alt, widmeten sich später der

militärischen Karrière, in der sie es ziemlich weit brachten. Das Schicksal seiner Neffen lag Bürger besonders am Herzen, und wir werden Gelegenheit haben, auf sie noch zurückzukommen. Die älteste Tochter des Amtmanns, Anna (Antchen) (geb. 1755, † 1825), vermählte sich 1778 mit Heinrich Johann Jakob Elderhorst, dem Amtsschreiber und späteren Amtsvoigt zu Bissendorf (1749—1806), mit dem Bürger gleichfalls stets in freundschaftlichem Verkehre stand.

Die beiden Frauen Bürgers, Dorothea Marianne (Dorette) (geb. 5. Oktober 1756) und Auguste Wilhelmine Eva (Molly) (geb. 24. August 1758) zählten damals 18, resp. 16 Jahre, und scheinen beide an Bürger Gefallen gefunden zu haben. Doch ihre Charaktere waren verschieden, wie ihre Temperamente. War Dorette still, duldsam, bescheiden, sehr fromm, mit wenigem zufrieden und für weniges dankbar, so hatte Molly etwas lebhaftes, sinnliches, ungemein anziehendes in ihrer Art, sich zu geben. Molly war eine echt weibliche, zärtliche Natur, dabei jedoch ungleich begabter, witziger als ihre Schwester. Boie, der sie als 14jähriges Mädchen gesehen, bezeichnet sie schon damals als ein höchst anziehendes Geschöpf. Auf den von ihr erhaltenen Bildnissen erscheint sie als eine ziemlich üppige Blondine.

Für Dorette ist eine Stelle in einem Briefe von Philippine Gatterer an Bürger bezeichnend; sie beschreibt in demselben einen Besuch in der Familie Leonhart, bei welchem auch jene, damals schon Mutter, anwesend war. „Ihre Frau," schreibt sie, „sass so zärtlich und sittsam auf dem Kanapee. Hatte sich und ihr Kind in einen Mantel gehüllt und schlug die Augen auf das Kind wie eine Madonna." Dorette fand ihre grösste Freude im Wohlthun: „Frohsein und fröhliche Geschöpfe zu machen, ist nach meinem Gefühl die innigste Dankbarkeit für die Güte unseres Gottes," lesen wir in einem ihrer Briefe an ihren Bruder Georg. „Herzliche innige Freude durchglüht mich, dass Gott mir die Wonne schenkte, die Pflichten der Wohlthätigkeit ausüben zu können. O George, so ein Gesicht, welches mir mit dankbarer Freude entgegenlächelt — bei Gott! Der gnädigste Blick des

grössten Monarchen würde mir nicht so angenehm sein! Könnte ich mir den nicht auch durch weniger gute und edle Mittel erwerben? Du wirst lachen über mich, ... dass mich die Austeilung einiger Weihnachtsgeschenke an unsere Leute so frohen Muts gemacht hat — und doch ist's nicht anders. Der Dank, welcher aus ihren Seelen in die meinige überging und hier innige Anbetung gegen Gott wurde, der mir die Mittel gab, Freude verbreiten zu können, hat mich mit diesem Leben auf lange wieder ausgesöhnt."

Dass Bürger eine solche Frau verehren konnte, begreifen wir, aber für die Dauer konnte sie ihn unmöglich fesseln. Der leidenschaftliche Dichter wurde der stillen, anspruchslosen Schönheit müde, indes ihn die Reize Mollys stets von neuem entzückten.

Noch am 25. November 1773 schrieb Bürger an den schon erwähnten Assessor Götze: „... wirst Du noch nicht bald heiraten? Ich vielleicht nimmermehr! Indessen stehe ich bei den Mädchen meiner Nachbarschaft in ganz gutem Kredit." Aber schon am 18. Februar 1774 beantwortet er Gleims Brief „in den Armen eines Mädchens, welches ihn zum ewigen Gefangenen gemacht hat," worunter zweifellos Dorette zu verstehen ist, weil er sich einige Tage später offiziell mit dieser verlobte.

„Wisst Ihr's schon, Freund, dass ich mich verplempert habe?" heisst es in einem etwas späteren Briefe an Boie, .. Sehn Sie, mein liebster Boie, endlich haben wir denn auch die Schuld der Natur bezahlen und uns bis zum Heurathen verlieben müssen. — Ach da kommt sie her, die minnigliche, die mein Herz mit allen ihren Tugenden und Fehlern, wie sie da ist, über alles in der ganzen weiten Welt liebt. Mag sie doch andern nichts sein, mir ist sie alles!" Einen Monat später heisst es: „Wenn das so fortgeht, so sterbe ich den Musen der Freundschaft und der ganzen Welt noch ab, um nur allein der Minne zu folgen. Ich kann itzt nichts als lieben; lieben beim Entschlummern, lieben beim Erwachen, lieben im Träumen. Verse kann und mag ich itzt gar nicht machen. Alle Ideen fliegen in Rauch auf; und einen Reim bin ich so wenig vermögend zu finden, dass mich dünkt, die ganze Sprache hätte keine zwei Wörter, welche sich reimten." Zur

selben Zeit bittet er den Freund, ihm doch etwas Neues aus den Hainen der Musen zu melden; er werde sonst ganz und gar zum Idioten. Er habe seit dreiviertel Jahren nichts gelesen, was er aus seiner ehemaligen Lektüre behalten hatte, vergessen und wisse nicht einmal seine eigenen Gedichte mehr auswendig. Doch ist er darüber zufrieden, da er sich längst in eine solche Situation gewünscht hatte, um zu erfahren, was für poetische Kreaturen er dann wohl hervorbringen würde.

Wie aufrichtig auch die Liebe zu der Braut aus diesen Briefen zu sprechen scheint, so nagte doch schon damals ein Wurm an Bürgers Liebesglück, und bald darauf begannen die leisen Mahnungen der Reue sich ihm fühlbar zu machen. Wenn nicht schon im Frühjahr, so doch gewiss in dem darauffolgenden Sommer fand das Bild der jüngeren Schwester in Bürgers Herz Eingang, und so wurde schon in der Zeit seines Brautstandes der Grund zu jenem traurigen Konflikte gelegt, welcher Bürgers schönste Mannesjahre zu einer Zeit innerer Qual gemacht hat.

„Sie selbst," schreibt der Dichter mit Bezug auf Molly 1779 an Goeckingk, „war noch ein blutjunges Mädchen von 14 (richtig: 15—16) Jahren als das Ding anhub, hatte aus nichts was Arges. Auch dieser Umstand dienet dazu, mich desto fester an sie zu fesseln, dass sie mir die so ganz und gar reinen, unbefleckten und unbeleckten Erstlinge der Liebe zugewendet hat. Und in einem solchen Masse! O Himmel! Was hilft alles singen und sagen? . . ."

Wie Bürger dazu kam, dennoch die ältere Schwester zu heiraten, da er doch hätte warten können, bis Molly das heiratsfähige Alter erreicht hätte, ist bisher nicht genügend berücksichtigt worden. Der Sachverhalt lässt keinen Zweifel zu; wir haben in einem Briefe Boies an Althof eine unzweideutige Erklärung dieses Phänomens, und auch die frühzeitige Geburt von Bürgers erster Tochter beweist, dass ihm seine Gattin bereits vor der Hochzeit angehörte. „Ich war den ganzen Sommer 1774 von Göttingen entfernt," schreibt Boie. „Als ich spät im Herbste zurückkam, suchte mich gleich ein Brief (Bürgers), worin eine schwärme-

rische, mir unbegreifliche Liebe für die älteste Schwester redete, mit der Bitte, ja nichts wider diese Liebe zu sagen, von der er nicht mehr zurückkönne. Eine solche Bitte Bürgers ist nun zwar in keinem Briefe an Boie aufzufinden, aber der Freund dürfte seine Behauptung schwerlich aus der Luft gegriffen haben, umsomehr als jener Brief bestimmt war, Althof über die früheren Schicksale des damals schon verstorbenen Dichters zu orientieren. Sein Gedächtnisfehler dürfte lediglich darin bestanden haben, dass er eine mündliche Mitteilung Bürgers für eine schriftliche hielt. Waren doch seitdem 20 Jahre verflossen.

Während sich der Dichter seiner allmälig erwachenden Neigung zu dem 14jährigen Mädchen kaum bewusst wurde, woran auch Mollys Arglosigkeit zum Teile schuld gewesen sein mag, scheint Dorette durch ein gewisses Entgegenkommen seine leise Zuneigung zu einer leidenschaftlichen Flamme entfacht zu haben, und Bürger, der sich unter solchen Umständen, wie sich bei seiner dritten Heirat zeigen wird, leicht zu Unbesonnenheiten hinreissen liess, sah sich eines Tages genötigt, Doretten heimzuführen. Ohne Zweifel wünschte er schon damals noch einige Jahre zu warten, um sodann die jüngere Schwester heiraten zu können.

Bürger selbst hat sich über den Sachverhalt nie klar ausgesprochen; aber dass er unter einem moralischen Zwange handelte, als er sich mit Doretten vermählte, geht auch aus seinen verblümten Angaben hervor. Später, als Molly ihre Schwester vollkommen aus seinem Herzen verdrängt hatte, war der Dichter geneigt, die vorübergehende leidenschaftliche Aufwallung für seine erste Frau zu leugnen, und so schrieb er in der noch öfters zu erwähnenden „Beichte“ an seine dritte Frau Elise Hahn (1790): „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heiraten, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind, und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob

Tafel X.

Auguste Bürger (Molly).

Dorette Bürger.

Nach Photographien der Originalgemälde von H. F. L. Mathieu (1774).

ich mir's gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast 10 Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher und in eben dem Masse, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt."

Der alte Junggeselle Gleim war über die Nachricht von Bürgers Verlobung sehr erfreut; er bedauert zwar, dass er die Hoffnung Bürger in sein Vaterland zurückzubringen, jetzt wohl endgültig aufgeben müsse, „indes, fährt er fort, wenn mein lieber Bürger nur glücklich ist, so muss ich mich zufrieden geben; welch' ein Mädchen, das mein Bürger seinem Herzen und seinen Augen gut genug gefunden hat! Sagen Sie diesem guten Mädchen, dass Gleim Sie liebt, und wenn es dann meinen Bürger nicht, wenn's möglich ist, zärtlicher liebt, dann, mein bester Freund, dann, so fehlt's dem guten Mädchen nur an Kenntnis dieser Liebe zu Ihnen, mit welcher ich unveränderlich bin, Ihr ganz treuer Gleim." Gleichzeitig suchte er die Kleinigkeiten seiner Muse zusammen, die mitten unter seinen Amtsarbeiten „geboren und weggeworfen" worden waren. Er findet darunter ein Gedicht, welches er Bürger für seine Braut schickt, indem er es mit der Überschrift versieht: „Der Freundin Herrn Bürgers in seine Seele gesungen von dem Verfasser." Es ist ganz in dem behäbig-jovialen Tone gehalten, welcher Gleims Lieder auszeichnet.*)

Die Hochzeit Bürgers mit Dorette fand am 22. November 1774 statt; schon am 24. Mai 1775, also genau 6 Monate später schenkte sie ihm eine Tochter. Das Mädchen erhielt nach der zweiten Gattin des Amtmannes Leonhart die Namen Antoinette Caecilia Elisabeth. Bürger hing an dem Kinde mit unbegrenzter Zärtlichkeit; zu seinem namenlosen Schmerze starb es, ehe es das dritte Lebensjahr vollendet hatte.

*) Abgedruckt in „Briefe von und an G. A. Bürger". I. 197 f.

XII.

Amtsüberdruss.

1774—1776.

Übersiedlung nach Wöllmershausen — Erneuerung der Bekanntschaft mit Goeckingk — Tod der Mutter Bürgers — Unzufriedenheit und Geldmangel — Das Lotteriespiel — Händel mit dem Pastor Zuch — Missmut und Hypochondrie.

Als Antoinette geboren wurde, wohnte das junge Ehepaar Bürger noch zu Niedeck bei der Familie Leonhart. Erst im Sommer 1775 wurde ein neu eingerichtetes Bauernhaus in dem nahen Wöllmershausen bezogen. Bürger versprach sich hier einen angenehmen Aufenthalt, sah sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht, da das Haus inmitten eines Morastes stand, der den Dichter in den Wintermonaten zu langer Einsamkeit verurteilte. Dennoch war es hier noch am besten, und Bürger, der alle Dörfer seines Sprengels im Laufe der Jahre erprobte, fühlte sich in Wöllmershausen am wohlsten.

Die ruhige Zufriedenheit, welche sich in seinen Briefen aus jener Zeit kundgibt, lässt den Schmerz über seine verfehlte Existenz, den er häufiger und häufiger empfand, nur selten zu Worte kommen, und wenn es geschieht, so sind dies nur bescheidene Klagen im Vergleich zu den gigantischen Ausbrüchen, die wir später in Bürgers Briefen finden werden. So schreibt er sechs Wochen nach der Geburt Antoinettens noch von Niedeck aus an seinen väterlichen Freund Gleim: „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenig Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude. Im übrigen kann Ihr armer Freund wohl nirgends fataler und unzufriedener leben, als eben hier. Verdruss über Verdruss! Chikane über Chikane! Hudelei über Hudelei! Und doch seit zwei Jahren kein Gehalt! Vor kurzem um 700 Thaler auf eine infame Art betrogen u. s. w.!“

Ähnlich schreibt er schon einen Monat früher an Goeckingk, dessen Bekanntschaft er kurze Zeit vorher erneuert hatte. Dieser hatte damals die Redaktion des Musen-Almanachs übernommen und wandte sich am 21. April 1775 an Bürger mit der Bitte um Beiträge. In seinem Briefe warf er die Frage auf, ob sie nicht zusammen auf dem Pädagogium zu Halle studiert hätten?

Goeckingk, der nach seinem Abgange vom Pädagogium (1765) ebenfalls die Universität Halle bezogen und dort die Rechte studiert hatte, sodann Referendar in Halberstadt und 1770 Sekretär und Kanzleidirektor in Ellrich geworden war, hatte sich seines einstigen Kollegen Bürger erinnert, als er dessen Bild in Gleims Freundestempel sah. Kurz nach Erneuerung dieser Schulbekanntschaft besuchte er ihn, und die Männer, die einander als Knaben auf dem Pädagogium so gut wie fremd geblieben waren, schlossen nun eine Freundschaft, die mit kurzen Unterbrechungen bis zu Bürgers Tod bestand.

Goeckingk war, ähnlich wie Boie, eine praktisch angelegte Natur. Er hat als Beamter Karriere gemacht, wurde 1789 in den Adelsstand erhoben, mit schwierigen diplomatischen Missionen betraut und 1793 als Geh. Oberfinanzrat nach Berlin versetzt. Als Dichter nimmt er eine untergeordnete Stelle ein, und wenn auch seinen Episteln und Sinngedichten, wie seinen Satiren eine gewisse Formgewandtheit nicht abgesprochen werden kann, so haben sie doch nie auf besondere Beachtung Anspruch erheben können. In seinem Eheleben — auch er war nach einander mit zwei Schwestern verheiratet — hat Goeckingk ähnliche Schicksale wie Bürger, den er sehr liebte. Noch 1783 schreibt er ihm, er würde das Hemd ausgezogen haben und nackend gegangen sein, wenn er (Bürger) es bedurft hätte.

Dem letzteren gewährte es einen Trost, einen Freund gefunden zu haben, dem er sein Herz ausschütten konnte. „Das Schicksal," schreibt er ihm, „hat mich in der That recht zum besten gehabt, dass es mich durch so mancherlei Krümmungen gerade hieher geführt, und festgenagelt hat. Festgenagelt? — Ja wahrhaftig, wie den Prometheus hat es mich an einen nackten

Fels geschmiedet. Am Geier fehlts auch nicht. Anstatt dass jenen nur ein Einziger quälte, so hacken sie an mir zu Hunderten. Könnte ich meine hiesige mit tausend Ärger und Verdruss und mit unbelohnter Mühe verknüpfte Stelle gegen eine andere, wenn gleich an Einkünften geringere vertauschen, so thät' ich es ohne Bedenken. Denn schlechter kann ich in dem Betracht schwerlich eine treffen. Dergleichen Veränderung aber ist in diesem Lande, wo der leidige Nepotismus mit seinen hunderttausend Riesenarmen alles an sich rapset, nicht zu hoffen. Wenn nicht die Schrulle eines alten, wunderlichen, nunmehro seligen Grossvaters mich gezwungen hätte, mein Unterkommen in der Fremde zu suchen, wenn ich in meinem Vaterlande, wo, man mag davon auch sagen, was man will, ein ehrlicher Kerl mit Talenten auch ohne das leidige von es doch zu etwas noch bringen kann, eine Laufbahn hätte antreten können, so dünkt mich, wollt' ich jetzt in einer viel behäglicheren Situation sein."

In der That war seine Situation nicht sehr „behäglich". Der Gedanke, dass die Genies dazu bestimmt seien, hienieden Hunger zu leiden, wird ihm zur fixen Idee. Er kehrt in zahlreichen seiner Gedichte wieder, und ist u. a. in der „Nothgedrungenen Epistel des berühmten Schneiders Johannes Schere an seinen grossgünstigen Mäcen" (Oktober 1775) parabolisch ausgeführt.

Um dem finanziellen Elend zu entgehen, heckte Bürger in Gemeinschaft mit Goeckingk ein Projekt aus, das beide durch mehrere Monate (Winter 1775—1776) sehr beschäftigte. Sie beabsichtigten in Ellrich eine grosse Druckerei und Verlagsbuchhandlung zu errichten, wo sie die neu erscheinenden Werke aller bedeutenden Dichter auf rechtmässigem Wege herausgeben wollten. Geschäftliche Erkundigungen aller Art wurden eingezogen, Kostenüberschläge wurden gemacht, und wenn die Sache zu stande käme, so sollte sie „so viel Lärmen erregen, als die Erfindung des Schiesspulvers und der Buchdruckerei". Der stolze Plan scheiterte jedoch an der Unmöglichkeit, das nötige Geld zusammenzu bringen.

Noch in demselben Jahre, 1775, starb Bürgers Mutter zu Aschersleben. Auf dem Totenbette liess sie ihren Sohn zu sich rufen, da sie ihn sehnlichst zu sprechen wünschte. Sie scheint knapp vor Weihnachten, wahrscheinlich am 24. Dezember gestorben zu sein. Ob der Dichter ihr auch einen poetischen Nachruf widmete, wie drei Jahre früher seinem Grossvater, ist mindestens zweifelhaft. „So süss und harmonisch war Deine Leyer wohl nicht bei Deiner Mutter als bei Deines Grossvaters Grabe gestimmet" schreibt ihm Tesdorpf. Bürger gedenkt seiner Mutter fortan nicht mehr; die Frau, welche durch ihr herrschsüchtiges, rechthaberisches Wesen der Schrecken ihrer Kinder war, konnte ein liebevolles Andenken kaum erwartet haben.

Dem Dichter bereitete seine Mutter noch nach dem Tode Verdruss, indem er über ihre Verlassenschaft mit seiner älteren Schwester Henriette Oesfeld, „die einen filzigen Kalchas zum Manne hatte", in Erbschaftsstreitigkeiten geriet. Dennoch scheint Bürger das Kapital von 500 Reichsthalern, auf welches er Anspruch erhob, erhalten zu haben, und wir wissen, dass er von seiner Mutter (jedoch wahrscheinlich zusammen mit seinen Geschwistern) auch 74½ Morgen Ackerland, „reine schöne Länderei, die sich gewaschen hat", in der Flur von Aschersleben erbte, die einen Gesamtwert von weit über 4000 Reichsthalern repräsentierten. Da er sich zum Antritt der Erbschaft an Ort und Stelle begeben musste, benötigte er ein Reisegeld von 4—5 Louisd'or, welche Summe er nicht besass, und daher von seinem Amtsnachbar Scheuffler entleihen musste. Auf die Liegenschaften hat Bürger später wiederholt Geld aufgenommen; ob er die 500 Reichsthaler zur Deckung einzelner Schulden verwendete, muss dahingestellt bleiben, obwohl uns Bürgers erster Biograph, Dr. Althof, versichert, dass ihm das Bezahlen von Schulden stets ein ganz besonderes Vergnügen bereitet habe.

Thatsache ist, dass sich Bürgers Vermögensverhältnisse nach der Erbschaft von 500 Thalern ebensowenig besserten, wie zwei Jahre zuvor nach der Erbschaft von 8000 Thalern. Abgesehen davon, dass er bei dem Konkurse des Hofrats Listn (1775), wie

wir bereits erwähnten, 12—1500 Reichsthaler einbüsste, nahmen auch seine Schulden stets zu.

Bürgers fortwährende Geldverlegenheit ist von seinen bisherigen Biographen stets gewissenhaft geschildert worden, und man sah allgemein seinen Leichtsinn für den Grund derselben an. Einige Entschuldigung mag der Dichter in dem Umstande finden, dass seine Gattin sehr wenig wirtschaftlich war — wenigstens sagt Bürger in der Beichte (1790), dass Dorette eine „ebenso nachlässige Haushälterin gewesen sei, wie er selbst", womit auch eine Stelle in einem Briefe an Boie aus dem Jahre 1781 übereinzustimmen scheint, wo Bürger bemüht ist, dem Freunde die Heiratsgedanken auszureden. „Dass Du vernünftig heiraten willst," schreibt er ihm, „daran thust Du sehr wohl. Denn ohne Vernunft ist und bleibt man ein Erzgeneralhundsvott auf Erden. Das erfahre ich an meinem eigenen Leibe und Leben. Hat Dein Weibsbild nur die rechte Portion jener beliebten und belobten Vernunft, so nimm sie, das übrige mag beschaffen sein, wie es will. Denn alles übrige ist Schaum und Seifenblase. Die Vernunft aber ist das einzige solide bei der Affäre. Wenn ich noch einmal wieder in meinem Leben heiraten sollte, wahrhaftig! Ich heiratete wohl eine Kuh, wenn sie nur an der bewussten Vernunft keinen Mangel hätte. Gott stärke und erhalte Dich bei dieser Philosophie! Amen, Amen!"

Aber nehmen wir selbst an, dass Bürger durch die Nachlässigkeit Dorettens im Haushalte mehr Geld ausgab, als notwendig war, so ist damit seine stete Notlage noch nicht erklärt, umsomehr, wenn wir bedenken, dass dieselbe auch nach Dorettens Tode, und während Bürgers Witwerstande anhielt, zu einer Zeit, da sich seine Einkünfte im Vergleich zu den in Rede stehenden Jahren mehr als verdoppelt hatten. Der Grund scheint in der Leidenschaft des Lotteriespieles gelegen zu haben, welcher der unglückliche Dichter seit dem Anfange der 70er Jahre huldigte, und von der ihn keine Enttäuschung heilen konnte. In der Hoffnung, einen grossen Gewinn zu erzielen, setzte er sehr hohe Summen ein.

Wir wissen, dass er im Sommer 1777 in vier Lotterien zugleich setzte. „Gewinne ich die vier höchsten Lose," schreibt er an Sprickmann, „so bin ich ein weidlicher Kerl, wie der reiche Nabob. Wo nicht, so kostet mir der Spass nahe an hundert Thälerchen." Im Februar 1778 kommt er „überall mit Nieten heraus" und sein Zorn gegen Dame Fortuna ist deshalb so gross, dass er sie in dem Gedichte „Fortunens Pranger" „so artig herunter macht, dass kein Hund mehr ein Stück Brot von ihr nehmen soll". Dieses Gedicht, welches im Musen-Almanach für 1779 erschien, zeichnet sich durch eine derbe, treffende Sprache aus. Die Art und Weise, wie das Glück mit den verschiedensten Ständen verfährt, ist darin in burleskem Tone geschildert. Es scheint, dass Bürger es später selbst für etwas zu derb hielt, da er es nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm.

Wenn er dagegen in dem 1780 unter dem Pseudonym „Hans Schlau" im Musen-Almanach erschienenen Gedichte: „Der Pfiff" sagt:

„Mir kostete die Lotterie
Sonst jährlich leicht an funfzig Thaler;
Und schwerlich fuhr wohl einer kahler,
Als meine Wenigkeit dabei."

so halten wir die genannte Summe für viel zu niedrig gegriffen. Der „Pfiff", wodurch er diesen Verlust in Zukunft vermeiden will, besteht darin, dass er nicht mehr einsetzt, es ist aber kaum anzunehmen, dass Bürger ihn praktisch durchführte. Nur gab er dem Ärger über seine Misserfolge in der Folge keinen poetischen Ausdruck mehr.

Neben der Lotterie liebte Bürger auch das Kartenspiel. Doch scheint er sich diesem nie so leidenschaftlich hingegeben zu haben. Wir wissen, dass er schon 1774 mit seinem oben erwähnten Amtsnachbar Scheuffler zu Wittmarshof Tarock zu spielen pflegte. Sympathischer war ihm jedoch das L'Hombre, welches er im Hause seines Schwagers Elderhorst erlernte, und auch mit seinem Verleger Dieterich und anderen spielte. Das Glück war ihm auch hierin wenig hold.

Im Juni 1776 geriet Bürger in einen unangenehmen Streit mit dem Pastor von Gelliehausen, Johann Christian Zuch, der den Namen des „nichtswürdigen Pfaffen", den ihm der Dichter gibt, wohl verdiente. Zuch hatte Bürger, obwohl dieser „dem elenden Kerl immer gut begegnete und ihn bewirtete; obwohl er ihm seine jura stolae stets zehnfach bezahlte, am 10. Juni mit der scheusslichsten Ungebärde und mit dem unsinnigsten Geschrei in Gegenwart des Obristen v. Uslar gröblich beleidigt". Anlass war eine Reparatur an seiner Pfarrwohnung, die kurz vorher abgebrannt war. Bürger hatte als Amtmann die Auszahlung der versicherten Summe von der Calenbergischen Landschaft an den Pastor zu vermitteln, und Zuch, dessen Frau Tags zuvor ein Stück von seinem geborstenen Hause auf den Kopf gefallen war, gab ihm in seiner Wut Schuld, die Landschaft betrogen zu haben. Bürger war fest entschlossen, ihn bei dem Consistorium injuriarum zu belangen, allein er stand später davon ab, und bemühte sich, das „plärrende Pfäfflein" nach Möglichkeit zu vergessen; Zuch gab jedoch nicht nach, er wollte nun gar ein neues Pfarrhaus gebaut haben, und verklagte Bürger selbst bei dem Konsistorium.

Zuch machte später gemeinsame Sache mit dem Hofrat Listn, welcher damals in Konkurs geraten war, und gegen Bürger, dessen Gelder er veruntreut hatte, nach Kräften intriguierte. Die beiden sprengten u. a. aus, Bürger sei wegen Unterschlagung von Depositengeldern zu Hannover im Arrest gesessen. Der bedauernswerte Dichter musste erfahren, dass „auf Erden nicht immerdar die Tugend kämpfe, wie der Edle wünscht". „Siehe solches Unkraut säet einem der Teufel immer zwischen den Weizen der Zufriedenheit und Freude! Wenn ich kaum einmal anfange, meine Situation erträglich zu finden, so kömmt gleich wieder so was dazwischen."

Glücklicherweise konnte Bürger gegen das „Geschmeiss" stille Verachtung hegen, die er ebenso wollüstig findet, wie das Gefühl der Rache. Diese Gemütsruhe erwarb er sich, wie er sagt, auf seinen einsamen, der Betrachtung geweihten Spazier-

gängen, die er zum Studium der wichtigsten Wissenschaft: der Philosophie des gemeinen Lebens, benutzte. Den Prozess gegen Zuch, der sich lange hinzog, gewann Bürger endlich.

Der Ärger, welcher dem Dichter aus derartigen Chikanen erwuchs, übte auf ihn geistig und körperlich die nachteiligste Wirkung. Bei jedem neuen Ungemach glaubt Bürger es nicht mehr aushalten zu können. „Ich bin ganz erschöpft, Du würdest Dich entsetzen, wenn Du mich jetzt sehen solltest," heisst es in einem Briefe an Boie, „alle meine Elastizität erschlafft von dem vielen Hin- und Herstossen. Gott erlöse mich!"

Unter den fortwährenden Gemütsbewegungen und Aufregungen litt Bürgers Gesundheit zusehends. Schon im Herbst 1775 klagt er über Gallenbeschwerden, die in der Folge immer heftiger wurden. „Meine Lebenssäfte sind ausgetrocknet bis auf die Galle," schreibt er im Januar 1776 an Goethe; „diese ist nun einzige und Selbstbeherrscherin meiner ganzen Maschine."

Es ist begreiflich, wenn sich Bürgers ein unsagbarer Abscheu gegen dieses Amt bemächtigte, dass ihn das Leben in dieser traurigen Gestalt anekelte, und er den Wunsch hegte, zu fliehen, immer weiter fort, vor den anderen Menschen, und vor sich selbst. „Es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Menschenleben," lautet ein stets wiederkehrender Refrain in seinen Briefen. Er ist der Verzweiflung nahe, und nur der Gedanke an Weib und Kind halten ihn vom Selbstmorde zurück. Er fühlt, wie ihn das Ungeheuer, die Hypochondrie „mit ihren hundert Armen umstrickt halte", aber er sieht keinen Weg, ihr zu entkommen. „Soll ich fort, und durch die weite Welt der Gesundheit nachjagen? Oder bei Weib und Kind bleiben und die eisernen Ketten immer unauflöslicher knüpfen lassen? Was bin ich aber für Weib und Kind in solchem Zustande nütze?" Schon damals dachte er daran, sein unglückseliges Amt aufzugeben, in dem er die Quelle aller seiner Leiden erkannte. Bleibe ihm kein anderes Mittel, so wolle er seine Dienste in Intelligenzblättern ausbieten. „Braucht Ihr Fürst keinen Diener?" schreibt er in bitterem Spotte, über seine eigene Lage an Bertuch. „Ich kann wie Kent im

König Lear erlaubte Geheimnisse bei mir behalten, reiten und laufen, ein kurzweiliges Märchen langweilig erzählen, und ein leichtes Gewerbe schlecht und recht bestellen. Wozu ein alltäglicher Mensch nur immer geschickt ist, dazu bin ich der Mann, und das best' an mir ist der Fleiss. Wenn ohngefähr einmal solche Kreatur nötig sein sollte, so können Sie mich nennen."

Aber Bürger sollte unter diesem drückenden Joche noch weitere acht Jahre seufzen, um sodann in noch grösseres Elend zu geraten.

XIII.

Bürger und die Familie Leonhart.

1776—1778.

Wachsende Neigung zu Molly — Gegenseitige Erklärung — Versuch Mollys sich loszureissen — Bande der Ehe — Tod des Amtmanns Leonhart — Vormundschaftsangelegenheiten — Bürger und seine Neffen — Bewerbung um das Amt Niedeck.

Zu den grossen Kümmernissen, unter welchen Bürger in jener Zeit und später noch litt, gesellte sich eines, das ihn tiefer erschütterte, als der Verdruss im Amte, die drückenden Geldsorgen, das Bewusstsein seines verfehlten Berufes und seine zunehmende Kränklichkeit. Mehr und mehr kam er zu der Einsicht, dass er sich in der Wahl seiner Gattin geirrt und dass ihm sein eigenes Herz einen bösen Streich gespielt habe. Je länger seine Ehe mit Dorette dauerte, desto klarer wurde es ihm, dass diese ruhige, temperamentlose Schönheit nicht für ihn geschaffen sei. Zu dieser betrübenden Erkenntnis dürfte Bürger wohl noch im Laufe des ersten Jahres seiner Ehe gelangt sein, das er zum grossen Teile zu Niedeck mit der Familie seiner Frau verlebte. Als er sich dann mit Dorette und dem Kinde nach dem sumpfigen Wöllmershausen zurückzog, nahm er dahin die Erinnerung an Molly mit, die er einige Jahre später ebenso gut hätte heimführen können, wie ihre Schwester. Schwere Vor-

würfe gegen sich selbst mögen ihn in jenen Tagen gequält haben. Hatte er doch sein eigenes Lebensglück, das an allen Seiten leck war, und überdies jenes zweier Frauen, die ihm in zärtlicher Liebe zugethan waren, vernichtet. Die Abwesenheit der Geliebten schürte in Bürgers Herzen die Glut, welche allmählich zu einer unauslöschlichen Flamme emporlodern sollte. Ehe seine Sehnsucht jedoch Befriedigung fand, hatte er einen jahrelangen Kampf mit seinem eigenen Pflichtbewusstsein zu bestehen. „Oh! Ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte!“ schreibt er in der schon angeführten Beichte an Elise Hahn. „Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und grossmütig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen, und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können.“

Es dauerte lange, bis er den Widerstand, den Molly seiner Leidenschaft entgegensetzte, überwand, und er spricht daher stets mit Hochachtung von ihrer Ehrenhaftigkeit. „Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es,“ schreibt er nach ihrem Tode an Boie. „Und was sie je in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heissen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser bei ebenso hinreissenden Gefühlen auf ihrer Seite zu widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchstreinste weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wütender Löwe, der ich oft weder meines Menschenverstandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen, in meinem Wahnsinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch betheuern kann,

dass Sinnenlust der kleinste Bestandteil meiner unaussprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mirs um seines Lieblingswerks willen verzeihen, was ich im höchsten Taumel der Liebe zu diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als dass es nicht zu den feinsten Organen der geistigen Liebe hätte hinaufdringen sollen."

Wenn Bürger nach dem Tode seiner Geliebten Molly so schreibt, so widerspricht er sich selbst und den Ansichten, die er sonst bei jeder Gelegenheit vertrat. Bürger war eine durch und durch sinnliche Natur, und wer seine Lieder an Molly liest, begreift, dass wir es mit keinem Platoniker zu thun haben. Er selbst schrieb vier Jahre später an Frau Ehrmann, eine Dame, welche bei seiner dritten Heirat die Hand im Spiele hatte: „Man fasele von überirdischer Seelenliebe auch was man wolle, so bleibt doch das — mir wenigstens — ewig wahr: irdische Liebe keimt in der Sinnlichkeit und behält, sie treibe ihre Zweige und Blätter nachher auch noch so hoch in geistige Regionen hinauf, dennoch immer in der Sinnlichkeit ihre nahrhafteste Wurzel."

Hatte sich Molly bisher aus Rücksicht auf ihre Schwester in einer gewissen Reserve gehalten, so konnte sie endlich ihrer Leidenschaft doch keine Zügel mehr anlegen, und noch im Jahre 1775 dürften sich Molly und Bürger ihre wechselseitige Liebe zugeschworen haben. Aus demselben Jahre stammt das erste uns erhaltene Gedicht Bürgers, welches von Liebe zu Molly diktiert ist. Es ist ein Sehnsuchtslied („Ständchen"). Nach der aus dem Sommer 1776 stammenden „Abendphantasie eines Liebenden" erwehrte sich Molly damals noch der Umarmungen Bürgers. Dieser schildert darin die Versuchungen, welchen er bei dem Anblick seiner schlafenden „Herzens-Adonide" ausgesetzt ist. Das Gedicht zeichnet sich durch eine ergreifende Tiefe der Empfindung aus. Die innige Liebe, welche ihn mit Molly verbindet, spricht auch aus „Trautel" und aus dem herrlichen Liede „Das Mädel, das ich meine", welches wohl das bekannteste von allen Molly-Liedern Bürgers ist. Boie war von dem letzteren

entzückt, ohne zu ahnen, wer unter dem „Mädel“ zu verstehen sei, das er für poetische Fiktion hielt.*)

Allein in den Liebenden regte sich alsbald das Bewusstsein der verletzten Pflicht, ein Bewusstsein, das Bürger auch dann noch peinigte, als Dorette sich in ihr Schicksal bereits gefunden hatte. Noch in demselben Jahre 1776 machte Molly den verzweifelten Versuch, sich loszureissen. Die Elegie, welche Bürger aus diesem Anlasse dichtete, ist wohl eines der genialsten, feurigsten Liebesgedichte, welche die deutsche Litteratur aufweist. Mit hinreissendem Schwunge malt er darin die Gewalt des Schmerzes, welcher sein Herz in diesem Augenblicke durchwühlte. Während er diese inneren Qualen schildert, wendet er einen Blick auf sie, die ihm Treue gelobt, und die nun die Pflicht über die Liebe stelle:

„Rosicht, wie die Morgenstunde,
Freundlich wie ein Paradies,
Wort und Kuss auf ihrem Munde —
O kein Nektar ist so süss! —
War ein Mädchen mir gewogen — — —
Wie? Gewogen nur? — Fürwahr,
Ihre tausend Schwüre logen,
Wenn ich nicht ihr Abgott war.

Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen,
Zeitlich hier, und ewig dort!
Der Verdammnis ganz zum Raube
Will ich sein, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube,
Welches dieser Engel spricht.

Bettelarm ist sie zu schildern,
Aller Sprachen Überfluss
Zwischen tausend schönen Bildern
Wühlt umsonst mein Genius.

*) Bürger hat dieses Gedicht 1778, einer Anregung Lichtenbergs folgend, parodiert („Die Hexe, die ich meine“). Das ursprüngliche Lied hat er unter dem Titel „Die Holde, die ich meine“ für den Musen-Almanach für 1792 total umgearbeitet.

Spräch' ich auch mit Engelzungen
Und in Himmelsmelodie,
Dennoch, dennoch unbesungen
Wie sie wert ist, bliebe sie."

Da ergreift ihn sein Schmerz mit doppelter Gewalt, und doch kann er ihren heroischen Entschluss nicht tadeln:

„Denn, o Gott, in Christenlanden,
Auf der Erde weit und breit
Ist ja kein Altar vorhanden,
Welcher uns're Liebe weiht."

Er schaudert, wenn er „die Leidensumme dieser Liebe" überdenkt. Was soll nun aus ihm werden? Er hält ihr vor, dass sie an ihrer Liebe schuldlos seien, die Natur habe den Samen der Neigung in ihre Herzen gelegt, wohl sei es eine „Krankheit schwer und unheilbar", aber nimmermehr eine Sünde. Darum will er sich wohl damit begnügen, sie zu sehen, in ihrer Nähe zu weilen, aber nimmermehr möge sie so grausam sein, ihn von ihrem Angesicht zu verbannen.

Molly hatte auch nicht die Kraft, ihren Entschluss auszuführen, und die Liebe zwischen den beiden wuchs durch die versuchte Trennung nur noch mehr. Einen „hundsvöttischen Geck von Krämer oder Seidenschwanz" — so nennt Bürger einen Bewerber, der 1777 um Mollys Hand anhielt — wies sie zum Unwillen ihrer Angehörigen ab. Als Bürger in demselben Jahre eine kurze Trennung von der Geliebten bevorsteht, schreibt er in verzweifeltem Tone an seinen vertrauten Freund, den Rat Sprickmann: „Was wird aus mir und was aus ihr werden? O dass mich so viele heilige, wiewohl schwere, saure Pflichten gegen andere an die Welt fesseln! Die gegen mich scheinen mir Träume, die ich abschütteln würde. O Sprickmann, hab' ich Euch wohl von Robinson Crusoes Insel jemals gesagt? Wie herrlich, wenn wir da wären! Tausend Meilen weit rings umher von den Wogen des Weltmeers umströmet! In süsser, seliger Ruhe und Einsamkeit! — Ha! — Doch was hilft's? Man muss die Zähne zusammenbeissen, die Augen zudrücken und mit zer-

fetzter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornenhecken dringen.“ Ein anderes Mal macht er Sprickmann den Vorschlag, alles zusammenzuraffen, in Ordnung zu bringen, das Haus zu bestellen, die Familie zu versorgen und dann ... „erwerthern“ nicht! Aber allenfalls: „bewashingtonen“: „Denn unsere Weiber, wenn wir sie versorgen, verlieren nichts an uns. Oder, was meint Ihr, wenn wir so viel noch zusammenkratzen und mitnehmen könnten, um uns am Rhein oder einer anderen anmutigen gesegneten Gegend ein Häuschen und einen Weinberg zu kaufen? Darin als ein Bauer zu arbeiten, zu leben, und zu sterben stelle ich mir gar paradiesisch vor. Aber ach, wird der Wurm unserer Qual dort sterben?“ Den letzteren Plan führte Bürger wenige Jahre später aus; er erfuhr jedoch nur schlimme Enttäuschungen und Geldverluste.

Ein unwiderstehlicher Abscheu gegen die Fesseln der Ehe erfüllte ihn fortan. Er sieht ein, dass in dem Tempel Hymens, der von ferne gesehen so herrlich erscheint, dessen Kuppeln von Azur und Gold leuchten, dessen marmorne Aussenseite mit Statuen, Gruppen, Basreliefs und Malereien al fresco so prächtig verziert sind, die schönsten Hallen und Gemächer nur mit Tapeten von altem Wachstuch bekleidet, und mit ganz ordinären Gerätschaften versehen seien. „Mit den Blumen, die manche raffinierte Leute in Töpfen und Gläsern drin aufziehen wollen, ist es lauter Hudelei gegen die Blumen der Natur in freier Flur unter dem unermesslichen blauen Himmel.“

Bürger hatte in jener Zeit nur zwei Freunde, welche in seinen Seelenkummer eingeweiht waren. Der eine war der oben erwähnte, auch als dramatischer Schriftsteller thätige Rat Anton Matthias Sprickmann, dessen Bekanntschaft er 1776 machte. Sprickmann wohnte damals eine halbe Stunde von Bürger in dem nahegelegenen Flecken Benniehausen. Zwischen ihnen entspann sich alsbald ein Briefwechsel, der durch einige Jahre von beiden Seiten ziemlich lebhaft geführt wurde. Für Bürgers Ergebenheit seinem Freunde gegenüber spricht der Umstand, dass er sich erbot, eine angesehene Münstersche Dame, die infolge

ihres Verhältnisses zu Sprickmann gezwungen war, die Einsamkeit aufzusuchen, in der Verborgenheit bei einem alten Bauernpaare unterzubringen, und sich ihrer aufs sorgsamste anzunehmen. Bald nach 1781 erkalteten diese Beziehungen jedoch und hörten endlich ganz auf. Sprickmann, der zwei Jahre jünger war als der Dichter, wurde später Professor des deutschen Staats- und Lehnrechts und der Reichsgeschichte. Er dozierte diese Fächer zuerst an der Universität seiner Geburtsstadt Münster, später in Breslau, zuletzt in Berlin, und starb hochbetagt 1833. Der zweite war Goeckingk, der sein Herz gleichfalls zwischen zwei Schwestern teilen musste, sein Geschick jedoch mit viel mehr Selbstbeherrschung trug, als Bürger und diesen durch den Hinweis auf sich selbst aufzurichten trachtete. Boie ahnte wohl später den Konflikt in dem Herzen seines Freundes, aber Bürger eröffnete sich ihm erst nach Mollys Tode.

Inzwischen regneten neue Sorgen alljährlich auf Bürgers Haupt. Am 25. April 1777 starb des Dichters Schwiegervater, der Amtmann Leonhart, im 57. Lebensjahre an „faulem Gallenfieber mit Pleuresie"; in seinem Testamente hatte er Bürger zum Vormunde seiner unmündigen Kinder eingesetzt. Der Schmerz über den frühen Tod des Vaters war unter diesen grenzenlos. Dorette scheint die einzige gewesen zu sein, die einigermassen ihre Fassung bewahrte. Auch Bürger war ergriffen, sah aber ein, dass man keinen Augenblick verlieren dürfe, um die „mit vielen fetten debet durchspickte" Verlassenschaft in Ordnung zu bringen. Er erkannte, dass er die einzige Stütze der Familie sei, denn wer sonst hätte sich ihrer annehmen können? Der einzige, der ihm dabei behilflich sein konnte, war der älteste Sohn des Verstorbenen, der Sekretär Carl Leonhart, und mit diesem zusammen bewarb er sich nun um die Vormundschaft. Um diese zu erlangen, musste jeder der beiden eine Kaution von 1000 Reichsthalern stellen. Da Bürger im Lande nicht begütert war, sondern nur in Aschersleben Ländereien besass, bedurfte er eines Rückbürgen. Einen solchen suchte er lange Zeit vergebens, und auch die diesbezüglichen Bemühungen seiner Freunde scheinen

Anton Matthias Sprickmann.

Nach einer Silhouette in Ernst Kroker „Die Ayrerische Silhouettensammlung" (Leipzig, Dieterich 1899).

von keinem Erfolge gekrönt gewesen zu sein. Im Februar 1778 wurde ihm ein letzter Termin von 14 Tagen für die Kaution gesteckt. Da fasste sich Bürger ein Herz und wendete sich selbst direkt an den Kammerrat und späteren preussischen Kabinetsminister und Staatskanzler Carl August von Hardenberg-Reventlow mit der Bitte, ihm in der Verlegenheit beizustehen. Das Glück war ihm diesmal hold. Hardenberg, schon damals eine sehr einflussreiche Persönlichkeit, ging auf die Rückbürgschaft ein, und erlegte die Kaution für Bürger umgehend. Welche Unannehmlichkeiten dem Dichter aus der Übernahme der Kuratel erwuchsen, davon werden wir noch zu sprechen haben. Er dankte Gott, als er sie 1783 los wurde.

Die Fürsorge, welche Bürger als Vormund entwickelte, zeigt sich besonders in seiner Aufmerksamkeit für die beiden jüngeren Söhne des Amtmanns, Ludwig und Georg Leonhart, die sich der militärischen Laufbahn widmeten. Den ersteren nennt Bürger den „schönsten, schlankesten und wohlgewachsensten Knaben von der Welt, und aufgelegt, sowohl an Geist und Herzen ein rechtschaffener, gesetzter und brauchbarer Mann zu werden." Ludwig trat noch 1777, 18 Jahre alt, als Kadet in hannover'sche Kriegsdienste und wurde Freikorporal. Bürger empfahl ihn zu Hannover der zeitweiligen Aufsicht seines Freundes Boie. Er begreife gut und nur die vernachlässigte Erziehung sei Schuld, dass er etwas zurück sei. Da der Unterhalt in Hannover jedoch sehr teuer war, und das Avancement sehr langsam von statten ging, brachte ihn Bürger, dank der Vermittlung Sprickmanns, in die Münstersche Garde. Zu Weihnachten 1780 besuchte Ludwig seinen Schwager Bürger zu Appenrode, geriet jedoch damals in Streit mit ihm, und verliess ihn im Zorne. Der Grund seines Unwillens scheint in verschiedenen Gerüchten über die Beziehungen Bürgers zu Molly gelegen zu haben. Ob sie sich wieder versöhnten, ist nicht bekannt. Ludwig ging im Herbst 1781 als hannover'scher Offizier nach Ostindien. Im Dezember 1785 versuchte Bürger das Eis zu brechen, indem er dem Unversöhnlichen einen recht herzlichen Brief sandte, in welchem er ihn von seinen Schicksalen in

Kenntnis setzte. Er brauche jetzt nicht mehr besorgt zu sein, meint Bürger, der damals Molly bereits geheiratet hatte, was man ihm einst erzählt habe, sei alles erlogen gewesen. Er und Molly seien nichts weiter gewesen, als arme, unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit nur darin bestand, dass sie einander liebten. Eine Antwort Ludwigs auf diesen Brief ist nicht auf uns gekommen. In die Heimat zurückgekehrt, brachte er es bis zum Oberstlieutenant. Er 1808 starb während des Feldzugs in Spanien.

Noch mehr besorgt als um Ludwig war Bürger um den jüngsten Bruder Georg Leonhart, der zur Zeit des Todes seines Vaters siebzehn Jahre zählte, und mit grosser Liebe an seinen Geschwistern hing. Mit Sprickmanns Hilfe gelang es (November 1777), ihn wie seinen Bruder in der Kadettenschule zu Münster unterzubringen. Georg, dem es an natürlichen Anlagen nicht fehlte, war siebzehn Jahre alt geworden, ohne mehr als „für drei Pfennige Christentum und für einen Heller schreiben" gelernt zu haben. Das übrige, was er noch wusste, konnte nach der Ansicht seines Oheims eine Mücke auf dem Schwanz über den Rhein führen. Nur ein gewaltiger Jäger sei er vor dem Herrn. Bürger, der dem Knaben sehr gut war, wurde nicht müde, ihm in Bezug auf seine Lebensweise und auf die Ausbildung seiner Kenntnisse gute Ratschläge zu erteilen. In dem „Güldnen Büchlein für Georg Heinrich Leonhart, verfasset am 2. November 1777 von G. A. Bürger" *), warnt er ihn vor all' dem, wovor er (Bürger) sich selbst hätte in acht nehmen sollen. Er macht ihn darin auf die Gefahren aufmerksam, denen ein angehender Krieger ausgesetzt ist, und dies war in Anbetracht von Georgs Naturell gewiss nicht überflüssig, denn „grundherzensgut und ehrlich", wusste er gar nicht mit Geld umzugehen, und zeigte eine bedeutende Neigung zum Spiele. Auch, schreibt Bürger, habe er etwas von auffahrender Impertinenz an sich.

Bürger war aus der Ferne bestrebt, seinem jüngsten Schwager über die Schwierigkeiten, welche ihm die verschiedenen Lehr-

*) Abgedruckt in „Briefe von und an G. A. Bürger". II. 174 f.

gegenstände bereiteten, hinwegzuhelfen, und ermutigte ihn, „hübsch fleissig gut geschriebene teutsche Bücher zu lesen und auf die Orthographie zu merken". Um ihn über die Strapazen des militärischen Dienstes zu trösten, verweist er ihn auf grosse historische Vorbilder, die er sich vor Augen halten möge (z. B. Karl XII.). „Ruhe nicht," lesen wir in Bürgers Briefen an ihn wiederholt, „bis Dir ein Satz ganz klar und deutlich ist und schäme Dich nicht, einsichtsvolle Leute zu fragen." Die Algebra scheint in Georgs Kopf besonders schwer Eingang gefunden zu haben; Bürger aber erklärte ihm kurzweg, dass es nichts Einfacheres gebe, als statt mit Zahlen, mit Buchstaben zu rechnen. „Wenn Du Dir nur erst einigermassen einen Begriff wirst davon gemacht haben, so wirst Du Dich über das Ding Algebra so sehr, als über einen geschossenen Rehbock freuen." Ob er nun einen tieferen Einblick in diese Wissenschaft gewann, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Georg, der in Sprickmann einen zweiten Mentor hatte, wurde 1783 Fähnrich. Bürger blieb mit ihm stets eng befreundet und noch spät schreibt er ihm: „Ich bin Dir immer gut gewesen, und 10000 Thaler sollen mir nicht so lieb sein, als die Freude, dass was tüchtiges aus Dir wurde ... Betrachte mich nur beständig als den ersten und besten Deiner Freunde. Du bist mir eben der unter den Meinigen. Vertraue mir alles. Ich will's Dir auch thun." Georg war 1786 Zeuge von Mollys Tode, machte 1790—92 die Kampagne der Reichstruppen an der Maass mit, und starb 1822 als pensionierter Hauptmann und Platzkommandant zu Münster.

Zu gleicher Zeit wie um die Vormundschaft bewarb sich Bürger auch um die erledigte Amtmannsstelle seines Schwiegervaters zu Niedeck, welche der Regierung zu Hannover unterstand. Sie warf bedeutend mehr ab, als jene zu Gelliehausen, und war dieser in jeder Hinsicht vorzuziehen. Als provisorischer Verwalter wurde für ein Jahr J. J. H. Elderhorst bestellt, der sich bei dieser Gelegenheit in Bürgers älteste Schwägerin Anna verliebte, und sie heiratete. In der Folge wurde er Amts-

schreiber, später Amtsvoigt zu Bissendorf. Wenn Bürger sich um das Amt bemühte, so that er es durchaus nicht in selbstsüchtiger Absicht; nur die Sorge um Mollys Angehörige trieb ihn dazu. „Hege ich doch — des sei der Allmächtige Zeuge — die reinste Absicht, die je ein Beförderungssucher gehegt hat! Nicht um meines Privatinteresses, sondern um der Menschheit willen, und eine verlassene Familie zu unterstützen, sie vor Zerrüttung zu bewahren, und ihr anständiges Unterkommen zu geben, suche ich diese Beförderung!“ heisst es in einem Briefe des Dichters an Boie. Er war jedoch nicht der einzige, welcher das Amt Niedeck anstrebte. Ein ganzes Heer hungriger Kandidaten bemühte sich darum. Bürger liess auch diesmal kein Mittel unversucht. Er schrieb Bittschriften ohne Ende an alle Minister, an alle geheimen und Kammerräte. Boie sprach in seinem Interesse mit dem Minister Bremer. „Denn,“ schreibt er ihm, „es wäre viel, wenn Du auf einmal königlicher Amtmann würdest, aber ich verzweifle nicht ... Ausserordentlich schwer ist die Sache und sehr viel Aufsehen wird sie machen, wenn sie durchgehen sollte.“ Aber sie sollte nicht durchgehen. Bürger reute es später, dass er sich so gedemütigt hatte. „Lass fahren dahin,“ schreibt er im Juni 1777, als er schon jede Hoffnung aufgegeben hat, an Boie. „Diesmal gekrochen und nie wieder. Wenn mir Gott nur das gewähren wollte, dass ich nie einen Sterblichen wieder um etwas zu bitten brauchte!“

In diese unangenehme Lage kam Bürger indes noch wiederholt. Das Amt Niedeck aber wurde im Frühjahre 1778 dem bisherigen Amtsschreiber zu Hitzacker, Georg Johann Christian von Ramdohr verliehen.

XIV.

Krankheit und Sorgen.

1777—1779.

Momentanes Wohlbefinden — Bekanntschaft mit Lichtenberg — Tod Antoinettens und Geburt Mariannens — Neue Projekte und Reisepläne — Psychische Leiden und materielle Sorgen.

Zu Anfang des Jahres 1777 scheint eine kleine Besserung in der Lage Bürgers eingetreten zu sein, und Bürger war einige Wochen recht guter Dinge. Im Februar und März besuchte der Dichter seinen Freund Boie in Hannover, der ihn damals ziemlich heiter und glücklich fand. Er unterhielt sich trefflich, und schrieb noch später wiederholt von einem „Mädel, das ihm gut sei", das er durch Boie grüssen lässt, und dem er durch ihn Küsse sendet. Er bedauerte sehr, Hannover so frühe verlassen zu müssen. „Warum musstet ihr aber gerade da, und nicht eher anfangen zu küssen? Ich habe schier keinen einzigen weiblichen Kuss in Hannover erhalten," schreibt er an Boie, und fast möchte er die Reise deshalb für vergeblich ansehen, obwohl ihn seine Molly daheim mit sehnendem Herzen erwartete. Auf der Rückreise sass er im Wagen neben einem „mittelmässig hübschen" Kammermädchen. Als es Nacht wurde, zog er ihr den Handschuh ab, und fand „dem Gefühle nach eine so wohlgebildete, zarte und weiche Hand, dass sie für ein Kammermädchen fast zu gut war". Sie liess sich „ganz heimlich küssen, die Hand drücken und die Locken streicheln", und als sie ausstieg, dankte ihr Bürger „aus Herzensgrunde, dass sie ihm wenigstens die Nacht nicht unerträglich gemacht hatte".

In den Tagen nach seiner Heimkehr von Hannover machte er die Bekanntschaft des um fünf Jahre älteren Georg Christoph Lichtenberg (geb. 1742, † 1799), der seit 1775 ordentlicher Professor der Naturwissenschaften zu Göttingen war. Bürger gefiel der witzige, vielgereiste und in der Litteratur wohl-

bewanderte Mann so gut, dass es ihn ärgerte, seinen Verkehr nicht schon früher gesucht zu haben. „Wir haben einander geschwind berochen," schreibt der Dichter mit Bezug auf dieses Zusammentreffen an Boie, „und ich glaube, dass wir einander nicht anstinken." In der That erwarb sich auch Bürger die Sympathien des Gelehrten, mit dem er fortan im besten Einvernehmen lebte, und der ihm später noch manchen Freundschaftsdienst leistete.

Vor Jahresschluss traf Bürger noch ein schwerer Schicksalsschlag. Am 12. Dezember 1777 starb sein Töchterchen im Alter von $2^1/_2$ Jahren. Das Kind war vierzehn Tage zuvor noch ganz gesund gewesen. Plötzlich erkrankte es an einem heftigen Nervenfieber. „Ich hätte diese meine einzige Freude zu retten, alles hingegeben," schreibt Bürger, „aber umsonst waren alle Rettungsmittel." Er war trostlos, und obwohl Dorette in nicht allzuferner Zeit abermals einem freudigen Ereignisse entgegensah, fühlte der Dichter das Unglück seiner verfehlten Ehe nun doppelt. In seiner Freude über die Fortschritte des geliebten Kindes hatte er noch einige Monate früher an Boie im Tone des Entzückens geschrieben: „Mein Mädel soll mal was rechtes werden. Das ist Dir ein Mädel! Andere Leute haben auch Mädels; sehen auch aus wie Mädel; sind auch Mädel; aber mein Mädel ist doch allein — ein Mädel. Ich erschrecke manchmal ordentlich über die unerwartete Klarheit und die Strahlen, die aus dieser jungen Seele hervorgehen. Und eine Munterkeit! Ein Leben. — — Aber es ist auch nicht im kalten, langweiligen, trägen Ehebette gemacht!" Nun ergriff ihn tiefe Wehmut, wenn er die blühenden Kinder anderer sah, und unwillkürlich trübte sich dann seine Gemütsstimmung. Vergebens bemüht er sich, die Erinnerung an den Verlust seines Kindes abzuschütteln, immer wieder taucht Antoinettens Gestalt vor seinen Augen auf, die heitere Laune des vorigen Frühjahrs wollte nun einmal nicht wiederkehren. „Viel Glück zu allen den Knaben, die dort aus Euren blühenden Lenden entspringen!" lesen wir in einem Briefe aus dem Februar 1778 an Bertuch. „Ich warte täglich

auch auf so einen Gast. Aber ach, da befällt mich wieder auf einmal mit aller Wut die Erinnerung, die ich bisher mit meinem ganzen inneren Vermögen bald durch Scherz, bald durch Ernst von mir abzunehmen gesucht habe. Ich hatt' ein einziges Kind, ein Mädel im dritten Jahre, lieblich und schön an Körper, noch mehr in frühen Anlagen seines Geistes und Herzens, ein Kind, das bald an meinen Knien, bald an meinem Halse hing, das mich oft mit Götterfreude berauschte, ein Kind, das mich abends im Schlafe und morgens aus dem Schlafe streichelte und schmeichelte; ein Kind, wofür ich alles, selbst mein Leben aufgeopfert hätte; ein Kind, das mir alles, selbst in den fatalsten Stunden, da mir nichts sonst behagte, dennoch mir immer meine ganze volle und einzige Lust war, ein Kind — o Erinnerung lass mich los! — Es starb vor vier Monaten (in der That waren es nur $2^1/_2$; Bürger schlich die Zeit in seiner Trauer doppelt langsam dahin) seinen Ärzten zu Trotze, und ich weiss nicht wie? und woran? — Am Tode starbs!? Weiter weiss ich nichts. Soviel aber weiss ich, dass nie in meinem Leben mich etwas so enorm angepackt hat, noch anpacken wird."

Dem Mädchen, welchem Dorette am 15. März 1778 das Leben schenkte, war ein längeres Dasein bescheert, als der kleinen Antoinette. Marianne Friederike Henriette sollte ihren Vater als alte Jungfer um nicht weniger als 68 Jahre überleben. Bei ihrer Taufe waren der Amtmann Elderhorst und seine Braut, Dorettens und Mollys älteste Schwester Anna Maria Eleonore Leonhart, Pathen.

Aber Bürger konnte über sein zweites Kind zu keiner ungetrübten Freude kommen. „Ich hätte lieber einen Jungen gehabt," schreibt er an Boie. „Weil mir indessen das kleine Mädel meinem unvergesslichen Antoinettchen so ähnlich dünkt, so ists mir auch von Herzen willkommen. Ich hätte nicht ohne ein Kind wieder bleiben mögen. Du stellst Dir nicht vor, was für frohe Tage einem ein gutes hübsches Kind machen kann. Aber freilich auch — welch' Leid! — Das hat mein Herz erfahren!" Durch Boie, der Bürgers zweite Tochter in der Wiege sah,

wissen wir, dass sie damals „sehr unangenehm schielte". Im Wachstum machte Marianne nur sehr langsame Fortschritte, und Bürger klagte noch lange Zeit später, dass „das Gethierze" nicht grösser werde.

Auch das Jahr 1778 hatte mit guten Aussichten angefangen. Damals wollte eine Anzahl von kunstliebenden Adeligen zu Hannover ein Theater gründen, zu welchem die besten Kräfte engagiert werden sollten. Für die Leitung desselben war Gotter, und im Falle dieser ablehnen sollte, Bürger in Aussicht genommen. Boie teilt dem Freunde dies im Februar sub rosa mit, und dieser wäre gerne bereit gewesen, die Theaterleitung zu übernehmen, vorausgesetzt, dass man ihn gut besolden, und ihm vollkommen freie Hand lassen würde. Müsste er sich aber „nach Dummköpfen genieren, so dankte er lieber gleich vor die ganze Herrlichkeit." Aus diesem musenfreundlichen Plane scheint jedoch — wohl mangels des nervus rerum — nichts geworden zu sein, und so war Bürger wieder um eine Enttäuschung reicher.

Wenige Monate später wird ihm eine Hofratstelle an einem kleinen Hofe am Rhein, in der reizendsten Gegend Deutschlands, mit einem Gehalt von 1000 Gulden angetragen. Auch diesmal wäre er geneigt gewesen, anzunehmen, denn in seiner jetzigen Stellung war ja an eine Beförderung nicht zu denken. Diese Aussicht scheiterte jedoch an „einigen Nebenfragen", die Bürger stellte. Der Dichter wartete noch viele Monate vergebens auf einen Bescheid. „Ich ginge wohl nach Otaheite, so fatal ist mir mein hiesiger Aufenthalt, der, wenn er noch lange dauern sollte, meine ganze Menschheit vernichten wird. Hätt' ich keinen Klotz an den Füssen, so wär' ich schon längst aufgebrochen," meinte Bürger, in dessen Briefen die Auswanderungsgedanken um diese Zeit immer häufiger werden. Er will nach England gehen, dort ein halbes Jahr auf dem Lande wohlfeil leben, um die Sprache gründlich zu erlernen, und sich dann mit der Feder seinen Unterhalt zu verdienen. Dann will er Spanien und Portugal „ins Kreuz und in die Quere" durch-

reisen und mit einem Mantelsack voll Kollectaneen wiederkommen. 1000 Reichsthaler hofft er auf die Reise mitnehmen zu können, und à la Holberg damit auszukommen. Als er im Novemberstück des „Deutschen Museums von 1778" die Auszüge aus dem Tagebuche des schweizerischen Ästhetikers Sulzer liest, ergreift ihn eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dessen schönem Heimatland. Es dünkt ihn, er werde nicht eher gesund werden, als bis ihn das günstige Schicksal in die Schweiz führe. „Dürft' ich aber hernach nur nie in diesen umnebelten, mit erbärmlichen Rauchhüllen und knietiefem Morast umgebenen Winkel zurückkehren! Es ist entsetzlich, hier an Geist und Leib so verkümmern zu müssen." Daher nur fort, fort, wohin es immer sei. Im Herbst 1778 ist er der Verzweiflung nahe. Entweder, schreibt er, gehe er bald zu Grunde, oder er werde genesen. Aber könne er überhaupt genesen? Schwerlich anders als der Halbgeräderte: zum Krüppel. Er bittet Gott, dass ihn die Verzweiflung wenigstens nicht eher überraschen möge, als bis er sein Haus bestellt habe. Aber werde er wohl reisen können, ohne dass sich die atra cura hinter ihm in den Sattel setze? Oft verlässt ihn die Besinnung, er kommt sich vor wie ein Schlaftrunkener, der sich von Zeit zu Zeit in Träumen verliert. Bald kann er nicht atmen, und es droht ihm Erstickung.

Damals, im Herbst 1778, verschlimmerte sich Bürgers Gesundheitszustand, der schon seit langem ein schwacher gewesen, zusehends. Bedenkliche Verdauungsstörungen traten ein, ein Unbehagen bei Tage, Schlaflosigkeit bei Nacht liessen ihn keine Ruhe finden. Oft lesen wir in seinen Briefen, er müsse aufhören zu schreiben, weil er unwohl werde. Er könne keine Viertelstunde sitzen und schreiben, ohne dass ihn ein Schwindel ankomme. Die Ursache dieses Zustandes, der seine Hypochondrie nur noch erhöhte, vermutete Bürger in einer Unregelmässigkeit der Verdauungsorgane. Er hatte deshalb schon im Sommer 1777 in Wöllmershausen den Pyrmonter Brunnen getrunken, aber die Kur hatte keinen nachweisbaren Erfolg. Im darauffolgenden Sommer unternahm er eine Badereise nach Hofgeismar, er „di-

vertiert" sich dort gut, kehrt aber noch arm- und lendenlahmer zurück, als er vordem gewesen.

Bürger, welcher zu jener Zeit mit dem Hofmedikus Gramberg zu Oldenburg (geb. 1744, † 1817), der nebenbei auch Dichter war, und für den Musen-Almanach schrieb, bekannt wurde, fragte diesen um seinen ärztlichen Rat. Gramberg versicherte ihm, dass er in der That krank sei, und nicht hoffen dürfe, die Gesundheit seiner ersten Jugend wieder zu erlangen. Aber immerhin könne sein Befinden ein völlig gutes werden. Er sei ein Cholericus, seine Fasern seien stark gespannt etc. Sein Übel liege jedoch nicht etwa in Verdauungsbeschwerden, sondern lediglich in der Leber, — eine richtige Diagnose, von deren Wahrheit sich Bürger bald überzeugte. Durch seine sitzende Lebensweise sei in derselben eine Störung eingetreten und die Galle werde nicht mehr ordnungsgemäss bereitet.

Er erklärt ihm nun haarklein in der Art der Molièreschen Ärzte, welche Stoffe seinem Organismus schädlich, welche ihm zuträglich seien. Zugleich verschreibt er dem Dichter eine Mixtur, von der er in bestimmten Zeiträumen bestimmte Quantitäten einzunehmen habe. Ausserdem gibt er ihm genaue Verhaltungsmassregeln: viel, regelmässige Bewegung, zweimal im Tage reiten, Schweiss und Erkältung, wie jede Gemütsbewegung vermeiden, früh schlafen gehen und früh aufstehen, nachmittags keinen Kaffee trinken, abends nicht rauchen, denn die Schlaflosigkeit, über welche Bürger klagt, rührt nach Grambergs Überzeugung nur davon her, dass er abends trinke und rauche und womöglich noch vor dem Schlafen lese. Er müsse im Gegenteile vor dem Schlafengehen im Zimmer herumwandeln, „und sich präparieren, halb Tier halb Pflanze zu werden." (?) Sodann folgt eine Aufzählung aller jener Speisen, vor denen der Patient sich hüten muss. Im Frühjahr empfiehlt er Aderlassen am Fusse, was alljährlich wiederholt werden solle. Einen Monat nach Empfang dieses Schreibens antwortet Bürger, der die Kur wohl etwas kompliziert gefunden haben dürfte, dem fürsorglichen Freunde, dass er im alten Jahre kaum mehr Zeit habe, alle seine Vorschriften strikte zu befolgen, dass er aber

im kommenden sich ganz dem Studium bonae valetudinis hingeben wolle. Er sei halb und halb entschlossen, sein fatales Amt im nächsten Frühjahr niederzulegen, ein wenig in Deutschland umherzuschwärmen, und zu versuchen, ob er wieder aufblühen könne. Vielleicht finde er dann auch in einer besseren Gegend eine bessere Hütte. Am 29. Dezember 1778 sandte ihm Gramberg noch ein Rezept von ihm selbst erprobter Pillen, die „recht für einen hypochondrischen und poetischen Unterleib gemacht" seien. Bürger fühlte sich gerade damals — seine Frau war mit dem Kinde zu seiner Schwiegermutter gefahren — etwas wohler. Die Stille um ihn her gab ihm Zutrauen zu sich selbst. Aber er kann sich dieser „guten, gesegneten" Stunden nicht lange erfreuen; denn so oft sich einige „versoffene Kerle" zolltiefe Löcher in die Köpfe schlagen, wird er aus seiner Ruhe aufgerüttelt, und an seine Plackereien gemahnt.

Da Bürger weder Zeit noch Lust gehabt zu haben scheint, sich den minutiösen Anordnungen Grambergs zu fügen, besserte sich sein Befinden auch nicht, oder nur für sehr kurze Zeit; bald stellten sich die alten Zustände wieder ein. Im Sommer 1779 machte er, wie in den früheren Jahren, eine Brunnenkur durch, jedoch diesmal in Göttingen, da ihn verschiedene Umstände abhielten, sich nach Hofgeismar oder Pyrmont zu begeben. Heilsamer wäre es ohne Zweifel für ihn gewesen, wenn er dem Rate Boies folgend im Frühjahr eine Reise durch Deutschland unternommen hätte, um sich ein wenig zu zerstreuen. Allein eine unerklärliche Antipathie nahm ihn später gegen den ihm schon liebgewordenen Reiseplan ein. Noch mehr als dies dürfte jedoch der Geldmangel an dem Nicht-Zustandekommen des Projekts Schuld gewesen sein.

Bürgers Finanzen hatten allerdings in empfindlicher Weise gelitten. Die Not, schreibt er am 26. Januar 1779 an Boie, werde ihn nun öfter, öfter in dessen „Deutsches Museum" (eine Zeitschrift, die jener seit 1776 herausgab) beten lehren. Er verdient wenig — seine Einnahme belief sich durchschnittlich auf 400—500 Reichsthaler jährlich — gibt jedoch viel aus. So

kostete ihn die Erhaltung des Hausstandes in jenem Jahre (1779) 900 Reichsthaler. Er sagt, er müsse leben wie ein Seigneur, der wenigstens 1000 Reichsthaler zu verzehren habe, und marschiere daher spornstreichs auf den Bankrott los. Solange er die Auslagen noch mit seinem ererbten Gute decken könne, sei es gut — aber was dann? Dazu kam, dass nicht bloss Bürger selbst, sondern auch sein Neffe und Mündel Georg Leonhart fleissig Schulden machte, mit deren Begleichung er stets den Oheim zu betrauen pflegt. Dieser nennt ihn dann wohl „Kröte", „Luseware" etc., zahlt in seiner Herzensgüte jedoch immer wieder. Im November 1779 war ihm sogar Fortuna einmal hold, und er gewann 100 Reichsthaler in der Lotterie, in die er nach wie vor eifrig setzte. Allein das Geld wird auf eine Reise verwendet, die er mit Dorette ins Hildesheimische und in die Grafschaft Spiegelberg unternimmt. Eine Verbesserung erfuhren seine pekuniären Umstände durch die Übernahme der Redaktion des Musen-Almanachs, welche ihm jährlich 500 Reichsthaler trug. Er nahm indes von dem Verleger Dieterich bereits im voraus stets soviele Vorschüsse, dass nicht jener ihm, sondern er dem Verleger schuldig war. Die 800 Reichsthaler bar, welche ihm die erste Ausgabe seiner Gedichte eingetragen, hatte am 25. Januar 1779 — also acht Monate später — auch bereits „alle zusammen der Teufel geholt."

XV.

Juristerei und Poesie.

1774—1778.

Abscheu vor den Amtsgeschäften — Musen und weltliche Affären — Strafgelder und Verweise der Regierung — Liebeslieder, burleske Gedichte und Balladen — Lenardo und Blandine — Balladen nach dem Englischen — Der wilde Jäger — Das Lied vom braven Mann.

Wenn Bürger bei der Vergebung der Amtmannsstelle Niedeck hintangesetzt wurde, so dürften die Gründe nicht bloss in der

Protektion des Bevorzugten, sondern auch in verschiedenen anderen Umständen gelegen haben. Manches sprach gegen ihn. Er hatte durch seine überaus nachlässige Amtsführung die Aufmerksamkeit der Regierung zu Hannover schon längst in unangenehmer Weise auf sich gezogen, und dass er Verse machte, hielt man ihm als Beamten auch nicht zu gute. Die Arbeit, die er als Amtmann zu bewältigen hatte, war keine geringe, und sie dünkte ihm doppelt so gross und doppelt so schwer, weil er sie mit Unlust that. Er klagt stets von neuem, wie schwer es sei, es 6—8 Köpfen, deren Interesse sich täglich widerspreche, Recht zu machen; das möge der Teufel zu wege bringen. Bei jedem Akt, den er in die Hand nimmt, reut es ihn, dass er seine Kräfte, sein Leben an die nichtswürdigsten, unbedeutendsten Geschäfte verschwenden müsse. Mein Gott, es durchbohre einem die Seele! und er sei es so satt, als ob ers mit Löffeln gegessen hätte! Zwar hatte er 1777 einen Gehilfen aufgenommen, allein die Instruktion dieses unroutinierten Menschen, der mit dem Geschäftsgange nicht vertraut war, machte ihm ebensoviel Mühe, als wenn er alles selbst erledigt hätte.

Oft war sein Abscheu vor den Amtsgeschäften so gross, dass er ihn nicht zu überwinden vermochte; er liess sie dann auf den folgenden Tag, aber am folgenden Tage war der Abscheu noch grösser. Es ist ihm, als ob ihn der leidige Satan selbst von einem Tage zum anderen abhielte. Dabei hat er Tag und Nacht „eine Unruhe auf dem Balge", als ob er einen Mord begangen hätte; und darüber geschehe nun platterdings gar nichts. Er lässt Briefe und Papiere sich auf dem Tische anhäufen, wirft eines über das andere. Und wenn nun vollends so „Kraut und Rüben da durch einander liegen, graut ihm noch mehr vor der Aufräumung des alten Mistes". So steht er täglich mit dem Vorsatze auf, Tags über recht viel zu beschicken, und kommt der Abend heran, so ist nichts geschehen. Da möchte er dann am liebsten seinen ganzen Papierplunder ins Feuer werfen und auf und davon gehen. Bisweilen ermannt er sich so weit, dass er „durch die Ritzen in die hochverehrlichen Re-

scripte hineinblinzt", aber wenn er merkt, dass es nichts Gedeihliches sei, trägt er sie unerbrochen und ungelesen dahin, „unde negant redire chartas".*)

Dass Bürger über einer solchen Gebahrung an Leib und Seele krank wurde, nimmt uns nicht Wunder; sie musste ihm jedoch auch bei seinen Vorgesetzten schaden. Liess Bürger einen Akt allzulange schmachten, so kamen dann „ganz ohne allen Respect vor dem grossen Namen Eures unsterblichen, umlorbeerten Freundes die infamsten Excitatoria an"; er musste bald 5, bald 10 Reichsthaler poenalia zahlen, und dies brachte ihn bei der Regierung zu Hannover in schlechten Ruf. Wurden ihm die Strafgelder zu viel, so machte er wohl auch einen Versuch, die seit langem angehäufte Arbeit wenigstens zum Teile zu erledigen. Dann hält er die Musen mit Gewalt von sich ferne, lebt nur in Akten und Rechnungen, und scheint vergessen zu haben, was Verse sind, wie sie aussehen, und wie sie gemacht werden. Freilich traten solche Anwandlungen bei Bürger selten ein, und dauerten kaum längere Zeit.

Andererseits brachte es dieser beklagenswerte Zwiespalt in Bürgers ganzem Wesen mit sich, dass er auch der Poesie nicht froh werden konnte. Ein einziger Blick auf den mit Akten überhäuften Tisch verscheuchte wieder die poetische Stimmung, die so lange auf sich hatte warten lassen. „Beides, weltliche Affären und Musen", wollten sich nun einmal nicht mit einander vertragen. Wäre es seiner Wahl freigestanden, sich für einen der beiden Wege, die er abwechselnd wandelte, endgültig zu entscheiden, er hätte keinen Augenblick gezögert, der Dichtung den Vorzug zu geben, aber er war auf sein armseliges Amt angewiesen. Oft versuchte er es deshalb, sich von den Musen loszusagen, in welchem Entschlusse ihn einzelne Freunde, wie Goeckingk**) und

*) Bürger hatte diese Redensart von Klotz übernommen.

**) In einer poetischen Epistel (1776), welche Bürger samt seiner Antwort darauf in den Musen-Almanach für 1777 aufnahm. Goeckingk richtete überdies noch in demselben Jahre ein mehr als 400 Zeilen langes Gedicht philosophischen Inhalts an Bürger.

Gramberg — sei es im Scherze oder im Ernste — bestärkten. Aber Bürger liebte die Poesie zu sehr, und die Aussicht auf einen unvergänglichen Ruhm lässt ihn die täglichen Drangsale vergessen:

„Wie schön, wenn Knaben, jung und alt,
In jenen goldnen Tagen
Zur Schul', in Riemen eingeschnallt,
Mich alten Knaster tragen!"

Seine oft wiederkehrende Beteuerungen, er wolle den Musen Valet sagen, sei er ihrer nur einmal ledig, so solle ihn kein Teufel zu ihnen zurückführen, er wolle seine sämtlichen Gedichte verbrennen, kurz seine eigenen Gefühle und Neigungen meistern etc., sind nur leidenschaftliche Enunciationen einer augenblicklichen Laune. Wenn er, der wenige Jahre früher bekannt hatte, es sporne ihn nichts mehr an, als ein „Löbchen", 1775 an Goeckingk in hypochondrischem Tone schreibt, er wäre „für alle Lorbeerkränze des Pindus, selbst für den güldnen Zweig im Hain Glasoor nicht im stande, nur sechs erträgliche Verse zusammenzuflicken", so ist dies nur für die Stimmung, in welcher er sich oft befand, bezeichnend. An ein Aufgeben der Poesie hat Bürger im Ernste nie gedacht, obwohl er in ihr die Macht sah, welche ihn hinderte, sein bescheidenes Tagewerk „wie alle andere ehrliche Alltagsleute nach seiner Leier täglich umzupflügen, bis an sein seliges Ende".

* * *

Wir besitzen aus den Jahren 1774—1778 eine grosse Anzahl vortrefflicher Gedichte von Bürger, die wir meist nur dem Bestreben des Dichters verdanken, jeden Funken poetischen Feuers nach Kräften auszunützen. Hätte Bürger in seinem täglichen Leben weniger zu erdulden gehabt, so besässen wir vielleicht das Fünffache.

Eine grosse Triebfeder war für ihn die Liebe zu Molly. Bürgers Molly-Lieder gehören zu dem Vollendetsten, was in der Liebeslyrik bis dahin geleistet worden war, und der gesundsinnliche Ton, der sie auszeichnet, ist, wie die sprachliche Ge-

walt seiner Balladen, bis heute von keinem Dichter übertroffen worden. Auf die bekanntesten hierher gehörigen Gedichte ist bereits oben hingewiesen worden, auf andere werden wir im Laufe der Erzählung von Bürgers Lebensgang noch zu sprechen kommen. Von den leichteren Liedern und halbernsten Romanzen, die Bürger in dieser Zeit dichtete, erwähnen wir „Robert. Ein Gegenstück zu Claudius' (1770 erschienener) Romanze Phidile", das kurze, oft (auch von Haydn) komponierte „Spinnerlied" und das durch seine herzliche, gemütvolle Sprache ausgezeichnete Gedicht „Schön Suschen". Zu hohem poetischem Schwunge erhebt er sich in den „Elementen". „Des Schäfers Liebeswerbung" — eine Nachbildung eines englischen Gedichtes in Percys Sammlung, das ehedem Shakespeare zugeschrieben wurde, — war zu Voss' Hochzeit (1777) bestimmt, traf jedoch um einen Monat zu spät ein.

Im burlesken Tone versuchte sich Bürger wiederholt. Abgesehen von dem Gedichte „Fortunens Pranger", der „Europa", die 1777 erschien, und der in nicht minder derbem Tone gehaltenen „Menagerie der Götter" verdient hier auch das „Zechlied" genannt zu werden. Bürger nennt es ein „gar königliches Sauflied" und meint, wenn es mit allen Stimmen gesungen werde, so möchte man für Entzücken aus der Haut fahren. Es ist eine freie Bearbeitung einer mittelalterlichen Cantilena potatoria. Besondere Beachtung verdient „Frau Schnips. Ein Mährlein, halb lustig, halb ernsthaft, samt angehängter Apologie" (nach dem bei Percy abgedruckten Gedichte: „The wanton wife of Bath") als das erste Beispiel humoristischer Behandlung der Ballade in Deutschland. Das Gedicht schildert in ziemlich freiem Tone, wie eine lebenslustige Dame nach ihrem Tode an das Himmelsthor klopft und um Einlass begehrt, der ihr jedoch von allen Koryphäen des alten und neuen Bundes verweigert wird. Sie weiss nun jedem in treffender Weise seine eigenen Schwächen vorzuhalten. Bürger hatte „Frau Schnips" ursprünglich für den Musen-Almanach des Jahres 1778 bestimmt, aber Goeckingk weigerte sich, sie aufzunehmen; ebensowenig wollten ihr Voss in seinem Almanach, oder Boie im „Deutschen Museum" Raum

gönnen. Als er sie der Ausgabe der Gedichte von 1778 einverleiben wollte, machte Dieterich Schwierigkeiten, und Lichtenberg, den er um sein Urteil befragte, schwankte sehr, ob man sie überhaupt drucken lassen solle. „Die arme Dame!" meinte Bürger, „wird ihr doch der Eintritt in die Welt fast so schwer wie der in den Himmel gemacht!" Schliesslich erschien „Frau Schnips" im Musen-Almanach für 1782, unterzeichnet: „M. Jocosus Serius", und mit einer Bemerkung versehen, worin der Dichter erklärt, er publiziere das Stück nur, um verschiedenen Leuten zu zeigen, dass es nicht so arg sei, wie man vorher oft gesagt habe. Es trage unter der Larve des Leichtsinns eine sehr erhabene Moral vor. Er bitte, denn wer der Verfasser sei, wisse man ohnedies, bei Lob und Tadel seines Namens zu schonen. Das Gedicht soll, wie begreiflich, in geistlichen Kreisen viel Ärger erregt haben.

„Männerkeuschheit" und „St. Stephan" verdienen wegen ihrer Formvollendung und ihrer kräftigen gehaltvollen Sprache erwähnt zu werden.

Auch im Balladengenre schritt Bürger auf dem eingeschlagenen Pfade fort, und gerade diesen Jahren gehören einige jener grossen Balladen an, denen er nächst der „Lenore" seine Popularität verdankt. 1775 entstanden „Der Ritter und sein Liebchen" und „Die Weiber von Weinsberg". Das letztere Gedicht gehört zu den besten, die wir von Bürger besitzen, und der Dichter that sich auf ihr „rostiges Kolorit" nicht wenig zu gute. Die Sage, die sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands lokalisiert findet, die bereits von Siegmund von Birken (1626—81) poetisch behandelt wurde, und die später auch Chamisso zu einem Gedichte anregte, stammt aus Joh. Tritheims Annalen des Klosters Hirsau, wo sie in das Jahr 1140 verlegt wird. Aus diesen dürfte Bürger den Stoff der „Schnurre" entlehnt haben.

Hatte sich der Dichter in dieser Ballade auf altdeutschem Boden heimisch gefühlt, so zog es ihn in „Lenardo und Blandine" nach den Ländern südlicher Leidenschaft. Er hielt von dieser längsten Ballade, die er überhaupt gedichtet (sie umfasst 82 Strophen) mehr als von der Lenore und auch

Boie und Herder zogen sie dieser „in Absicht der Kunst und festeren Manier“ weit vor. Dennoch lässt uns „Lenardo und Blandine“ die Prägnanz des Ausdrucks, die in Bürgers erster Ballade so mustergültig ist, vermissen. Einzelne Strophen und Wendungen sind auch hier ausserordentlich, aber in anderen sinkt der Dichter zu einer farblosen Trivialität herab, der es an sprachlicher Korrektheit, sowie an Kraft und Würde des Ausdrucks gebricht. Bürger nannte das Gedicht den „stärksten Ausfluss seiner poetischen Lendenkraft“, „die Königin nicht nur aller seiner, sondern auch aller Balladen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation“. Er hat es, wenige Strophen ausgenommen, an einem Tage gedichtet, und dieser Flüchtigkeit der Produktion ist der oben erwähnte Mangel an künstlerischer Vollendung wohl zuzuschreiben.

Obwohl Bürger meinte, „Lenardo und Blandine“ sei „dergestalt alles das Werk seiner Phantasie, dass schwerlich jemand das veranlassende Histörchen wieder darin erkennen werde“, fand man mit Leichtigkeit Bürgers Vorlage in einer Novelle Boccaccios (Decamerone VI. 1), welche bereits vor ihm unzählige Male poetisch verarbeitet worden war. Es ist die Liebesgeschichte der Prinzessin Ghismonda von Salerno, welche einem Edelknaben ihres Vaters in einer verborgenen Grotte ihre Gunst schenkt. Von diesem, der die Liebenden ungesehen belauschte, zur Rede gestellt, schildert sie ihm in unerschrockener Weise die Macht der Liebe, und die Überlegenheit der Verdienste über die Vorteile der Geburt. Um sie auf besonnenere Gedanken zu bringen, schickte ihr der Vater das Herz des Guiscardo in einem goldenen Becher, worauf die Prinzessin ein bereit gehaltenes Gift nimmt. Bürger ist seiner Vorlage bis auf wenige Einzelheiten getreu gefolgt. Unter seinen Abweichungen ist die bedeutsamste die Einführung des Verräters, der in der Novelle fehlt; bei Boccaccio belauscht der Vater die Liebenden zufällig. In den Strophen 47—50 ist das berühmte Abschiedsgespräch aus Shakespeares „Romeo und Julie“ nachgeahmt.

Diese Ballade wurde von dem Geh. Kanzleisekretär Klockenbring zu Hannover, sowie von dem Schlossorganisten zu Zeitz

„Die Entführung".
Gestochen von Chodowiecki.

„Bruder Graurock und die Pilgerin".
Gestochen von Chodowiecki.

„Die Weiber von Weinsberg".
Gestochen von Chodowiecki.

G. Bachmann in Musik gesetzt. Bürger meinte selbst, es gehöre wohl eine ganze Brust dazu, das ganze Stück gehörig vorzutragen. Etliche 80 Strophen dünkten ihm für eine Melodie fast zu viel. Joseph Franz von Götz machte 1779 ein Melodram daraus, zu welchem Winter die Musik schrieb und das 1783 mit 160 Zeichnungen, die, wie Schlegel sagt, „ein Dilettant in psychologisch künstlerischer Hinsicht nach der Ballade von Augenblick zu Augenblick etwas fratzenmässig entworfen hat", im Druck erschien.*)

Als weit gelungener müssen wir jene Balladen Bürgers bezeichnen, in welchen er sich an englische Muster hielt. „Der Bruder Graurock und die Pilgerin" ist im wesentlichen eine Übersetzung des in Percys Sammlung enthaltenen Gedichtes: „The friar of orders gray", das seinerseits auf eine ältere Ballade zurückgeht, von der uns ein Bruchstück in Shakespeares Hamlet (IV. 5) erhalten ist. „Die Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg" übertrifft das vorerwähnte Gedicht noch an plastischer Gestaltungskraft, und Bürger gestand, dass es dem Ideal seines Geistes von veredelter, lebendiger, darstellender Volkspoesie sehr nahe komme. Er sei mit wenigen seiner Gedichte desfalls so durchaus zufrieden gewesen, als mit diesem. Indessen stehe es doch nur halb auf dem Papier. Die andere Hälfte müsse der Rhapsodist durch Deklamation hinzufügen.**) Bürger behandelte hier seine Vorlage — das Gedicht „The Child of Ell" — mit etwas grösserer Freiheit. Zumsteeg hat die „Entführung" komponiert, ein Ungenannter unter Beibehaltung des Titels zu einem vieraktigen Schauspiel benützt.***) Der Wiener Hoforganist Franz Teyber (1756—1810) machte daraus eine Oper „Karl von Eichenhorst".

Im Jahre 1778 (März) vollendete Bürger endlich noch das bedeutendste Gedicht, welches er ausser der „Lenore" geschaffen,

*) Lenardo und Blandine, ein Melodram nach Bürger in 160 leidenschaftlichen Entwürfen erfunden und auf Kupfer gezeichnet. 1783.

**) Dasselbe behauptete der Dichter auch von der „Lenore".

***) Speier 1790.

den „Wilden Jäger", mit dem er sich bereits 1773 beschäftigt hatte. Er nahm ihn im Sommer 1775 abermals vor, um ihn in Boies „Deutschem Museum" drucken zu lassen, aber „die Geburt wurde ihm sehr sauer", und die Vollendung zog sich hin. 1778 nahm er einen neuen Anlauf, um die Ballade in die damals erscheinende 1. Gesamt-Ausgabe der Gedichte aufzunehmen, sah sich jedoch gezwungen, sie wegen Raummangels zurückzubehalten, und so erschien sie erst im Musen-Almanach für das Jahr 1786.

Die Sage vom wilden Jäger war Bürger aus seiner Heimat ohne Zweifel geläufig. Sollte doch in Molmerswende — wie an anderen Orten auch — der braunschweigische Jägermeister Hans von Hackelberg († 1587) begraben liegen, unter welchem Namen man dort den wilden Jäger kannte, und noch kennt. Die Hackelberg-Sage erscheint bei Bürger mit verschiedenen Momenten aus anderen Harzsagen verknüpft, welche festzustellen uns jedoch hier zu weit führen würde. Ausser dem zu Grunde liegenden Fabelstoff erscheint der Dichter in diesem Werke besonders durch die freiheitlichen Tendenzen der Sturm- und Drangzeit beeinflusst; einzelne Reminiscenzen aus den Bauern- und Zigeunerscenen des „Götz" und aus Goeckingks kurz zuvor erschienener Satire „Parforcejagd"*) sind in dem Gedichte nachgewiesen worden. Der „Wilde Jäger", den Schlegel den jüngeren Bruder der Lenore nennt, ist neben dieser Bürgers bekanntestes Gedicht. Wie „Lenore" wurde er häufig übersetzt und bildlich verwertet. Von Gemälden, welche Bürgers Idee illustrieren, erwähnen wir jenes des Weimarer Malers Franz Cordes (1868).

Eine aparte Stellung unter den Balladen nimmt „Das Lied vom braven Mann" ein. Es ist die Rede, welche Bürger am Johannisfeste des Jahres 1777 in der Loge zum goldenen Zirkel in Göttingen zur Verherrlichung einer maurerischen Gutthat gehalten hat. Bürger, der dieser Loge bereits seit 1775 angehörte, und der mit Leib und Seele Freimaurer war, hat dieses Lied eigens zu diesem Zwecke gedichtet, woraus sich auch sein stark

*) Göttinger Musen-Almanach für 1777.

rhetorischer Charakter erklärt. Die Vorgänge, welche in dem Gedichte erzählt werden, hatten sich 1776 — also das Jahr zuvor — in Verona an der Etsch thatsächlich zugetragen; der Name des Grafen, welcher dem Retter des bedrängten Zöllners und seiner Familie 200 Pistolen versprach, war Spolverini; der Bauer, der das Werk vollbrachte, das Geld aber verschmähte, hiess Bartolomeo Rubell. Der Stoff wurde dem Dichter durch Marmontels Poetik bekannt.*) Das Lied vom braven Mann hat Bürger in seinem Lehrbuch der Ästhetik als Beispiel einer „echten lyrischen Romanze" mitgeteilt. Welch' grossartige Vollendung ihm innewohnt, begreift man, wenn man damit ein anonym im Februarheft des Teutschen Merkur 1778 erschienenes, denselben Stoff behandelndes Gedicht vergleicht.**) Bürger war daher sehr erstaunt, als Dr. Weiss, der schon viele seiner Gedichte komponiert hatte, ihm erklärte, er könne zu diesem Text keine Melodie finden. Bürger meinte, er selbst verstehe sich zwar nicht darauf, aber sogar er wollte „darauf eine Melodie machen können".

XVI.

Die erste Ausgabe der Gedichte und der Musen-Almanach.

1778—1779.

Verlagsbedingungen und Subskription auf die erste Ausgabe — Ihr Inhalt und die Chronologie der Gedichte — Die Kupfer Chodowieckis — Aufnahme im Publikum — Vorschlag, dem Bücher-Nachdrucke zu steuern — Übernahme der Redaktion des Musen-Almanachs — Promemoria an Goeckingk und Voss — Unangenehme Redaktionsarbeiten — Bürger und sein Verleger Dieterich.

Die erwähnten Gedichte aus den Jahren 1774—1778 erschienen zumeist im Göttinger Musen-Almanach, der 1775 (nach-

---

*) Ausgabe à Liège 1777. II. 190.

**) S. 115 ff.: „Denkmal zur Ehre der Menschheit" (in reimlosen fünffüssigen Jamben).

dem Boie die Redaktion niedergelegt hatte) von Voss, und da dieser alsbald mit dem Verleger Dieterich zerfiel, in den folgenden drei Jahren (1776—78) von Goeckingk redigiert wurde. Voss gab zur selben Zeit einen Musen-Almanach zu Lauenburg heraus, für welchen Bürger gleichfalls thätig war.

Im Jahre 1778 ging Bürger daran, seine allerorts zerstreuten Gedichte zu sammeln, und eine Ausgabe derselben zu veranstalten, ein Gedanke, der ihn bereits 1775 beschäftigt hatte. Er trat mit diesem Projekte zuerst an den Verleger Weygand zu Leipzig heran, für welchen er Xenophons „Anthia und Abrokomas" unter den denkbar schlechtesten Bedingungen übersetzt hatte. Weygand bot ihm für jeden Bogen Gedichte der zu verlegenden Gesamt-Ausgabe ein Honorar von $1^1/_2$ Dukaten, oder wenn ihm dies nicht genügen sollte, einen Louisd'or, weil er, wie er sagte, „aus Bürgers Werken keinen Profit ziehen, sondern sich bloss mit der Ehre begnügen wollte". Abgesehen davon verlangte er, dass die Sammlung zu $^2/_3$ aus bisher ungedruckten Gedichten bestehen müsse. Diese Vorschläge sagten Bürger durchaus nicht zu, er liess jedoch die Idee vorläufig fallen, und nahm sie erst 1778, als ihn „die curta suppellex domi" dazu antrieb, wieder auf. Damals wandte er sich jedoch an Dieterich in Göttingen; da dieser 20 Reichsthaler für einen Bogen Musen-Almanach bezahlte, glaubte er mit ihm besser unterhandeln zu können. Ob er von ihm die 2 Louisd'or per Bogen erhielt, die er sich erwartete, ist uns nicht bekannt; jedenfalls schloss er mit Dieterich einen sehr günstigen Vertrag. Dieser trug allein die ganzen Kosten, und Bürger gewann an der Publikation rein 800 Reichsthaler, die indes nicht lange vorhielten. Auf die Ausgabe, deren Ankündigung vom 1. August 1777 datiert ist*), wurde eine Subskription eröffnet. Sie sollte „ohngefähr ein Alphabet" in kl. 8° stark, auf feinem weissen Schreibpapier mit teutschem, korrektem Druck umfassen, und mit neu erfundenen Kupfern und Vignetten von Chodowiecki geziert sein. Der Subskriptionspreis

*) Abgedruckt in „Briefe von und an G. A. Bürger". II. 117.

betrug 1 Reichsthaler in Gold. Die Namen der Subskribenten sollten voran gedruckt werden. Bürger, der diese Ankündigung an alle seine Freunde zu bestmöglicher Verbreitung sandte, war anfangs in grosser Angst, ob sie denn auch „gut einschlagen" werde. Aber die Bemühungen der ersteren verschafften ihm bereits in einem halben Jahre an die 1200 Subskribenten. „Darunter prangen Erlauchten und Excellenzen u. s. w. dass es eine Lust ist." Bürger selbst hätte kaum gedacht, „dass er so viel im werthen teutschen Vaterlande gölte". Dank der Vermittlung des Prinzen Ernst, den Boie gewann, subskribierte sogar die Königin — ein bis dahin unerhörter Fall. Ihrem Beispiele folgten nicht weniger als 18 regierende Häupter. Das vollständige Verzeichnis der Subskribenten, das der Ausgabe bei ihrem Erscheinen zur Ostermesse beigegeben wurde, umfasste an 2000 Namen, unter welchen wir ausser der Demoiselle Augusta Leonhart (Molly) und einigen anderen Personen aus Bürgers nächster Umgebung auch die „Frau Räthin Goethe zu Frankfurt a. M.", „Herrn Lessing, Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel", den Freiherrn von Knigge u. a. finden.*)

Die Gedichte, welche Bürger in seine Sammlung aufnehmen wollte, füllten das versprochene Alphabet jedoch nicht aus; es fehlten ihm hierzu 5—6 Bogen, die er bis Ostern 1778 durch ein halbes Dutzend grösserer Balladen, von denen jede über die Hälfte fertig war, auszufüllen gedachte. Er hoffte Zeit genug zu erübrigen, um sogar die schwächeren Stücke noch durch bessere zu ersetzen. Sein poetisches Glaubensbekenntnis wollte er an die Spitze stellen. Er entfaltete einen fieberhaften Fleiss. „Ich bin alleweil ein sehr geplagtes Geschöpf," schreibt er zu dieser Zeit an Boie. „Von allen Seiten mit Plackereien umgeben ... ich habe Tag und Nacht zu arbeiten und werde ganz elend". Um neue Gedichte, mit denen er die leeren Blätter

*) Gedichte von Gottfried August Bürger. Mit 8 Kupfern von Chodowiecki. Göttingen, gedruckt und in Kommission bei Joh. Chn. Dieterich. 1778. 14 Bl. Subskribenten-Verzeichnis XXII S. 1 Bl. Inhalt und 328 S. 8°.

füllen will, aufs Papier zu werfen, steht Bürger sogar in der Nacht auf; das hübsche Gedicht „Liebeszauber“:

„Mädel, schau mir ins Gesicht!
Schelmenauge, blinzle nicht!“

entstand auf solche Weise. Es fiel ihm zu Mitternacht ein und wurde „in continenti auch zu Papier gebracht“. Mangel an Zeit, sowie an Papier zum Drucke hinderte ihn an der Ausführung eines grossen Teils seiner hochstrebenden Pläne. Das beabsichtigte poetische Glaubensbekenntnis schrumpfte zu einer Vorrede zusammen, in der die Angaben über einzelne Nachahmungen in seinen Gedichten das wichtigste sind. Bürger war der Ansicht, dass es der Originalität keinen Eintrag thue, wenn sich der Dichter an ein fremdes Muster halte, hat aber merkwürdigerweise die Vorlagen nur bei einigen kleineren, dem Französischen und Englischen nachgeahmten Gedichten verzeichnet. Bei den grossen Balladen verschwieg er sie, und selbst seinem Freunde Boie gegenüber äusserte er, es seien unter einigen 70 Stücken (richtig 66), soweit ihm erinnerlich, „doch kaum mit Ach und Krach ein Dutzend Nachahmungen“.

Dann rechtfertigt Bürger in der Vorrede die Orthographie, in welcher seine Gedichte gedruckt wurden, und über die er mit Boie manche Kontroverse hatte. In der Frage der deutschen Rechtschreibung schloss sich Bürger der Meinung Klopstocks an, dass man nicht für das Auge, sondern für das Ohr schreibe, erzielte aber in seiner strikten Konsequenz mitunter für das Auge recht komische Effekte.

Die Ausgabe enthält im ganzen 66 Nummern, wobei das lateinische Original des „Zechliedes“ mitgezählt ist. Die Ordnung ist die chronologische, da Boie, den Bürger diesbezüglich um Rat fragte, sie als die einzig anwendbare bezeichnete. Doch erlaubte sich Bürger in Bezug auf die Angabe der Entstehungszeit manche kleine Unrichtigkeit, was dem Umstande zuzuschreiben ist, dass er die Gedichte, zu welchen Chodowiecki Kupfer gezeichnet hatte, gleichmässig durch den ganzen Band

verteilen wollte. Wer könne ihn, ausser Boie, Lügen strafen? Sie wollten sich dann an den ästhetischen Narren belustigen, die aus der chronologischen Reihenfolge der Gedichte den Fortschritt seines Geistes darthun würden. Doch sind die Differenzen zwischen der von Bürger angegebenen und der wirklichen Entstehungszeit durchwegs sehr geringe; in vielen Fällen konnte er das Datum auch nicht mehr mit Sicherheit angeben. Mit den Kupfern machte Bürger so schlechte Erfahrungen, dass er es verschwor, „in seinem Leben wieder Kupfer in seine opera zu nehmen". Er hatte sich um diese bereits im Januar mit einem höchst schmeichelhaften, ehrerbietigen Briefe an Daniel Nicolaus Chodowiecki (geb. 1726, † 1801 als Direktor der Akademie der bildenden Künste in Berlin) gewendet. Dieser liess sich jedoch mit der Arbeit so lange Zeit, dass Dieterich schliesslich Tag und Nacht arbeiten lassen musste, um nur zur Ostermesse fertig zu werden. Mit der künstlerischen Ausführung der Stiche war Bürger sehr zufrieden, und er fand, dass der Künstler die Ideen, die er ihm angegeben, ganz vortrefflich verwertet habe. Nur das Titelkupfer, welches einen Harfenisten in einer „Stutz- oder Allongeperrücke" darstellt, wollte ihm ganz und gar nicht gefallen. Er hatte Chodowiecki einen „simpel aber modern gekleideten Sänger oder Spieler, der einer andächtigen Zuhörerschaft aus allen Ständen auf einer Harfe oder sonstigem populärem Instrument was vorspielte", vorgeschrieben, und nun erscheine der alte Philister! Wahrscheinlich habe sich Chodowiecki den Amtmann Bürger so vorgestellt. Nun sei es hohe Zeit, dass er sich nach Leib und Leben in Kupfer stechen lasse, damit ein echtes Konterfei den fatalen Eindruck weglösche, den sich viele nun von ihm machen müssten. Allgemein stellte man sich den Dichter jetzt so vor, wie das Titelblatt ihn zeigte. Daraus erklärt es sich, wenn in der Folge jüngere Musensöhne in kindlichem und respektvollem Tone an Bürger schrieben; sie dachten immer an den Harfenisten auf dem Titelkupfer, und nannten ihn Vater, sich selbst seine Kinder — „dass man sich halbtodt drüber lachen möchte." „Wenn sie mich selbst sähen," meint Bürger, „würde es

ihnen wohl nicht einfallen, meine väterliche Hand so zu küssen.“ In der Folge zeigte es sich, dass die Platten, die an 400 Reichsthaler gekostet hatten, kaum 300—400 (an anderen Stellen sagt Bürger „kaum 600“) leidliche Abdrücke aushielten. Die übrigen gerieten „ganz schändlich“. Man schloss daraus, dass ihnen, bereits ehe sie in die Druckerei kamen, „die Jungferschaft durch eine wahre Nothzüchtigung genommen worden sei“. Bürger glaubt, dass Chodowiecki mit ihnen bereits tausende von Abdrücken vorgenommen haben musste. Sie wurden nach Berlin zurückgeschickt, weshalb viele Subskribenten ungeduldig wurden, und das sei nun vollends um des Teufels zu werden. Es werde ihm übel, wenn er dran denke.

Trotz alledem erzielte Bürger mit der Sammlung einen grossen Erfolg. „Wer in kurzem wird nicht Bürgers Gedichte auswendig wissen?“ schreibt der begeisterte Wieland*), um einen statt vieler zu citieren. „In welchem Hause, in welchem Winkel Teutschlands werden sie nicht gesungen werden? Ich wenigstens kenne in keiner Sprache etwas Vollkommeneres in dieser Art, nichts was dem Kenner und Nichtkenner, dem Jüngling und dem Mann, dem Volk und der Klerisei, jedem nach seiner Empfänglichkeit so gleich angemessen, geniessbar, lieb und wert sein müsse als Bürgers Gedichte“ ... „Wahre Volkspoesie ... so schön, so polirt, so vollendet! und bei allem dem doch so leicht, so wie durch einen Hauch hingeblasen, und bei aller dieser Leichtigkeit und Grazie doch so lebendig und markicht, so voll Saft und Kraft! Leib und Geist, Bild und Sache, Gedanke und Ausdruck, innere Musik und äussere Melodie der Versifikation, immer alles so Ein Ganzes! Und in welchem Dichter fliesst das utile dulci reiner lieblicher, kräftiger zusammen, als in diesem? Nur durch das einzige Lied „Männerkeuschheit“ wird Bürger mehr zum Wohlthäter unserer Söhne und Enkel werden, als wenn er ein dickes Buch voll der schönsten moralischen Dissertationen und Deklamationen über diese Materie geschrieben hätte.“

*) Teutscher Mercur, Juli 1778. S. 92 f.

„Gegenliebe“.
Gestochen von Chodowiecki.

Titelkupfer der 1. Ausgabe
von Chodowiecki.

„Des Schäfers Liebeswerbung“.
Gestochen von Chodowiecki.

Der Umstand, dass noch in den Jahren 1778 und 1779 drei unbefugte Nachdrucke dieser Ausgabe (zu Frankfurt und Leipzig 1778, Karlsruhe 1779, Petersburg 1779) erschienen, mag das Erscheinen von Bürgers „Vorschlag, dem Bücher-Nachdrucke zu steuern", beschleunigt haben. Derselbe findet sich zum ersten Male in einem Briefe Bürgers an Boie vom 18. September 1777 erwähnt. Der Dichter erwartete, dass diese politisch-merkantilische Abhandlung in der litterarischen Welt Gerede verursachen werde, und wenn das Projekt auch nicht realisiert werden sollte, so müssten doch die Leute seinen erfinderischen Kopf bewundern. Als Mittel gegen den verderblichen Unfug schlägt er in der genannten Abhandlung, welche 1779 in Boies „Deutschem Museum"*) erschien, „die Errichtung einer förmlichen Assecurations-Societät und Kasse" vor, aus welcher dasjenige Mitglied, welchem ein Verlagsartikel nachgedruckt wird, eine derartige Vergütung erhält, dass es von dem Tage, da der Nachdruck erschien, angefangen, seinen Artikel wenigstens um die Hälfte wohlfeiler als der Nachdrucker verkaufen könne. Die Societät müsse ferner das Recht haben, den Nachdrucker durch Repressalien zu strafen, seine rechtmässigen Artikel, wenn er deren hat, nachzudrucken, und diese um ein „halbes Spottgeld" zu verkaufen oder gar zu verschenken. Wie wenig praktischen Erfolg Bürger mit diesem Projekte erzielte, werden wir gelegentlich der zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1789) sehen.

* * *

Zur selben Zeit, als Bürger die Ankündigung zu der ersten Ausgabe seiner Gedichte verschickte, erhielt er von dem Hofrat Georg Brandes, Geheimen Kanzleisekretär und Expedienten in Universitätssachen zu Hannover, ein in sehr zuvorkommenden Tone gehaltenes Schreiben, worin er gebeten wurde, die Redaktion des Göttinger Musen-Almanachs zu übernehmen, der durch den Abgang Goeckingks nunmehr verwaist sei. Da

*) 2, 11. Stück S. 435—455.

es ihm leid thäte, wenn „diese doch zu Göttingen ihren Ursprung genommene Sammlung (sic) nicht sowohl durch den Wechsel des Geschmacks, als durch ein besseres Glück der Nebenbuhler auch daselbst ein so frühes Ende nähme", ersucht er ihn, sich dieser Bemühung, wenn seine Geschäfte es irgend gestatteten, zu unterziehen. Dieterich hatte bereits 1775, nach Voss' Abgang daran gedacht, die Redaktion in Bürgers Hände zu legen, nun war ihm dieser um so willkommener. Auch dem Dichter war das Anerbieten erwünscht, da er von der Herausgabe einen bedeutenden Gewinn erwartete.

In der That trug ihm die Arbeit jährlich 500 Thaler ein, auf welche ihm Dieterich, wie erwähnt, stets lange zuvor Geld lieh. Bürger hat den Musen-Almanach von 1779 bis 1794 ohne Unterbrechung redigirt und ihn während dieser Zeit auf einer bedeutenden Höhe erhalten. Nach seinem Tode hat Karl (von) Reinhard, der Herausgeber von Bürgers Werken, diese Aufgabe übernommen. Ihm folgte 1802 ein Anonymus, 1803 Sophie Mereau. Die beiden letzten Jahrgänge 1804 (erschien zu Leipzig) und 1805 (zu Münster) gab wieder Reinhard heraus.

Voss, der seit 1776 seinen Musen-Almanach in Lauenburg (später in Hamburg) edierte, und Goeckingk, der sich mit ihm bald nach Niederlegung der Redaktion des Göttinger Musen-Almanachs verbunden hatte, sahen darin, dass Bürger seine Kräfte in den Dienst des Konkurrenzunternehmens stellte, einen Freundschaftsbruch, weshalb jener es für seine Pflicht hielt, sich ihnen gegenüber zu rechtfertigen. Er that dies in dem am 30. Januar 1778 verfassten „Promemoria an Goeckingk und Voss"*). Er stellt ihnen darin vor, dass, wenn er die Redaktion des Dieterichschen Almanachs nicht übernommen, es notwendig ein anderer gethan hätte, da Dieterich doch in keinem Falle daran dachte, seinen Almanach eingehen zu lassen, und dem Gegner das Feld zu räumen. Hätte er dies durch eine Ablehnung des Angebots erreichen können, so hätte er keinen

*) Abgedruckt in „Briefe von und an G. A. Bürger". II. 220 ff.

Augenblick gezögert, es auszuschlagen, und 500 Reichsthaler jährlichen Honorars hätten ihn nicht bewogen, Vossen Abbruch zu thun. Goeckingk speziell hält er vor, dass es ihm ein leichtes gewesen wäre, ihn schon früher bei Dieterich aus dem Sattel zu heben, wenn er gewollt hätte, da dem Verleger ein derartiger Wechsel in der Redaktion stets willkommen gewesen wäre. Was vollends die Konkurrenz betreffe, so glaubt Bürger, dass Deutschland Raum und Leser für mehrere Musen-Almanache habe. Voss werde es in Ewigkeit nicht dazu bringen, allein Hahn im Korbe zu sein.

Goeckingk erklärte Bürger darauf in einem kurzen Antwortschreiben, dass er über Dinge, welche bloss das Gefühl entscheiden könne, selten oder niemals Worte verloren habe. Er sei weit entfernt, ihm aus seinem Betragen „ein Verbrechen" zu machen, aber der Ton des Briefes verrät deutlich die Gereiztheit des Schreibers. Voss nahm die Sache weniger ernst, und Bürger scheint mit ihm bereits wieder vollkommen ausgesöhnt gewesen zu sein, als Goeckingk noch grollte. Erst Ende Dezember 1778 lebte Bürgers alte Freundschaft mit diesem in ihrer ganzen Herzlichkeit wieder auf.

Die Arbeit, welche Bürger durch die Redaktion des Musen-Almanachs auf sich genommen hatte, war keine leichte, und er ist ihrer im Laufe von fünfzehn Jahren oft genug überdrüssig geworden. Hätten ihn die 500 Reichsthaler jährlichen Honorars nicht schadlos gehalten, er hätte sich dieser Mühe alsbald entledigt. Da die einlaufenden Beiträge fast durchwegs sehr schlecht waren, und in Hinsicht auf äussere und innere Vollendung viel zu wünschen übrig liessen, sah sich Bürger häufig genötigt, ganze Gedichte umzuarbeiten. In solchen Fällen bemächtigte sich seiner eine traurige Stimmung über all' dem „Schofel", mit dem er sich abgeben musste. Noch im Jahrgange 1789 findet sich folgende „Fürbitte eines ans peinliche Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers eines Musen-Almanachs":

„Vergieb, o Vater der neun Schwestern,
Die unter Deinem Lorbeer ruhn,

Vergieb es denen, die Dich nun
Und immerdar durch Schofelwerke lästern:
Sie wissen ja nicht, was sie thun."

In manchem Jahre findet Bürger des Klagens kein Ende. Am 19. August 1778 schreibt er an Goeckingk: „Solchen Mist, als dies Jahr zum Almanach eingelaufen ist, könnt ihr Euch gar nicht vorstellen. Gott weiss, wie ich nur fünf erträgliche Bogen vollmachen soll, zu geschweigen denn ein ganzes Dutzend. Fast kein einziges Stück von den bisher abgedruckten habe ich rein weg, so wie es eingekommen ist, brauchen können, sondern das meiste was noch einigermassen war, fast ganz umarbeiten müssen." Oder an Boie: „Du magst Dich nur nicht mit Deiner ehemaligen Mühe gegen die meinige hermachen. Damals war güldne, jetzt aber ist bleierne — und das ist noch zu viel — jetzt ist stroherne Zeit. Gut und gern $^3/_4$ des ganzen Almanachs habe ich so gut als selbst gemacht, und ob schon fremde Namen und Buchstaben unter den Stücken stehen, so ist doch oft nichts ausser der Überschrift von den ersten Verfassern stehen geblieben." Ebenso lesen wir 1779 in Bürgers Briefen: „Es ist ganz unglaublich, was für eine Menge Schofel schon wider eingelaufen ist, und ich werde auszumisten haben, dass mir die Schwarte knacken mögte . ." Mit Recht sagt er, er sei „oft grausam mit den Knaben (gemeint sind die Verfasser) umgesprungen. Aus einem einmal „verhunzten" Werk lasse sich eben selten „was kluges herausschnitzeln". Darum sei sein Almanächle in seinen Augen auch ein Lauseding. Er, der von Ramlers Veränderungen in seiner „Nachtfeier der Venus" einst gesagt hatte, „dies hiesse einem Nasen und Ohren abschneiden und frische von Hühnerfleisch anheilen," „sengt und brennt" jetzt selbst barbarisch an den eingesandten Beiträgen.

Die Zahl der Gedichte, welche Bürger für den Musen-Almanach umarbeitete, ist in der That, besonders in den ersten Jahren, eine sehr beträchtliche. Im Jahre 1779 übersteigt sie dreissig. Bürger wurde auf diesem Wege mit einer grossen Zahl von werdenden und nicht werdenden Dichtern bekannt. Er hat

Lichtenbergs, Matthesius', Gerhard Anton v. Halems, des Freih. von Seckendorf (in welchem nach seiner Meinung ein trefflicher Dichter steckte) Elaborate von Grund auf umgearbeitet. Bei einem Gedichte von Philippine Gatterer (geb. 1756, † 1831), einer jungen Göttingerin, welche vor ihrer Heirat mit dem Kriegssekretär Engelhard zu Cassel eine Schwärmerei für den Dichter gehabt zu haben scheint, und mit der er lange Zeit in Korrespondenz stand, hat er sogar ein ganz neues Versmass gewählt. Leider hatte in den meisten Fällen der Verfasser seinem Werke einen so unauslöschlichen Stempel aufgedrückt, dass es auch Bürgers gutgemeinten Bemühungen nicht gelang, denselben ganz auszutilgen. Immerhin zeichnen sich die von Bürger herausgegebenen Jahrgänge zu ihrem Vorteil von den übrigen aus.

Da ihm die Redaktion des Musen-Almanachs viel lästige Korrespondenz verursachte, und die Einsender sich häufig ihre nicht aufgenommenen Gedichte zurückerbaten, sah sich Bürger im Jahrgange 1782 zu einer „notgedrungenen Nachrede" veranlasst, worin es u. a. heisst: „Verlangte aber jemand seine Beiträge um deswillen zurück, damit sie nicht im Schofelarchiv herumtreiben möchten, der könnte ja lieber, wie mancher andere, den ich darum noch einmal so lieb und wert habe, Befehl zum Verbrennen geben, welcher allemal um so lieber befolgt werden soll, als man der Kosten eines eigenen zu Aufbewahrung des Schofels sonst nöthigen Hauses und der Bestellung eines eigenen Schofel-Registrators vorderhand gern noch erübrigt sein möchte. Denn des Zeugs wird nach und nach so viel, dass es in einem Stückfasse nicht mehr Raum hat." Noch einige Monate vor seinem Tode klagt der Schwerkranke, es sei ihm das ganze Jahr nicht so übel und weh zu Mute, als wenn er mit dem „fatalen Verszeuge" des Musen-Almanachs zu kramen habe.

Die freundschaftlichen Beziehungen, welche sich in dieser Zeit zwischen Bürger und dem Verleger Dieterich entwickelten, waren für das spätere Leben des Dichters bedeutungsvoll. Johann Christian Dieterich († 1800), der seit 1760 eine Druckerei und angesehene Verlagsbuchhandlung zu Göttingen besass, war

ein etwas kindischer, drolliger, mit der Orthographie stets auf dem Kriegsfusse stehender, im Grunde herzensguter Mann; er hat mehr für den Dichter gethan als Gleim und Klotz und ist ihm ein treuer Freund geblieben bis zu seinem Tode. Er war es, der für den Todtkranken sorgte, ihn mit Speise versah, er war auch der einzige, der einen Baum auf sein Grab gepflanzt hat. Wie regen Anteil Bürger an allem nahm, was den Freund betraf, beweisen die Briefe, die er schrieb, als Dieterichs Tochter Friederike nach schwerer Krankheit im Jahre 1782 starb. Unablässig spricht er ihm Mut zu, versichert ihn, dass das Kind nicht so leide, wie er glaube, sucht ihn durch Scherz zu erheitern, und thut alles, was in seinen Kräften steht, um ihm über diese Prüfung hinwegzuhelfen. Diese Briefe sind wohl das glänzendste Zeugnis für Bürgers vortreffliches Herz, das unter den schweren Schicksalsschlägen nicht gelitten hatte.

Bei dieser wechselseitigen Ergebenheit berührt uns die Art, wie sich der Verkehr Bürgers mit seinem Verleger gestaltete, sehr komisch. Im gewöhnlichen Leben scheint ihn der Dichter nie ernst genommen zu haben. Er befleissigte sich ihm gegenüber einer gewissen Ungebundenheit; in den Briefen an Dieterich lässt er sich am meisten gehen und die Scherznamen, die er ihm zeitweilig gibt, beweisen, dass er sich ihm gegenüber kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte. Er spricht ihn z. B. mit „Maulaffe", „Windmacher" etc. an, setzt an den Schluss eines Briefes statt der Unterschrift eine obszöne Zeichnung mit den Worten „Sapere aude", und empfiehlt sich ihm mit Ausdrücken, die wir anstandshalber nicht wiederholen können. Ebenso weist er den Titel, welchen Dieterich der Ausgabe von 1779 vorsetzen wollte, mit kategorischen Kraftausdrücken zurück. Dafür entschädigt er ihn ein anderes Mal, indem er ihn den „erhabenen Propheten Habakuk" oder sein „Gold-Zuckermännchen" nennt, und vollends wenn er Gelegenheit hatte, dem Verleger für Weintrauben oder Pfirsiche zu danken, die dieser ihm zum Geschenke gemacht hatte, zerfloss er in Zärtlichkeit: „O Du über alle Masse wohlthätiges Männchen! ... so viel Beeren ich dies

Jahr durch Deine Freigebigkeit genossen habe, so viel schöne Verlagsartikel, jeder wenigstens ein Alphabet stark, sollst Du auch noch von mir haben ...“ Dritten gegenüber meinte Bürger, Dieterich befinde sich wohl und bleibe ein Narr wie zuvor.

Es wundert uns daher nicht, wenn Bürger ihm einmal schreibt, er möge die Briefe, deren Inhalt nur für ihn bestimmt war, verbrennen. Sie sollten ja nur zum Lachen dienen. Der alte Dieterich, der sich 1781 vom Geschäfte zurückzog, hat sich auch niemals über eine weniger schmeichelhafte Apostrophe des Dichters aufgehalten.

XVII.

Übersetzungen.

1774—1778.

Klopstock über Bürgers Ilias — Aufmunterung von Weimar — Bürger und Goethe — Die Anhänger des Hexameters gegen Bürger — Wettkampf mit Stolberg — Erkalten von Bürgers Enthusiasmus für Homer und Spannung zwischen ihm und Goethe — Virgil — Ossian — Unausgeführte Pläne.

Zu der Homerübersetzung in Jamben, von welcher Bürger 1771 die ersten Fragmente publiziert hatte, kehrte er stets mit Vorliebe zurück, obwohl sein „jambisches Beginnen“ die Anhänger Klopstocks gegen sich hatte. Als Cramer im April 1773 bei letzterem vorsprach, benutzte Bürger die Gelegenheit, um den gefeierten Dichter durch den Freund auf seine Arbeit aufmerksam machen zu lassen. Klopstocks erste Frage war, in welcher Versart Bürger den Homer übersetze? Und da Cramer antwortete: in Jamben, rümpfte der unsterbliche Sänger des Messias die Nase, schüttelte den Kopf und sagte, dass dieser Umstand ihn bereits von vorneherein gegen das Werk einnehme. Die beiden gerieten darauf in eine heftige Disputation über die Frage, in welcher Form Homer übersetzt werden müsse, denn Klopstock wollte nur von einer Prosaübersetzung wissen. Cramer

war daher, als er einige Stellen aus Bürgers Ilias vorlas, emsig bedacht, den jambischen Charakter derselben nicht hervortreten und sie der Prosa möglichst ähnlich erscheinen zu lassen. Klopstocks Gesicht erheiterte sich daher; er unterbrach den Vorlesenden häufig durch kleine Lobsprüche für den Übersetzer, und am Schlusse schien er, von unbedeutenden Einzelheiten abgesehen, mit Bürgers Arbeit in hohem Grade zufrieden. Als ihm Cramer die Bitte unterbreitete, ob er die Übersetzung nicht zum Drucke befördern wollte, schien er sichtlich erfreut, musste es jedoch aus verschiedenen Ursachen ablehnen. — Geringere Wirkung erzielte Cramer mit dem Werke des Freundes bei dem von Klopstock besungenen J. Arnold Ebert (geb. 1723, † 1795), einem geschätzten Mitarbeiter der „Bremer Beiträge“ und damals Professor am Carolinum zu Braunschweig. Der schwache Erfolg erklärt sich daraus, dass Cramer eine sehr unbequeme Zeit, da sie nämlich alle „von einem Schmause dick“ waren, zum Vorlesen wählte.

Boies „Deutsches Museum“ wurde 1776 mit einem Fragment der V. Rhapsodie*) der Ilias von Bürger eröffnet; die Grundsätze, die er 1771 ausgesprochen, waren auch jetzt noch die seinigen. In einem vorausgeschickten, in kurzem, trotzigen Tone gehaltenen „Prolog“ fragte er das deutsche Publikum, ob es einen solchen Homer verlange? Denn nimmer würde er Kraft und Saft seiner Jugend an ein so unendlich mühseliges Werk verwenden, wenn er nicht der Erkenntlichkeit der Edlen und Weisen, von denen er sich eine Antwort erbittet, versichert wäre. Würden ihm diese weitere Bemühungen verbieten, oder seine Frage gar mit Stillschweigen übergehen, so wolle er die schwierige Aufgabe gern einem anderen überlassen. Die von Bürger erwartete Antwort kam; sie kam sogar von kompetenter Stelle: aus Weimar. Schon das Februarheft des „Teutschen Merkur“ brachte die „Diesseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Übersetzung des Homers“. Goethe, seine Freunde und der

*) Vers 1—397 (im Original 1—296).

Weimarische Hof zeigten darin die lebhafteste Anteilnahme an dem Unternehmen, für welches sie in ihm den richtigen Mann zu erkennen glaubten. Sie vermeinten zu sehen, wie Homers Welt in ihm von neuem auflebe, wünschten jedoch auch, es möge ihm materiell gut genug gehen, dass er mit Lust seine Arbeit fortführen könne. Man bot ihm, wenn er sich entschliessen könne, das Werk zu vollenden, ein freiwilliges Geschenk von 65 Louisd'or an, wovon 50 auf die regierende Familie, auf Goethe und Wieland je ein Louisd'or entfielen.

Dass es speziell Goethe war, der an seinem Plane solchen Anteil nahm, erfüllte Bürger mit stolzer Freude. Goethe, zu dem er seit dem Erscheinen des „Götz von Berlichingen" mit solcher Verehrung emporblickte! „Boie, Boie, der Ritter mit der eisernen Hand," schrieb er damals, „welch ein Stück! Ich weiss mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen, wenn man einen so nennen will. Brechen möcht' ich mich vor Ekel, wenn man Weissen*) so nennt. Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung. Edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füsse und stellt uns ein ganzes evenement mit Leben und Odem, bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen. Erschütterung, wie sie Shakespeare nur immer hervorbringen kann, habe ich in meinem innersten Mark gefühlt" etc. etc. „Ich bin schier toll vor Freuden drüber geworden," heisst es in einem gleichzeitigen Briefe des Dichters an Listn.

Der selbstbewusste Goethe hat die Bewunderung Bürgers nie mit gleichem Enthusiasmus erwidert. Er hat nur der „Lenore" seine Anerkennung rückhaltlos gezollt. Bei anderen Gedichten war er mit dem Lobe sparsamer. Bezüglich des „Minneliedes" bemerkte er am 13. November 1772 gelegentlich einer Besprechung

*) Gemeint ist der mit Lessing befreundete Christian Felix Weisse (geb. 1726, † 1804), dessen „Beitrag zum deutschen Theater" (enthaltend 15 Dramen) 1759—68 erschien.

des Musen-Almanachs in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, dass es besserer Zeiten wert sei „und wenn Bürger mehr solche glückliche Stunden habe, sich dahin zurückzuzaubern, so sehe er diese Bemühungen als eines der kräftigsten Fermente an, unsere empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien vergessen zu machen." „Nur wünschen wir als Freunde," fährt Goethe fort, „dass diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, sondern dass sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete." Bürgers anderer Beitrag „Die Stimme" (später „Lied und Lob der Schönen" genannt) scheint Goethe schon „den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen."

Die Korrespondenz, die sich in der Folge zwischen beiden entwickelte, wurde von Goethe begonnen, der Bürger im Februar 1774 die zweite Auflage seines „Götz" zusandte. Eine Unterredung mit Bürgers Freunde Tesdorpf (geb. 1749, † 1824, damals Ratssekretär in Lübeck) hatte ihn veranlasst, „die papierene Scheidewand zwischen ihnen einzuschlagen". Seien sich ihre Stimmen, wie ihre Herzen doch so oft begegnet. Ein Jahr später — „Werthers Leiden" waren jüngst erschienen — finden wir einen in demselben Tone gehaltenen Brief Bürgers an Goethe: „Lass Dich herzlich umarmen oder, da Du mir zu hoch stehst, Deine Knie umfassen, Du Gewaltiger, der Du, nach dem grossmächtigsten Shakespeare fast allein vermagst mein Herz von Grund aus zu erschüttern und diese trockenen Augen mit Thränen zu bewässern." Goethe sei ihm im Traume erschienen, er, Bürger, glaubte in seinen Armen überlaut zu schluchzen. Goethes Antwort lautete: „Gott segne Dich, lieber Bruder, mit Deinem Weibe, und wenn Du an ihrem Herzen wohnst, denke mein, und fühl', dass ich Dich liebe ... Hab' lieb, was von mir kommt. Du bist immer bei mir, auch schweigend, wie zeither. Deine Europa und Raubgraf sind sehr unter uns. Ade."

Bürger sehnt sich im darauffolgenden Sommer, täglich bei ihm zu sein, mit ihm von einem Teller zu essen, aus einem

Becher zu trinken, auf einer Streu zu schlafen, denn er sei der Einzige, dem er sein „wahres, eigentliches Ich“ ganz entfalten könne. Und da sein Herz sehr darnach verlangte, mit Goethe näher bekannt zu werden, wechselt er im Laufe desselben Jahres noch wiederholt Briefe mit ihm.

So stand es um die Freundschaft dieser beiden Männer, die sich nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, als Bürger die erwähnte Aufmunterung von Weimar erhielt. Goethe selbst liess ihm durch seinen Sekretär Philip Fr. Seidel seine besten Grüsse übersenden — denn er selbst fand gerade keine Zeit zu schreiben. Dieses Entgegenkommen machte Bürger wieder elastisch; er glaubte „in der Kraft Gottes einherzuwandeln“, er „schnaubt den lebendigen Odem, den ihm Gott in die Nase geblasen“. Der Mut und das Gefühl gesunder Jugend durchströmen ihn, „die Augen seines Geistes sind wacker geworden, er steht da und spricht: Hei! und webt und strebt, und ein Spott sind ihm der Sturm und der Strom!“ Er will mit Drachen, Riesen und Ungeheuern der Körper- und Geisterwelt kämpfen, kurz er weiss gar nicht, wie er seinem neuen Gefühle von Unüberwindlichkeit Luft machen solle.

Ehe der Weimarer Hof ihm eine solche Anerkennung zu teil werden liess, hatte Bürger die Absicht, seine Arbeit „Klopstock dem Dichter, und Lessing dem Kunstrichter“ zu widmen. Die zueignenden Verse, die sich in seinem Nachlasse fanden, teilte Reinhard*) mit; sie lauten:

„Mich wärmte der Gedank' an Fürsten, die
Nichts als gebor'ne Fürsten sind, noch nie.
Doch dacht' ich Euch, Ihr Edeln, dann entschwoll
Mein Herz, des süssen Vaterlandes voll,
Drum weiht' ich Euch — weg kalter Fürstendank,
Des Mäoniden ewigen Gesang.“

Nun bessert sich seine Meinung von den irdischen Grossen mit einem Schlage. Zugleich aber stellt er Goethen vor, dass er ein Amt habe, und dessen warten müsse. Er sei genötigt,

*) In seiner Ausgabe von Bürgers Werken. Berlin 1823. III. S. VI f.

sich mit allerlei juristischer Faustarbeit zu placken, um Weib und Kind und sich selbst zu ernähren. Hundert irdische Bedürfnisse hemmen den Flug seines Geistes. Um die Arbeit vollenden zu können, müsste er 2—3 Jahre vor Troja in den Gefilden zwischen Simois und Xanthus, mitten im Getöse der Heldenschlachten leben und weben, Homer müsse ihm also mit der anderen Hand wiedergeben, was er ihm mit der einen genommen habe. Nur wenn er darauf rechnen dürfe, könne er es wagen, die Verpflichtung auf sich zu nehmen, dass er die Arbeit vollenden werde.

Einige Wochen später erhielt Bürger ein Handschreiben von Goethe; auf die Rückseite eines Briefkouverts geschrieben, ist es in seiner Kürze sehr originell: „Da hast Du wieder ein paar Briefe. Lass' Dirs in Deinem Wesen leidlich sein, dass Dirs auch einmal wohl werde. Freu Dich der Natur, Homers und Deiner Teutschheit. Übersetz' wenn Dirs recht behaglich ist. Es ist alles übrigens Stückwerck in der Welt ausser der Liebe, wie St. Paulus spricht 1. Cor. 13. Cap. — Goethe."

Ob Bürger auch aus dieser lapidaren Weisung neues Vertrauen schöpfte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls acceptierte er das Geschenk von 65 Louisd'or und sandte im April 1776 die Übersetzung des VI. Gesanges mit einem Begleitbriefe an Wieland nach Weimar, mit der Bitte, dieselbe in den Merkur aufzunehmen, wenn er sie dessen würdig erachte. Sie erschien, von Goethe durchgesehen, noch in demselben Jahre.*) Das Schreiben, durch welches Wieland Bürgern für „das kostbare Pfand seiner Liebe" — so nannte er die Übersetzung — dankte, ist erhalten. Er versichert ihm darin, dass er und Goethe mit seiner Verteutschung inniglich zufrieden seien.

Bürger dachte damals daran, nur dem Homer zu Liebe sein Amt niederzulegen, von welcher Idee er indes wieder abkam. Jedenfalls hoffte er im Sommer 1776 die ersten acht Rhapsodien zu vollenden. Je eingehender er sich mit dem Studium Homers

*) Teutscher Merkur. 1776, 2, S. 147—168.

beschäftigt, desto mehr erkennt er in ihm den göttlichen Vater der Dichter. Die Tiefe und der Reichtum seines Genies lasse sich gar nicht mit Worten beschreiben, sondern könne nur von dem erkannt werden, der vor diesem Wunder Gottes stehe, und seine lange, stille Betrachtung darauf hafte. Dies nährt seinen Geist dergestalt, dass er sich noch einst stark genug fühlen werde, um Dinge zu unternehmen, die er ehemals für unmöglich gehalten hatte. Über die geplante Arbeit schloss er mit dem Verleger Weygand in Leipzig einen Kontrakt, dem zufolge dieser die ganzen Kosten gegen 12 % jährlich und einen gewissen Betrag von jedem verkauften Exemplar auf sich nehmen wollte; Bürger glaubte eines ansehnlichen Gewinnes bei diesem Geschäfte sicher zu sein. Auch ein Ankündigungs-Avertissement hatte er bereits fertig gestellt, und gegen Michaelis 1776 wollte er mit der Übersetzung des restierenden Teiles der V. Rhapsodie die Subskription eröffnen.

Nun erst begannen die Anhänger des Hexameters sich bemerkbar zu machen, und es gab von allen Seiten heftige Angriffe gegen Bürger, obwohl Wieland und Goethe auf seiner Seite standen. Der Dichter sah sich genötigt, im Oktoberheft des Teutschen Merkurs 1776 seinen Standpunkt abermals mit Energie zu vertreten. Er erklärte eine deutsche Ilias in Hexametern als das fatalste Geschleppe, als die unangenehmste Ohrenfolter. Teutschheit liesse sich da niemals hineinbringen. Da von einer Griechheit überhaupt nicht die Rede sein könne, so wolle er wenigstens jene durch den Jambus retten. Teutschheit, gedrungene, markige, nervenstraffe Teutschheit allein vermöge den Geist Homers mächtig zu packen und ihn wie Sturmwind aus Jonien nach Deutschland zu reissen. Es möge ihm nur einmal einer kommen und es mit einer Homerischen Heldenrede in Hexametern versuchen. Darauf stieg die Entrüstung der Gegner natürlich nur noch höher, und sogar Klopstock, der Bürger im übrigen ziemlich hoch schätzte, griff zur Feder, und schrieb zur Verteidigung des deutschen Hexameters zwei Abhandlungen in Boies „Deutsches Museum“, welche später den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst“ einverleibt wurden. Er nennt Bürger

darin nicht mit Namen, sucht aber dessen Angriffe, die sich „durch stolze Parteilichkeit und demütige Gründe auszeichnen", nach Kräften zu widerlegen. Seit dieser Zeit bestand zwischen Bürger und Klopstock eine gewisse Spannung. Noch schlechter als Klopstock war auf ihn jedoch der 80jährige Bodmer aus diesem Anlasse zu sprechen, der bereits seit Jahren selbst an einer Homerübersetzung arbeitete, zu deren Veröffentlichung ihm nur — ein Verleger fehlte. Als die Weimaraner Bürgers Unternehmen so freudig begrüssten, überkam ihn die Furcht, dass er sein Elaborat werde im Pulte bewahren müssen; habe doch Bürgers „travestissement" das Zujauchzen Goethes und Wielands, die itzt das deutsche Publikum seien. Bodmer hat den Dichter der Lenore noch 1780, nachdem er seine Homerübersetzung glücklich an den Mann gebracht, in seinem „Gerechten Momus" mit einigen Ausfällen bedacht.

Tiefer als theoretische Widerlegungen empfand es Bürger, als das Novemberstück des „Deutschen Museums" eine hexametrische Übersetzung des 20. Gesanges der Ilias von seinem Freunde, dem jüngeren Grafen (Friedrich Leopold) zu Stolberg brachte. Bürger, der durch Boie davon bereits früher Kenntnis erhalten hatte, dichtete sofort eine „Bravade" an den Rivalen, und wollte, dass dieselbe gleich hinterher abgedruckt werde, was indes nicht mehr möglich war. Sie musste für das Dezemberheft bleiben. Er spricht ihn darin mit „Fritz, Fritz" an, und macht ihn aufmerksam, dass er es mit keinem schwachen Neuling aufgenommen habe.

„Es gelte, Fritz, Sieg gelt' es oder Tod!
Du! Huldigt Dir Gesang und Sprach' allein?
Und waltet nicht des Mäoniden Geist
Auch über meinem Haupt? ...
Wie wird des Sieges Blume meinen Kranz
Verherrlichen ..."

Hatte sich Bürger in seiner „Bravade" des Jambus bedient, so erwiderte Stolberg bezeichnenderweise in Hexametern.*) Auch

*) An Gottfried August Bürger. Deutsches Museum 1877. 3. S. 222.

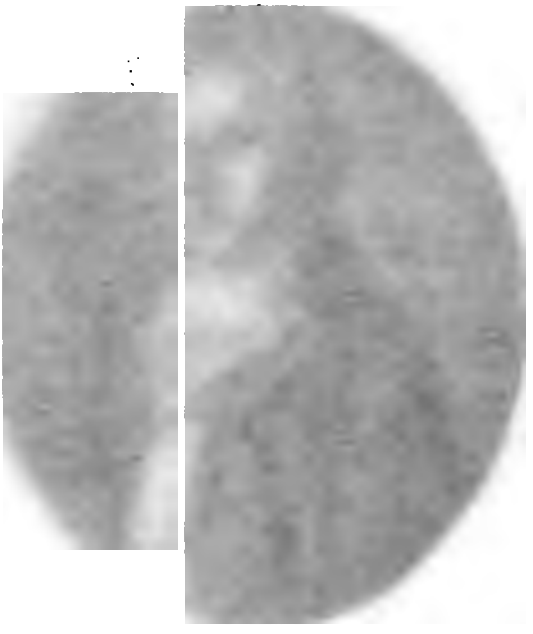
er schätzt seinen Gegner, und die Achtung, mit welcher sich beide behandeln, berührt bei dieser Fehde sehr angenehm. Es handelte sich hier eben mehr um ein friedliches Streben nach gleichem Ziele, als um ein feindliches Ringen. Wir besitzen noch aus späteren Jahren freundschaftliche Briefe Stolbergs an Bürger. So versichert er ihm am 1. November 1777, dass er „zum Lust-Gefechte mit ihm Lust habe", fern sei von ihnen der blutige Kampf, unsterblich wie sie selbst sei dagegen ihr herzlicher Liebesbund. Dieser Liebesbund hinderte Bürger nicht, Stolbergs Ilias, die 1778 in zwei Bänden gedruckt wurde, herzlich schlecht zu finden. Er meinte, Stolberg könne, was vielleicht sonst keiner, er selbst am wenigsten glauben würde — keine Hexameter machen. Er getraue sich ihm dies ins Angesicht zu beweisen. Sein Homer werde ihn nicht überleben.

Mit dem Verleger Weygand zertrug sich Bürger damals endgiltig. Jener erklärte nach der Fehde mit Stolberg, die Entreprise von Bürgers Homer nicht eher wagen zu können, als bis der Dichter von Stolberg ein „solennes Instrument" erlangt hätte, worin letzterer erkläre, den Homer binnen der nächsten 15 Jahre weder in Hexametern noch in einer anderen Versart zu übersetzen. Bürger gewann damals Dieterich für seine Homerübersetzuug, da dieser so viel Vertrauen zu ihm hatte, dass er die Arbeit trotz zehn Stolbergscher Iliaden unter den ansehnlichsten Bedingungen drucken und verlegen wollte. Bürger war indes nicht berufen, dem Freunde die Palme abzugewinnen. An Aufmunterung fehlte es ihm auch jetzt nicht, denn Wieland forderte ihn im November 1776 in seinem und Goethes Namen auf, trotz Stolberg „seinen edlen, mannhaften, trutzen Gang kühl und ruhig fortzugehen", und die Ilias in seiner „starken, kräftigen echtdeutschen Heldensprache" der Nation zu schenken, welche Mahnung er im Februar des folgenden Jahres wiederholte. Auch Goethe meinte, Stolberg thäte klug, wenn er's bei seiner Probe bewenden liesse, und sich in sein Gezelte zurückzöge; sie sehnten sich alle herzlich nach Bürgers Homer in deutscher Rüstung und deutscher Kraft. „So wie er auf das

griechenzende, hexametrische Gespenst zugehen werde, werde es fliehen, wie Hektor vor Achilles floh, und in kurzem werde seine Stätte nicht mehr gefunden werden." Als Bürger dennoch zu keiner weiteren Veröffentlichung Miene machte, erinnerte ihn Goethe an den Homer, zu dessen Fortsetzung er sich allerdings „noch nicht mit dürren Worten öffentlich erklärt habe", aber die Ausforderung an Stolberg sei ja einer derartigen Erklärung wohl gleich zu halten. Er habe in Weimar 51 weitere Louisd'or für ihn liegen. Bürger teilte ihm darauf mit, dass er, sofern er lebend und gesund bleibe, seine teutsche Ilias vollenden und dies auch bald öffentlich erklären wolle, denn nimmer sollten die Edlen, die ihn aufmuntern wollten, die Prämie umsonst ausgegeben, er selbst sie umsonst eingenommen haben. Er lebe nach wie vor sein einsames, grönländisches Leben, sei aber entschlossen, künftigen Sommer oder Herbst nach Weimar zu kommen. Goethe zeigte sich über Bürgers löbliche Absichten höchlich erfreut und schickte ihm zugleich die 51 Louisd'or, die Bürger wie die ersten 65 acceptierte, jedoch ohne die Vollendung der Arbeit förmlich zu versprechen.

Trotz aller Aufmunterungen nahm jedoch Bürgers Enthusiasmus für die Homerübersetzung zusehends ab. Hatte er schon kurz nach dem Erscheinen von Stolbergs Verdeutschung des 20. Gesanges der Ilias an Voss geschrieben, er wollte den Plan am liebsten ganz aufgeben, um sein lange beabsichtigtes episches Volksgedicht zu vollenden, so sagt er genau drei Jahre, nachdem er seine feurige Bravade in die Welt gesandt, dem Freunde Boie ins Ohr, dass er entschlossen sei, den Homer liegen zu lassen. Die Jamben machten ihm allzu grosse Schwierigkeiten, und am Ende würde er für all' seine Mühe mit Undank belohnt.

Die Weimaraner Pränumeranden warteten unterdessen nach wie vor mit Sehnsucht auf das Erscheinen von Bürgers Übersetzung. Als sie endlich die Aussichtslosigkeit ihrer Hoffnung wahrnahmen, und ihr Geld unwiederbringlich verloren sahen, entstand eine begreifliche Spannung zwischen Bürger und Goethe. Das wechselseitige Zusenden ihrer Dichtungen, sowie die herz-



Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Jugendbild aus Lavaters Sammlung.
(Nach Könnecke's „Bilderatlas zur deutschen Litteraturgeschichte".

liche Korrespondenz zwischen den beiden Dichtern hörte auf. Das letzte Werk, das Bürger von Goethe erhielt, war „Stella"; sie sollte ihm „Liebes- und Lebenswärme in den Schnee bringen", und Bürger las sie mit grossem Genusse. Seine Bewunderung für Goethe ging jedoch damals nicht mehr so weit, dass sein gesundes Urteil darunter gelitten hätte; manchmal trieb er es ihm, wie er sich ausdrückte, „zu arg". So fand er zum Beispiel, dass „Des Künstlers Morgenlied"*) nicht so sonderbar versifiziert und gereimt zu sein brauchte. „Der Racker (Goethe) würde mich sonst zur Verzweiflung bringen, wenn er nicht manchmal wenigstens etwas hinkte." Als er das ohne Verfassernamen mit der Überschrift „G. den 11. September 1776" im „Deutschen Museum" abgedruckte Gedicht Goethes „Die Seefahrt" las, fragte er sich, was dieses, wie Verse aussehende Ding vorstelle, ob es zum Lachen, zum Weinen oder zum Einschlafen sei? Es sei schade um die schönen einzelnen Bilder, die sich darin fänden. Erst mit Boies Nachhilfe erkennt er Goethes Geist, „wiewohl leider! mit Zeichen der Erschlaffung" darin. „Wäre er doch noch der alte Doctor Wolfgang Goethe zu Frankfurt a. M.!"

Der war er aber schon lange nicht mehr. Die Abkühlung, welche in den Beziehungen der beiden Männer eintrat, war besonders auf Goethes Seite eine sehr heftige, und als sich Bürger drei Jahre später mit einer Bitte an ihn wandte, antwortete ihm dieser in feierlichen, wohlgesetzten Worten und bediente sich anstatt des vertraulichen „Du" der Anrede „Sie". Der Briefwechsel, welcher sich aus dieser Angelegenheit entspann, schlief bald wieder ein. Bürger sollte aber, als er 1789 die persönliche Bekanntschaft des unterdessen zu hohen Ehren emporgestiegenen Goethe machte, die Wahrheit des Sprichwortes „Honores mutant mores" gründlich kennen lernen. Dass er selbst an der Erkaltung dieser Freundschaft Schuld trug, scheint Bürger nie begriffen zu haben. Von seiner jambischen Ilias hat er nach 1776

*) Zuerst abgedruckt in Wagner, Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Mit einem Anhang aus „Goethes Brieftasche". Leipzig, Schwickert, 1776.

keinen einzigen Vers mehr publiziert, obwohl er noch verschiedene Bruchstücke übersetzt hatte. Diese hat Reinhard in seiner Ausgabe von Bürgers Werken vom Jahre 1823 zum ersten Male der Öffentlichkeit übergeben.*) Fünf Jahre später hat sich Bürger zum Hexameter bekehrt, aber auch diese zweite Übersetzung blieb ein Torso; die einzige Bedeutung der beiden Versuche Bürgers liegt darin, dem grösseren, epochemachenden Werke eines anderen die Pfade geebnet zu haben.

* * *

In das Jahr 1776 fällt Bürgers vorübergehende Beschäftigung mit Virgils Äneis. Sie entsprang den wenigen frohen Tagen, welche der Dichter damals bei Gleim in Halberstadt verlebte. Er schlief dort in dem Bette, in welchem Klopstock, Kleist und Jacobi geschlafen hatten, und sass mit dem alten Canonicus vor demselben Kamin, vor welchem Cramer, Zimmermann, Wieland u. a. gesessen. Er verabredete mit Gleim eine Bearbeitung der Äneis, und jener machte ihm, um ihn in diesem Plane zu bestärken, eine schöne Ausgabe des Virgil zum Geschenke. Im Aprilheft des „Deutschen Museums" 1777 erschien: „Dido. Ein episches Gedicht, aus Virgils Äneis gezogen". Es ist in Hexametern, denen selbst Voss seinen Beifall nicht versagen konnte. Wenn Bürger sich dieses Versmasses bediente, so geschah es, um seinem Rivalen Stolberg zu zeigen, dass er dasselbe so gut wie nur irgend einer beherrsche. Er war jedoch emsig bedacht, seine Autorschaft geheim zu halten. Datierte er doch sogar die Vorrede von Bamberg, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Dennoch erkannten ihn Klopstock und viele andere, vor denen er sein incognito gerne gewahrt hätte, sei es an der Wärme, mit welcher der scheinbare Anonymus

*) Es sind folgende Stücke:

I.	Gesang	Vers	426—861	(im Original	304—611)
II.	„	„	1—148	(„	„	1—109)
III.	„	vollständig				
IV.	„	„	1—187	(„	„	1—147)
V.	„	„	358—1145	(„	„	297—909)

in der kurzen Vorrede für Bürgers Ansichten eintritt, sei es an der charakteristischen Eigenart der Übersetzung.

In demselben Jahre litt Bürger kurze Zeit an einer damals epidemischen Modekrankheit, — denn als etwas anderes ist die abgöttische Verehrung, welche Ossian zeitweise von den Deutschen entgegengebracht wurde, nicht anzusehen. Herders Übersetzungen in den „Stimmen der Völker" und Goethes prächtige Wiedergabe der Selmalieder im „Werther" dürften Bürgers Aufmerksamkeit auf die Gesänge des angeblichen Barden, den der schottische Hauslehrer James Macpherson (geb. 1738, † 1796) kaum 20 Jahre früher in die Litteratur eingeführt hatte, hingelenkt haben. Er vergleicht die vorhandenen vollständigen Übersetzungen mit dem Originale und erstaunt, dass ein solcher Dichter noch keinen besseren Dolmetsch gefunden habe. Da es ihm so leicht scheint, ihn zu übersetzen, wird er so hungrig darauf „wie ein schmachtiger Wolf auf die Beute". Er glaubt bis Ostern den ganzen Ossian fertig gespielt zu haben. Boie meinte, Bürgers Name werde wohl viel für die Sache thun, aber kaum genügen, eine Zahl von Käufern anzulocken, wie sie notwendig sei, um ihn für seine Mühe entsprechend zu belohnen. Er (Boie) selbst getraute sich in Anbetracht der schon vorhandenen Übersetzungen nicht 20 Exemplare von dem Buche abzusetzen. Dennoch bot der Verleger Himburg in Berlin Bürger zwei Dukaten für den Bogen in 8° und, wenn er nur irgend seine Rechnung fände, noch ein Extra-Douceur, das der Würde des Autors gemäss sein sollte, in Summa 100 Dukaten, ein gewiss sehr respektables Honorar. Aber Bürger hatte es diesmal nicht auf Gewinn abgesehen. Wäre es auch nur zu seiner alleinigen poetischen Erbauung, er wollte den König der Lieder übersetzen. Bald kann er ganze Gesänge Ossians auswendig, und auf seinen Spaziergängen verdeutscht er sie wider seinen Willen. Er glaubt, abgesehen von Shakespeare, noch bei keinem Dichter so volle Weide für den poetischen Genius gefunden zu haben und kann gar nicht begreifen, was die bisherigen Übersetzer (Denis, Harold, Lenz u. a.) für Ohren haben müssen. Es falle alles so natürlich

und von selber in seinen Takt, und dennoch möchte man Hals und Beine brechen, wenn man ihre Machwerke lese. Er getraut sich, wo die Sprache nicht schlechterdings zuwider sei, Macpherson völlig die Wagschale zu halten, ja ihn sogar oft zu übertreffen. Bis auf ein halbes Jahrhundert hinaus will er alle weiteren Verdolmetschungen durch die seinige ausschliessen, oder er fange lieber gar nicht an. Als Probe bietet er Boien für das „Deutsche Museum" die Übersetzung von Ossians Karrik-Thura an, welche im Juli-Stück des Jahres 1779 daselbst erschien. Bürger scheint jedoch auch an dieser Arbeit, obwohl sie von den Freunden freudig begrüsst wurde, und sowohl Boie als auch der jüngere Graf Stolberg ihm ihre Mitarbeiterschaft zu der Übersetzung anboten, alsbald die Lust verloren zu haben. Er nahm das Angebot an, aber es war weiter nicht mehr die Rede davon. Was wir sonst noch von Ossian-Fragmenten in Bürgerscher Verdeutschung besitzen, ist sehr wenig und wurde erst von Reinhard aus Bürgers Nachlasse publiziert (Komala, Kath-Loda, Klage um Karthon). Der verletzte Himburg, mit welchem Bürger später noch einmal in Berührung kam, spricht von dem Verlag des Ossian vier Jahre später als von einem angenehmen Traume. An Ossian-Übersetzungen sollte in Deutschland bald kein Mangel sein.*)

An unausgeführten Plänen waren diese kummervollen Jahre überreich. Häufig tauchen kühne Ideen in Bürgers Briefen auf, um jedoch nach ein- oder zweimaliger Erwähnung wieder vom Schauplatze seiner Phantasie zu verschwinden. Wie in der Göttinger Studienzeit, so schreibt er auch 1776, er thue sich auf das Liedergehecke wenig mehr zu gute, sein Sinn strebe beständig nach grösseren Produkten. Er wolle nunmehr eine prosaische Erzählung zu stande bringen, sie gerate auch, wie sie wolle. Als ihm Leisewitz den Antrag zu gemeinschaftlicher Arbeit an einem Romane macht, ist er Feuer und Flamme für diese Idee,

*) Ossian wurde 1792 von Ch. H. Pfaff, 1800 von J. G. Rhode, 1806 von Stolberg, 1811 von Ch. W. Ahlwardt übersetzt.

aber bald kommt er davon ab. Wenige Zeit später beschäftigt ihn ein Beitrag zur Bauerncharakteristik, dann wieder eine Art Dunciade (Gassenhauer), in welcher jeder, der ihm „was zuwider spreche, zum ewigen, dauernden Skandal prostituiert“ werden sollte. Er denkt das Werk „Das Eselsopfer“ zu nennen, weil er darin dem Apoll alle teutschen Esel solemniter schlachten will. Dazwischen spucken andere, aus früherer Zeit überkommene Pläne, wie der zu einem grossen volkstümlichen Gedichte, oder die Sammlung der deutschen Volkslieder. Besonders gerne verweilte der Dichter bei dramatischen Entwürfen, die sich aus seiner damals eingehender werdenden Beschäftigung mit Shakespeare erklären. Die letztere trug jedoch erst nach einigen Jahren ihre Früchte.

XVIII.

Appenrode.

1780—1782.

Pachtung des Landgutes — Günstiger Anfang — Enttäuschung und Missstimmung — Aussichten in Hannover — Besuch des Herzogs von Weimar und Ratschläge Goethes — Neue Schulden und neuer Kummer.

Die Vermögensverhältnisse Bürgers, welche sich stets verschlimmerten, liessen ihn die Notwendigkeit einer gründlichen Einschränkung seiner Ausgaben erkennen. Da tauchte vor seinem geistigen Auge ein Plan auf, mit dem er sich schon früher, „als ihn die ganze Welt, fast mit allem, was drin ist, anstank“, gerne beschäftigt hatte. Er will alle Geschäfte abstreifen, ein einsamer Bauer werden, und mit keinem Menschen in der Welt mehr zu thun haben.

Anfang 1780 ist er fest entschlossen, es mit der Landwirtschaft zu versuchen. Gesagt, gethan. Er pachtet von dem General (dem früheren Obristen) Adam Henrich v. Uslar das Landgut Appenrode, das in seinem Sprengel lag, lässt im Amte

einen tüchtigen Verwalter zurück, und beschäftigt sich nur mehr mit Oeconomicis; Juridica und Musen sind für ihn nicht mehr auf der Welt. Seine Vorliebe für Blumen macht ihm die Pflege des Gartens zu einem besonderen Vergnügen, und da er ein grosser Tierfreund ist, bietet ihm die Umgebung genug Anregungen. Ausser dem feuerfarbigen Rosse Flox, welches Bürger lange Zeit hindurch allmorgendlich ritt, — er nennt es „von gar ansehnlichem Gewächs", es habe aber auch gar ansehnliche Louisd'or gekostet — wiehern nun noch eine stattliche Anzahl von starken Wirtschaftspferden in seinem Stalle. Sein Hund Bettelmann bewacht dagegen nach wie vor das Haus. Wir finden dieses treue Tier in den Briefen Bürgers und seiner Freunde häufig erwähnt, Goeckingk erkundigt sich nach des Dichters Weib, Kind und Hund, und lässt alle grüssen; Bürger tauscht Bettelmanns Liebesbezeugungen in den Briefen mit jenen von Goeckingks Hund Spadille, oder von Gleims Köter Bellfort aus, und als der geliebte Hund einst gestohlen wird und durch acht „schmerzensvolle Tage" nicht heimkommt, ist sein Herr trostlos. Die Bedürfnisse des Haushaltes und der Küche lieferte das Gut, und so war Bürger vielleicht einige Tage in dem Gedanken befangen, dass er auf dem besten Wege sei, ein wohlhabender Mann zu werden. Er fühlt sich glücklich, dünkt sich ein kleiner König zu sein, und schildert sein Leben in einem Briefe an Goeckingk in rosigen Farben. „Es ist wahrhaftig nicht unangenehm, Freund, seine Rosse um sich herum wiehern, seine Stiere und Kühe brüllen, Schafe blöken, Schweine grunzen, Gänse und Enten schnattern, Hühner gackern und Tauben murken zu hören. Meine jetzige Hauptliebhaberei ist Gartenbau und Blumenzucht. Ich wühle in der Erde wie ein Maulwurf. Der Schreibtisch stinkt mir an. Frau Justitia des Gesamt-Gerichts Alten-Gleichen klagt, dass ich so selten in ihrer Kirche mit den mir anvertrauten Schäflein erscheine. Ich thue alles brevi manu in meinem Garten, den Grabespaten oder den Harken in der Hand ab, und wenn sich die Partheien nicht ergeben wollen, so will ich künftig dazwischen bläuen. Ich fühle, dass ich in meinem

Bauernstande sehr gesund und munter werde. Ich mache viel Verse im Kopfe, habe aber selten Lust, sie aufzuschreiben.“ Goeckingk, der ihn zu Appenrode wiederholt besuchte, beschreibt ihn in seiner „Elegie auf Bürgers Tod“ nach der Weise einer Vossischen Idylle:

„Wie zufrieden er sass bei seinem ländlichen Mahle,
Denn mit eigener Hand hatt' er die Bohnen gelegt,
Selbst gebrochen das Obst und selbst gewölbet die Laube,
Die vor brennendem Strahl Gattin und Freunde verbarg.“

Bürgers Gesundheit besserte sich damals zusehends. Er erkennt in der Leibesbewegung die wahre Apotheke des menschlichen Lebens und der Vorteil seines Wohlbefindens scheint ihm so gross, dass er einen eventuellen Schaden bei der Pachtung wohl aufwiegen würde. Der letztere blieb allerdings nicht aus, und die Zeit war nicht ferne, da Bürger nur mehr von der „verfluchten“ Pachtung sprechen sollte. Sie war der Anlass seines vollständigen finanziellen Ruins.

Bürger kam nur allzubald zur Einsicht, dass auch Appenrode den von ihm gehegten Erwartungen nicht entspreche. Die Landwirtschaft, die ihm anfangs Freude machte, begann ihn allmählich zu langweilen, und da er ebenso wenig davon verstand, wie seine Frau, arbeitete er auch mit Verlust. Hatte er sich im Februar 1780 von den besten Hoffnungen beseelt, und willens, einen neuen Haushalt zu beginnen, von Bremen Wein und Waren für den Betrag von 200 Reichsthalern kommen lassen, so schreibt er schon im Juni desselben Jahres an Dieterich einen kläglichen Brief mit der Überschrift: „Angst und Nothschuss um Hilfe“. Er brauche bei Verlust seiner Ehre bis Johannis 500 Reichsthaler, von denen er erst gegen 300 beisammen habe. Das Schicksal habe ihm seit einigen Monaten mehr denn einen fatalen Streich gespielt. Dieterich unterstützte ihn damals, wie stets, so gut es ihm möglich war. Die oben erwähnten 300 dürften mit jener Summe identisch sein, die er damals von seinem Schwager Elderhorst erhielt, und die dieser wieder von einem Bauer zu Hellmdorf entlehnt hatte. Acht Jahre später (1788) sah sich

Elderhorst genötigt, Bürger an diese Schuld zu mahnen. Sobald der Dichter zur Erkenntnis gekommen war, dass auch das Leben auf dem Lande Geld koste, traten ihm alle übrigen Nachteile desselben lebhaft vor Augen. Wer sehe ihn, wer kümmere sich um ihn in diesem verlassenen Winkel? Kein Gedanke vermag ihn schwermütiger, verdrossener zu stimmen als der, dass er dort seine Lebensbahn beschliessen sollte. Und dieser Gedanke bemächtigte sich seiner mehrmals des Tages. Der alte Wunsch: fort, fort! taucht immer ungestümer in seinen Briefen von Appenrode auf. Auch hier kein Heil, keine Zufriedenheit! Aber müsse er auch neuerdings an seinen Einkünften einbüssen, so will er doch weg von diesem verlassenen Fleck Erde, nach welchem er sich Jahre lang gesehnt!

Seine tiefe Misstimmung zeigt sich in seiner Nachlässigkeit im Beantworten von Briefen. Bürger ist zwar niemals ein besonders eifriger Korrespondent gewesen, und er pflegte unter seinen „vielen und grossen Unarten besonders eine per eminentiam seinen Bürgerianismus zu nennen", und diese bestand, wie er selbst sagt, darin, „dass er oft die wackersten Leute, ja selbst seine liebsten Freunde sich hart und schwarz schreiben lassen kann, ohne ihnen in mehreren Jahren auch nur ein Wörtchen darauf zu antworten. So war es Bürger seit jeher mit dem Briefschreiben gegangen, aber in jenen Jahren nahm diese Untugend bei ihm derart überhand, dass er fürchten musste, sie werde ihn durch das ganze heilige römische Reich deutscher Nation in schlechten Ruf bringen. „Es ging ihm wie Rousseau", meint Dr. Althof. „Wenn er den Brief bekam, war er fest willens, ihn zu beantworten, er verschob es aber von einem Posttage zum anderen, so lange, bis er sich zuletzt des langen Aufschubes schämte, und gar nicht schrieb." Seit der Übernahme der Pacht macht sich eine kontinuierliche Abnahme in der Zahl seiner jährlichen Briefe an die Freunde bemerkbar. Wir finden nur mehr die notwendigen Nachrichten; jene freimütige Mitteilsamkeit, die ihm in früherer Zeit eigen gewesen, verschwindet allmählich. Das auf ihm lastende Unglück benimmt ihm Humor und Gefühl.

Wieder beseelt ihn von neuem der Gedanke, eine Verbesserung seiner Stellung anzustreben, um der drückenden Notlage zu entgehen. Mut und Kraft, schreibt er, seien noch nicht in ihm erloschen. Er fühle das, so oft ein heiterer Sonnenblick auf ihn falle. Schlimm sei es nur, dass deren so wenige fielen. Weniger die anderen, als er selbst mache sich Verdruss, und daran seien nur die infamen Finanzaffairen Schuld. Könnte er nur ein etwas einträglicheres Amt erlangen, und seine Schulden bezahlen, dann sollten seine Freunde ihre blauen Wunder sehen. Wie die Morgensonne würde er wieder aufstrahlen. Von seiner beschrieenen Unthätigkeit sollte man dann kein Wort mehr vernehmen.

Im Oktober 1780 war Boie im Begriffe, seine bisherige Stelle als Stabssekretär zu Hannover mit der Landvoigtei von Süddithmarschen zu vertauschen, und Bürger hegte die Hoffnung, die erledigte hannover'sche Stelle, welche 700 Reichsthaler abwarf, zu erlangen. Boie sagte dem Freunde seine Hilfe zu, und verwendete sich sogleich für ihn bei dem Feldmarschall Christian Ludwig von Hardenberg, dem damals 80jährigen Vater jenes Hardenberg, der Bürger die zur Übernahme der Leonhartschen Vormundschaft nötige Kaution vorgestreckt hatte. Der Dichter wiederholte ihm im Januar 1781 selbst sein Anliegen. Allein vergeblich. Das schlechte Renommée, in welchem der Amtmann Bürger bei seinen Vorgesetzten stand, verhinderte seine Beförderung auch diesmal. Unter den 45 Bewerbern, die um die Stelle ansuchten, erhielt sie einer, dem die Hardenbergsche Familie zu besonderem Danke verpflichtet war. Es ist auch sehr fraglich, ob die Erlangung dieses Postens für Bürger einen Vorteil bedeutet hätte. Er hätte in der Stadt Hannover schwerlich sich selbst, Weib und Kind mit dem bescheidenen Gehalte von 700 Reichsthalern erhalten können.

Ein neuer Hoffnungsstrahl blitzte wenige Zeit später in Bürgers tief bekümmerter Seele auf. Mitte Mai 1781 kam der Herzog Karl August von Weimar auf der Durchreise incognito nach Göttingen, wo er einige Professoren, darunter auch

Lichtenberg, mit Besuchen beehrte. Begleitet von dem Kunstschriftsteller Johann Heinrich Merck ritt der Herzog zum Amtmann Bürger, blieb einige Stunden bei ihm und nötigte ihn sodann, ihm bis Heiligenstadt das Geleite zu geben. Bürger war über diese unerwartete, grosse Ehrung höchst erfreut, und ebenso waren es seine Freunde, die sich mit der Hoffnung schmeichelten, dass der vielgeprüfte Mann vielleicht jetzt „im limbo eines schöngeistigen Hofes zu seiner Ruhe kommen werde". Solches Glück war dem Dichter der „Lenore" jedoch nicht beschieden. Der mehrstündige Besuch war und blieb die einzige Ehre, die ihm von seiten des Herzogs von Weimar widerfuhr. Wenn wir uns erinnern, wie schlecht Bürger die Erwartungen bezüglich einer Homerübersetzung erfüllt hatte, kann uns dies auch nicht Wunder nehmen.

Noch in demselben Monate wandte sich Bürger brieflich an Goethe mit der Bitte, ihm wenn möglich zur Erlangung einer anderen Stelle behilflich zu sein. Goethe antwortete ihm freundlich aber in kühlem Tone und ohne die geringste Spur der kollegialen Herzlichkeit früherer Jahre. Er erbat sich von ihm nähere Angaben über die Art der Position, die er anstrebe. Darauf erklärte Bürger dem gefeierten Kollegen das Erbärmliche seiner Lage in einem ausführlicheren Briefe. Er führt ihm seine schlechte pekuniäre Situation vor Augen, aus der er kein Entkommen sieht, da er als Ausländer ohne Familienkonexion in diesem aristokratischen Lande, wo der Nepotismus herrsche, zu keinerlei Beförderung gelangen könne. Er schildert ihm seine Misstimmung, die Unzufriedenheit, die ihn hindere, sich seines Lebens zu erfreuen. „Sie vergiftet selbst die Luft, die man atmet, raubt alle Elasticität, spannt alle Saiten des Lebens und der Thätigkeit ab; Gott bewahre mich, man möchte bis zur persona miserabilis heruntersinken." Er bekennt freimütig, dass Pünktlichkeit und Genauigkeit in Geschäften nicht seine Sache sei; dass seine Neigung ihn zu philosophischen, politischen und ökonomischen Geschäften hinziehe, dass er solche vor allem zu haben wünsche, und dass er ihnen am liebsten in einer Stellung

an einer Universität sich widmen wollte; dass er aber auch mit seiner Jurisprudenz auszukommen hoffe, obwohl er es bisher nicht für nötig gehalten, des sächsischen Prozesses kundig zu sein. Goethe liess Bürger lange auf Antwort warten, endlich am 20. Februar 1782, gelegentlich einer Revision seiner Briefschulden, schreibt er ihm. Er rät ihm von der Fortsetzung der Beamtenkarrière ab, und meint, es wäre für ihn das beste, wenn er sich einer Professur der Philosophie widmete. Er beweist hierbei lebhafte Anteilnahme an Bürgers Schicksal, ohne ihm jedoch selbst eine hilfreiche Hand zu bieten. Die Korrespondenz zwischen den beiden Dichtern hatte damit ein Ende.

Ein neuerlicher Versuch, bei der Kammer in Hannover unterzukommen, zu welchem Zwecke er sich an den Geh. Kammersekretär Flügge gewendet hatte, blieb auch erfolglos. Unterdessen wurden seine finanziellen Verhältnisse nicht besser. Als er im Sommer 1781 von seinem Amtsnachbar, dem Amtmann Scheuffler, an eine gleichfalls seit Jahren datierende Darlehensschuld gemahnt wird, kann er ihm nur 10 Louisd'or zurückzahlen, das übrige will er successive abtragen, da es ihm zu sauer werde, das Ganze auf einmal zu erlegen.

Im Herbste des Jahres 1781 gaben ihm sowohl Boie als Goeckingk abermals den Rat, eine Reise zu machen, ein Plan, dem wir in Bürgers Leben schon wiederholt begegnet sind. Diesmal will er seines Geschickes Meister werden, und schon im August sehen wir ihn „mit Händen und Füssen arbeiten", um 100 Louisd'or zu einer gemeinsamen Reise mit Goeckingk, die im nächsten Mai unternommen werden soll, zusammenzubringen. Zu demselben Zwecke will er im darauffolgenden Winter wenigstens 50 poetische Fragmente zu vollenden suchen. Aber die Reise kam trotz alledem nicht zustande.

Das Jahr 1781 brachte auch sonst des Kummers noch viel für Bürger und seine Familie. Ende 1780 hatte der Dichter seinen ältesten Schwager, Carl Leonhart, der Sekretär zu Wrisbergholzen war, zu sich genommen; wiewohl erst 30 Jahre alt, fiel dieser dem ererbten Siechtum zusehends anheim. „Ein be-

ständig gespannter, äusserlich ganz harter Leib, immer geschwollene Beine und dann der fatale Husten sind die Plagen, die ich zu tragen habe," schreibt Carl Leonhart fast ein Jahr vor seinem Tode an seinen jüngsten Bruder Georg. Trotz der Bemühungen der Professoren Baldinger und Strohmeyer schritt bei ihm die Schwindsucht zu einem solchen Grade vor, dass man stets zweifeln musste, ob er den künftigen Monat noch erleben werde. Am 29. September 1781 starb er zu Appenrode unvermählt, zu einer Zeit, da das ganze Haus von der Landplage der Ruhr heimgesucht war.

XIX.

Bürger und Molly.

1779—1782.

Der gestörte Hausfrieden — Mollys Entfernung — Bürgers Brief an Goeckingk — Das Übereinkommen — Geburt Emils — Fürsorge der Schwester Friederike.

Während Bürger von Tag zu Tag unter Ärger, Krankheit und Enttäuschungen aller Art sein kümmerliches Dasein mit Weib und Kind fristete, nahm seine Leidenschaft für Molly stets grössere Dimensionen an. Der Tod seines ersten, die Geburt des zweiten Kindes vermochten den Gedanken an sie nicht aus seinem Herzen zu bannen. „Alles wäre gut," schreibt der unglückliche Dichter Anfangs 1779 an Boie, „aber ach! mein tiefverwundetes ewig unheilbares Herz! Kein Sterblicher hat wohl seinen Tod eifriger gewünscht, als ich!" Seinen Freunden, auch denen, die er in sein Verhängnis nicht eingeweiht hatte, blieb es nicht verborgen, dass ein Kummer an seiner Seele nage, dass ihn ein innerer Gram langsam verzehre. Bürger litt in jener Zeit unbeschreiblich. Seinem gepressten Herzen machte er nur in Liedern Luft, von welchen „Liebeszauber" (Februar 1778), „An die Menschengesichter" (Aug. 1778) und „Untreue über Alles" (Sommer 1779) die bekanntesten sind. In dem letztgenannten

schildert Bürger, wie er mit Molly kosend in einem Getreidefeld liegt, und ihr die verschiedensten Fragen stellt, um ihre Treue auf die Probe zu stellen. Noch formvollendeter als dieses ist „Mollys Wort", welches mit der Strophe schliesst:

„Mein liebes Leben enden
Darf nur der Herr der Welt,
Doch dürft' ich es verspenden,
So wie mein Gut und Geld;
So gäb' ich gern ich schwöre!
Für jeden Tag ein Jahr,
Da sie mein Eigen wäre,
Mein Eigen ganz und gar."

Bürgers Gattin sah der wachsenden Intimität zwischen ihm und ihrer Schwester zuerst mit Selbstbeherrschung zu. Im Jahre 1779 scheint es aber selbst der sanften Dorette zu viel geworden zu sein, denn er sieht sich zu dieser Zeit genötigt, seine Schwägerin um des lieben Friedens willen, anderwärts unterzubringen. Diese verlebte den Sommer 1779 und den ganzen Winter 1779—1780 in Bissendorf bei ihrer Schwester Anna, die an den dortigen Amtsvoigt Elderhorst verheiratet war. Bürger musste sich damit begnügen, sie von Zeit zu Zeit dort zu besuchen. Dass der Dichter diese neuerliche Trennung von seiner Geliebten nur sehr schwer ertrug, lässt sich denken: „Wenn einem das Podagra in den Leib tritt, so sagen die Ärzte, ists aus mit dem Menschen; noch mehr ists aus mit einem, wenn die Liebe erst ins Herz tritt. Da sei einem Gott gnädig. Ich sieche nun schon über 5 Jahre!" heisst es in einem Briefe aus jener Zeit an Goeckingk. „Solche Situationen," schreibt er wenige Wochen später an denselben Freund, „worin ich schon verflochten gewesen, und noch verflochten bin, kommen in keinem Roman vor. Man möchte darüber aus der Welt laufen. Gott weiss allein, wie es am Ende noch werden soll. Ich bin meines Lebens von Herzen satt. Die Affaire spannt mich ganz ab. Nach so langem, sauren und doch vergeblichen Streben von allen Interessenten ist doch keine Heilung mehr in diesem Leben zu hoffen. Jeder Theil fühlt das und wird darüber noch desperater."

Bürger war indess bemüht, es seiner Frau gegenüber, die so nachsichtig war, an keiner Freundlichkeit fehlen zu lassen. War sie doch die Mutter des Kindes, das seine einzige Zerstreuung, seine einzige Freude bildete. Einst fand er bei ihr „geschriebene Heimlichkeiten", die viel poetische Anlage verrieten. Sie sei aber ein gar schnurriges Weib, erzählt der Dichter aus diesem Anlasse, und lasse von alledem keinem Menschen, am allerwenigsten ihn, etwas sehen. Wüsste sie, dass er etwas ausspioniert hätte, so wäre alles aus. Er müsse sie also in der Stille beginnen lassen und verstohlen sehen, was herauskomme. Es soll darunter das Gedicht „Muttertändelei" gewesen sein, das wahrscheinlich von Bürger überarbeitet, mit der Unterschrift „D. M. Bürger geb. Leonhart" im Göttinger Musenalmanach für 1780 erschien. Es zeichnet sich durch eine einfache, natürliche Sprache aus. Eine Mutter giebt darin ihrer Zärtlichkeit für ihr Kind in reichen Bildern innigen Ausdruck.

Die ungewöhnliche Stärke der Liebe Bürgers zu Molly zeigt ein Schreiben an Goeckingk, welches zugleich das einzige auf uns gekommene Fragment des Briefwechsels Bürgers mit der „Ganzvermählten seiner Seele" enthält. Das für die Individualität des Schreibers in hohem Grade charakteristische Dokument möge hier seinen Platz finden:

Wöllmershausen, den 12. November 1779.

„Herr Gevatter, Euer Brief kommt gerade in der Minute bei mir an, wo ich folgende Stelle an meine Einzige fertig geschrieben habe. — ‚Wie brünstig ich Dich im Geist umfange, lässt sich mit Worten nicht beschreiben. Es ist ein Aufruhr aller Lebensgeister in mir, der, wenn er sich bisweilen legt, mich in solcher Ermattung an Leib und Seele zurücklässt, dass ich schier den letzten Odem zu ziehen meine. Jede kurze Stille gebiert noch mächtigere Stürme. Oft möchte ich in der finstersten Sturm- und Regenvollsten Mitternacht aufspringen, Dir zueilen, mich in Dein Bette, in Deine Arme, kurz in das ganze Meer der Wonne stürzen und — sterben. O Liebe, Liebe! was für ein gewaltiges wundersames Wesen bist Du, dass Du Leib und Seele

so gefangen halten kannst! Siehe, Du Einzige, sie fesselt mich an Dich so fest und innig, dass ich nirgends sein kann, weder zur Rechten noch zur Linken. Aller anderen Neigungen, aller! wären sie auch noch so sehr mit meinem Charakter und Wesen verwebt, kann ich mich entschlagen, aber unmöglich, unmöglich! des Gefühls, welches macht, dass Du mir das liebste süsseste Geschöpf in Gottes unermesslicher Schöpfung bist. Ich lasse meine Fantasie ausfliegen durch alle Welten, ja durch alle Himmel, und aller Himmel Himmel, lasse sie betrachten, was nur irgend wünschenswürdig ist, und es neben Dir wägen, aber bei dem ewigen Gott! sie findet nichts, was ich so freudig wünschen könnte, als ich Dich, Du Himmelsüsse, in meine Arme wünsche. Könnte ich Dich mir damit erkaufen, dass ich nackend und barfuss durch Dornen und Disteln, über Felsen, Schnee und Eis die Erde umwanderte, o so würde ich mich noch heute aufmachen, und dann, wenn ich endlich verblutet, mit dem letzten Fünkchen Lebenskraft in Deine Arme sänke, und aus Deinem liebevollen Busen Wollust und frisches Leben widersöge, dennoch glauben dass ich Dich für ein Spottgeld erkaufet hätte —'

„Lieber G. Das sind nicht die Aufbrausungen der höchsten Fluth, die etwa nur kurze Zeit dauert. Ach! ich weiss seit fünf Jahren nichts von Ebbe, und sie weiss es ebenso wenig. Wir sind so tief gekommen, dass in diesem Leben kein Aufkommens mehr ist. Nunc scio, quid sit amor. Ich habe nur einmal geliebt und werde nur einmal lieben. Eine einzige ewige Liebe war mir sonst Thorheit. Aber die echte, wahre Liebe verwebt sich endlich so in das ganze Wesen des Menschen, dass sie davon nicht mehr geschieden werden mag. Hätte die meinige bloss in den unteren Teilen des Leibes ihren Sitz, so könnte ich hoffen, davon zu genesen, und wäre längst schon genesen. Aber wehe! wehe! wenn der Aufruhr in und um dem Herzen ist. Euer Rath, lieber G., und Eure Procedur mögen ganz zuträglich sein, wenn man noch nicht so tief in den Text gekommen. Schwerlich ist es zwischen Euch und Eurer Malchen zu so deutlicher Erklärung gekommen, als zwischen uns beiden. Wir haben mehr

denn einmal beide gegen diese unglückliche Leidenschaft mit allen unseren Kräften gekämpft. Wir haben alles versucht, was sich erdenken lässt; wir haben beide uns anderwärts zu verlieben gestrebet, und Liebe mit Liebe zu vertreiben gesucht. Aber alles vergeblich! Wie ein Pferd oft desto tiefer nur in den Moor sinkt, je mehr es sich herausarbeiten will, so ist es uns ergangen. Wir hoffen in diesem Leben keine Genesung mehr. Wie wäre sie auch möglich? Kann ich kalt und gleichgültig gegen sie werden, von der ich weiss, dass sie mich mit der höchsten Liebe liebt, womit nur jemals ein Sterblicher geliebt worden ist? Kalt und gleichgültig gegen sie, die mir an Seel' und Leib das liebenswürdigste Geschöpf dünket und, obschon ohne vollkommene regelmässige Schönheit, es wirklich ist? — Kann sie kalt und gleichgültig gegen mich werden, solange sie weiss, dass ich sie mehr liebe als je ein Sterblicher sein Mädchen geliebt hat? Kann sie mit ihrer Engelseele das? — Ach! Wir könnten uns, wie wir öfter gethan haben, wohl täuschen und einer dem andern Kälte und Gleichgültigkeit vorlügen; aber wäre damit was gewonnen? Erfahrung hat uns gelehrt, dass wir nur noch mehr an unserer Ruhe verlieren. Unsere Herzen haben sich eine ewige Liebe und Treue zugeschworen. Sie wird nie einen anderen heirathen, ohnerachtet sie mit Anwerbungen belagert worden ist, denen schwerlich ein anderes Mädchen widerstehen würde. Ich beschwor sie einst mit Thränen bei allem, was heilig ist, einer Anwerbung Gehör zu geben, wenn sie nur irgend fände, dass sie der Ruhe ihres Lebens nur etwas zuträglicher als unsere unglückliche Situation wäre. Ich missbrauchte sogar den Eid zum ersten mal in meinem Leben und schwur ihr, wider die Stimme meines Herzens, dass ich mich fassen und zufrieden geben würde, wenn ich nur sie einiger massen glücklich wüsste. Ich würde sie entbehren lernen u. s. w. Sie aber schalt diese meine Äusserung als Misstrauen in ihre unwandelbare Beständigkeit, und schwur laut und feierlich, wenn mein Herz auch die schnödeste Untreue an ihr begehen würde, sie dennoch nie einem anderen Manne sich überlassen würde. „Misstrauischer!“ rief sie, „fordere

von mir ein Zeichen, das theureste, heiligste Zeichen! Nimm von mir Alles, was ich Dir geben kann, was Du mir bisher durch nichts hast abdringen können, und wenn ich Dir alsdann jemals ungetreu werde, und mich einem anderen Manne ergebe, so will ich als eine Ehebrecherin dereinst vor Gott erscheinen." — Gott im Himmel! Was für eine Seele war das! Meint Ihr nun noch, dass wir genesen können? Wir würden unter der Cur den Geist aufgeben. Hätte man gleich im Anfang ein Ding gethan, ehe man sich so weit gegen einander heraus gelassen hatte, hätte man vermuthet, dass es so kommen würde, wäre man nicht unvermerkt, man weiss nicht wie, dahingekommen, von wannen keine Rückkehr ist, so wär' es was anders. So viel ist wenigstens ausgemacht, dass, wenn ich von dieser Leidenschaft frei wäre, mich gewiss und wahrhaftig keine zweite so weit wieder fortschleppen sollte, als diese gethan hat. Sie selbst war noch ein blutjunges Mädchen von 14 Jahren, als das Ding anhub, hatte aus nichts was arges. Auch dieser Umstand dienet dazu, mich desto fester an sie zu fesseln, dass sie mir die so ganz und gar reinen unbefleckten und unbelekten Erstlinge der Liebe zugewendet hat. Und in einem solchen Masse! O Himmel! Was hilft alles singen und sagen? — Kurzum, ich kann nicht, weil ich nicht will und nicht mag; ich will nicht, ich mag nicht, weil ich — nicht kann. Dabei bin ich einer der unglücklichsten Menschen auf Gottes Erdboden. Andre Elende, ob ihnen schon alles mangelt, haben doch noch Hoffnungen und Wünsche übrig. Ich, der Elendeste aller Elenden habe weder Hoffnungen noch Wünsche. Wünsche und Hoffnungen sind bei mir Verbrechen."

Leider sind wir nicht in der Lage, die weitere Entwicklung dieses Konfliktes im Hause Bürgers bis zu seiner definitiven Lösung (Herbst 1781) zu verfolgen. Jedenfalls ist es bemerkenswert, wenn sich Bürger gerade zur Zeit seiner heftigsten Leidenschaft für Molly an seinen Verleger Dieterich mit der Bitte wendet, ihm ein jüngst erschienenes Buch: „Von den Krankheiten der Haut" — der Name des Verfassers sei ihm entfallen — zuzusenden.

Endlich vergassen die Beteiligten die Schranken, welche das Gesetz ihren Begierden gezogen. Bürger und Molly sahen ein, dass sie ihrer Leidenschaft nicht länger erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könnten, Dorette wollte ihrerseits den Vater ihrer Kinder nicht ohne weiteres der glücklicheren Schwester überlassen. Sie entschloss sich daher zu einem Kompromiss, welches die Ehe Bürgers zu einer bigamischen machte. „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde," schreibt Bürger in der Beichte, „das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloss sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heissen, und die andere in geheim es wirklich zu sein."

In der That blieb neben Molly auch Dorette Bürgers Gattin, wie das Kind beweist, dass sie noch vier Jahre später zur Welt brachte, und als dessen Vater wir keinen anderen bezeichnen können als Bürger. Eine derartige Vergeltung von Gleichem mit Gleichem widerspräche Dorettens Charakter vollkommen; auch ist kein Wort auf uns gekommen, das einen solchen Verdacht rechtfertigen würde.

Das Kompromiss war die beste Lösung, die man ersinnen konnte, und alle Beteiligten fühlten sich wohl dabei. Bürger war seiner Gattin für ihre Nachgiebigkeit und Selbstverleugnung ewig dankbar, und er erwähnt ihren heroischen Entschluss nur mit der grössten Hochachtung und Anerkennung. Er blieb ihr auch bis zu ihrem Tode zugethan, und widmete ihr gerne die Zärtlichkeit, die er an ihrer Schwester ersparte. „Wir sind durch alles das, was vorbei ist," schreibt er nach Dorettens Tode an deren Bruder Ludwig, „um nichts schlechter geworden, und dürfen uns rühmen, dass wir nichts desto weniger von guten und edlen Menschen geschätzt und geliebt werden. Mein Gewissen hat sich nichts vorzuwerfen, dass ich deswegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte Dorette gewesen sei, als ich wohl sonst gewesen sein würde. Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und

Auguste Bürger (Molly).

Nach einem Pastellgemälde von ihr selbst (1781).

Dorette Bürger.

Nach einem Pastellgemälde von ihrer Schwester Molly (1781).

lieblos begegnet sei, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten." Zugleich fand die Leidenschaft, die er durch sechs Jahre genährt hatte, endlich Befriedigung, und die Liebenden konnten einander jetzt ungestört angehören. Die Muse des Liebesliedes verstummte nun in Bürger, der sich des Besitzes der lange Besungenen und Begehrten endlich auch freuen durfte. Erst 1782 wird sie in ihm anlässlich einer abermaligen Trennung von der Geliebten wieder rege.

Welch ein Kleinod der Dichter an seiner Schwester Friederike besass, sollte er erst anlässlich der Folgen dieses Kompromisses erfahren und schätzen lernen. Im Frühjahre 1782 lag Friederike schwer krank darnieder und Bürger begab sich deshalb mit Dorette, ihrem Kinde und Molly für vierzehn Tage zu ihr nach Langendorf. Bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen der letztgenannten und der Kranken eine intime Freundschaft. Als daher Molly im Mai 1782 die Zeit ihrer Entbindung herannahen fühlte, zog sie zu Friederike. Der Abschied von Bürger begeisterte diesen zu dem tief empfundenen Gedichts „Mollys Abschied". In Langendorf brachte sie am 19. Juni einen „schönen talentvollen Knaben" zur Welt, der den Namen August Emil erhielt, und Mile gerufen wurde. Anlässlich der Geburt dieses Kindes scheint die eben vom Krankenlager aufgestandene Friederike ihre Vortrefflichkeit besonders an den Tag gelegt zu haben. Um ein öffentliches Scandalum zu vermeiden, blieb Emil bei ihr in Kost und Erziehung, und sie behielt auch Molly den ganzen folgenden Winter bei sich, wo sie Bürger wiederholt besuchte. Obgleich er sie viel entbehren müsse, meint der Dichter, lebe sie dort doch in anderem Betracht glücklicher als anderswo. In der Heranziehung und Wartung des Kindes bewies Friederike schon damals mütterliche Sorgfalt. Bürger, der sie stets sehr geliebt hatte, und der von ihr sang:

„Sie ist Geist von meinem Geist,
Herz von meinem Herzen;
Ist wie ich zur Lust gestimmt,
Und wie ich zu Schmerzen."

kennt in jener Zeit in der Verehrung für diese treffliche Frau keine Grenzen mehr. So nennt er sie am 22. Juli 1782 das „vortrefflichste Geschöpf von der Welt", und einen Monat später schreibt er mit wahrer Begeisterung über sie an seinen Schwager Georg Leonhart: „Ich wollte, dass Du die kennen lerntest, was für ein herrliches Geschöpf Gottes die an Charakter ist .... Wenn der barmherzige Himmel uns mit der näher zusammenbringen und nur ein leidliches Auskommen bescheeren wollte, so sollten Könige von mir unbeneidet bleiben."

Dass Emil Bürger ein Sohn des Dichters und Mollys sei, wusste damals niemand, und noch 1790 schreibt Bürger in der Beichte, deren Wahrheit Friederike dem Dr. Althof gerade in diesen Punkten bezeugt hat, dass die meisten Menschen hiesiger Gegend nichts, wenigstens nichts gewisses davon erfahren hätten. Der Knabe wuchs im Hause Friederikens neben seinen Vettern Karl Müller und Adolf Müllner heran, bis ihn Bürger 1792 zu sich nach Göttingen nahm.

Da Molly den Winter 1782 nicht im Hause war, fühlte sich Dorette bedeutend glücklicher. Bürger wurde aufmerksamer gegen sie und überraschte sie zu ihrem Geburtstage sogar mit einem neuen Reisekleid. Dennoch schreibt sie am 31. Oktober an ihren Bruder Georg, er möge sich ihr jetziges Leben nicht als einen Zusammenfluss aller irdischen Glückseligkeit, als einen ewigen Sonnenschein ohne trüben Himmel vorstellen. Es komme auch oft Schneegestöber und die schöne Mailuft verwandle sich bisweilen in Aprilwetter. Hieran liegt ihr jedoch wenig; sie fürchtet, dass sie das ewige Einerlei eines ununterbrochenen glücklichen Lebens am Ende ermüden würde.

Bürger verreiste damals auf sieben Tage in Gesellschaft Dieterichs, der ihn freihielt, nach Hamburg. Dies that, wie er selbst sagt, seinem Geiste wohl; aber am Körper fühlte er sich nach wie vor schwach und elend.

XX.

Niederlegung der Amtmannsstelle.

1782—1784.

Verlängerung des Pachtvertrages — Unannehmlichkeiten der Vormundschaft und Zurücklegung derselben — Supplik an Friedrich den Grossen — Ränke Listns und Beschwerden des Generals v. Uslar — Bürgers Demission als Amtmann — Bemühungen, ein Landgut zu erwerben — Geburt einer Tochter — Tod Dorettens.

Im Sommer 1782 begann Bürger mit Energie an den Fesseln zu rütteln, welche seit Jahren auf ihm lasteten, und ihn keinen Augenblick seines Lebens froh werden liessen. Damals beschloss er, sich der „verfluchten Pachtung" zu entledigen. „Ich bin dieser Grillen und Sorgen, die wie Vampyre an den besten Kräften meines Leibes und meines Geistes saugen und nagen, von Herzen satt und überdrüssig. Ich mag hernach am Wege oder im Bette verrecken, oder das Glück mag mir anderwärts wider anlachen, das soll mir alles gleich viel sein," schreibt er schon am 23. März 1782 an Dieterich. Im Herbste 1782 ist er gesonnen, das Gut Appenrode nur unter der Bedingung noch länger zu behalten, dass ihm der General wenigstens 150 Reichsthaler von dem Pachtschilling nachliesse. Dieser scheint sich hierzu verstanden zu haben, da Bürger die Pacht bis März 1784 verlängerte.

Unter den Angelegenheiten, deren sich Bürger vor allem zu entledigen suchte, bereitete ihm die Leonhartsche Vormundschaft, die er seit dem Tode seines ältesten Schwagers Carl allein verwaltete, besonders viele Sorgen. Die zahllosen Rechtshändel, in welche ihn diese Obliegenheit von Anfang an verwickelte, hatten ihn die Übernahme bereuen lassen, und schon 1778 dachte er daran, der lästigen Verpflichtung los zu werden. Über den Nachlass des Amtmannes Leonhart und Dorettens Erbteil scheint sich indes ein sehr langwieriger und mühseliger Prozess entwickelt zu haben, der Bürger manche schwere Stunde bereitete und von dem kein Ende abzusehen war. Am 29. August 1782 schreibt der Dichter

an Georg Leonhart, dass er seit länger als sechs Wochen, Tag für Tag, mit Aussetzung aller anderen Geschäfte, an den Leonhartschen Angelegenheiten „esele", und noch immer nicht damit zustande komme. Er habe sogar einen Göttingischen Packesel oder kaiserlichen Notarius zu Hilfe nehmen müssen. Da Bürger infolge dieser Verzögerungen mit seiner Rechnungslegung im Rückstande war, wurde er von der Justizkanzlei mit dem Personalarrest bedroht. Zum Glück war der Oberkommissär Mayenberg in Göttingen ein „vernünftigerer und billigerer Mann als die ganze Justizkanzlei", und so entkam Bürger den „Monsquetiers mit den aufgepflanzten Bayonnetten". Er sagt, man habe ihn im Verdacht gehabt, „er hätte 10000 Reichsthaler unter sich, mit denen er nicht zur Rechnung kommen könne", welche Behauptung indes auf einem leeren Gerede beruhte. Wenn Bürger an einer Stelle erklärt, dass ihm die Vormundschaft (Ende 1783) „auf eine sehr unwürdige Art abgenommen wurde", so bezieht sich dieses „unwürdig" nur auf das Vorgehen der Behörden; denn er habe seine Rechnung ganz zur Zufriedenheit abgelegt. Niemand könne ihm vorwerfen, dass er Segen davon gehabt habe; er habe keinen Heller salarium davon genossen, obwohl er Last, Plackerei und Sorgen die Menge davon hatte. Er glaubt, der Kuratel die besten Dienste erwiesen zu haben, und ihm allein gebühre das Verdienst des gewonnenen Erbschaftsprozesses. Der letztere aber sei so verworren gewesen, dass keiner wusste, wer Koch oder Kellner war. Den Kuranden blieb er nichts schuldig, sondern behielt vielmehr, wie er an Hardenberg-Reventlow schreibt, Vorschuss.

Die Art und Weise, wie Bürger sich diesbezüglich seiner Verpflichtungen entledigte, scheint in der That mustergültig gewesen zu sein; denn im Mai 1783 wendete sich der hannover'sche Stabssekretär J. P. Velthusen mit einem Briefe an den Dichter, worin er ihm vorschlägt, die Deduktion in der Leonhartischen Sache, nebst einer zweiten bereits von Professor Claproth veröffentlichten Untersuchung wegen Kindesmordes im Verein mit mehreren Defensionen von ihm und einem anderen Advokaten drucken zu lassen, und ihn auffordert, einen Kontrakt darüber

zu entwerfen. Bürger scheint indes auf seinen Wunsch nicht eingegangen zu sein.

Zu dieser Zeit waren die Kuranden bis auf Georg schon sämtlich majorenn; diesem fehlten noch zwei Jahre zur Grossjährigkeit, bis zu welchem Zeitpunkt Bürger die Rückgabe der Bürgschaft an Hardenberg hinausschob.

Die Kuratel wurde nun dem Hofgerichts-Auditor Pauer zu Hannover übertragen, der, dank Bürgers Bemühungen, alle Wege geebnet fand. Gleichwohl dauerte es noch lange, bis sich Bürger mit ihm völlig auseinandergesetzt hatte. Die Regulierung der Vormundschaftsverhältnisse zog sich bis Ende 1790 hin, zu welcher Zeit der jüngste der Kuranden bereits das 30. Lebensjahr überschritten hatte.

Unter den zahllosen Verdriesslichkeiten besserte sich Bürgers Gesundheit nicht. Im Sommer 1782 gab er das Reiten, das er in der letzten Zeit immer mehr vernachlässigt hatte, gänzlich auf, und verkaufte sein Pferd. Er pflegte jetzt schon um 4 Uhr morgens auszugehen und „sich in der Garte ohnweit Diedmarden zu baden". Die Gewohnheit der frühen Morgenspaziergänge blieb ihm auch die übrige Zeit seines Lebens. Dennoch verschlimmerte sich sein Zustand, die alten Beschwerden kehrten wieder; bald nach der erwähnten Hamburger Reise fürchtet er wie sein seliger Schwager Leonhart an einer Phthisis hypochondriaca zu sterben. Seine Nahrung ist den Winter über beinahe nur Medizin. Ebensowenig schwand unter dem Einflusse der Landluft sein Abscheu vor den Amtsgeschäften. Oft konnte er nichts arbeiten, selbst wenn es ihm bei Lebensstrafe anbefohlen worden wäre. Wie früher, so musste er auch jetzt „alle Nase lang 10 oder 20 Reichsthaler Ungehorsamsstrafen" bezahlen und doch waren seine Finanzen damals schlechter als jemals. „Der Verdruss darüber," schreibt er am 3. März 1783 an Goeckingk, um ihm sein mehr als jahrelanges Stillschweigen zu erklären, „musste nothwendig wachsen, und je mehr er wuchs, je weniger war ich dazu zu bringen. Kurz es war oft, wie wenn mich der Teufel besessen gehabt hätte. Ich hätte schier allen meinen Aktenwust verbrennen und

fort in die weite Welt laufen können. Leib und Seele wirkten wechselweise aufeinander. Ich konnte meinen Leib kaum von einem Ende der Stube bis zum andern schleppen und mein Geist war so gesunken, dass ich kaum zwei richtige Zeilen zu schreiben vermochte. Es ging alles drunter und drüber.“ Goeckingk empfahl dem Freunde darauf den Leibmedikus des Fürstbischofs von Fulda, Weickardt, seiner Zeit eine bedeutende Kapazität, zu Rate zu ziehen. Der Dichter scheint ihn aber nicht konsultiert zu haben.

Wenn Bürger über sein unseliges Amt auch bisweilen scherzen konnte, wie er dies in einem Gedichte thut, in welchem er „die gnädige Frau Louise Wilhelmine v. Uslar, geb. v Westernhagen, die Gattin des Hauptmanns Thilo Leberecht Amadeus v. Uslar zu ihrem Geburtstage in seinem und seiner Gattin Namen beglückwünscht, so lag ihm in Wirklichkeit der Humor doch ferne, wenn er an all die Unannehmlichkeiten dachte, die er seiner Stellung bereits zu verdanken hatte. Noch 1782 reifte in ihm der so lange gehegte, von seinen Freunden in ihm stets von neuem angeregte Gedanke, es aufzugeben, zum festen Entschluss; er sah ein, dass die Vernunft ihm dies gebiete. Denn er hatte über 6000 Reichsthaler während der zwölf Jahre, die er es inne hatte, zugesetzt,*) und er gesteht, wenn er noch zehn Jahre so „fortludere“, so reichen seine Restchen und ein paar tausend seiner Frau nicht einmal mehr zu, „und wir fahren aus der Welt ab, wie Beelzebub, mit Gestank!“

Am 29. Juli 1782 schrieb er, der ehemalige Unterthan Friedrichs des Grossen, an den Monarchen einen demütigen Brief, in welchem er den Wunsch aussprach, in eines der glücklichen Länder unter seinem Szepter zurückkehren, und dem besten der Könige seine Kräfte zu Diensten stellen zu dürfen. Er fühle sich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und

*) In dem Konzepte zu der Supplik um Gehaltserhöhung an die Regierung zu Hannover schreibt Bürger am 6. März 1793, er habe während seiner zwölfjährigen Amtsthätigkeit ein ererbtes Vermögen von mehr als 10000 Thalern zugesetzt.

allgemeiner Adresse verwaltet werden könne, tüchtig. Dass er in seinem Vaterlande als Dichter gekannt, und wie es scheint, geliebt und geschätzt sei, wolle er hier nicht in Anschlag bringen; wohl aber, dass er sich mit sprachlichen, philosophischen und historischen Studien beschäftigt habe. Bürger erhielt, wenngleich erst spät, ein Antwortschreiben von dem Grosskanzler von Carmer, der von Friedrich angewiesen worden war, für ihn einen konvenablen Posten auszumitteln. Carmer forderte den Dichter darin auf, seine Fähigkeiten des näheren auseinanderzusetzen, und ihm mitzuteilen, ob er eine akademische Stellung oder eine solche bei einem Zivildepartement vorziehe. Bürger kann diesmal mit Stolz auf eine von ihm ausgearbeitete Inquisitionsakte hinweisen, welche Professor Dr. Justus Claproth für würdig gehalten hatte, in den „Nachtrag zu der Sammlung verschiedener gerichtlichen vollständigen Akten" aufgenommen zu werden.*) Er bekennt, dass die schöne Litteratur seit jeher sein Lieblingsfach gewesen; sie habe ihm aber dennoch niemals das bürgerliche und Geschäftsleben verleidet. Er wünsche daher nicht so sehr eine akademische Stelle an einer philosophischen Fakultät, sondern vielmehr bloss eine Station, „worauf sein Lieblingsfach einigen Einfluss hätte, oder welche ihn doch nicht aller Musse für dasselbe beraubte". Wenn es allein von Carmer, der wie Friedrich der Grosse selbst von den besten Intentionen für Bürger beseelt war, abgehangen hätte, so hätte Bürger vielleicht endlich sein ruhiges Auskommen in einer sicheren Position gefunden. Leider kam es jedoch auch diesmal anders. Carmer wendete sich in der Sache der Anstellung Bürgers an den Staatsminister von Zedlitz, dessen Bescheid Bürger jede weitere Aussicht benahm. Zedlitz' Schreiben ist zu charakteristisch für die Denkweise eines damaligen Unterrichtsministers, um hier nicht vollinhaltlich angeführt zu werden. Es lautet:

*) Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht, 1782. Der von Bürger anfangs 1781 geführte Inquisitionsprozess wider Catharina Elisabeth Erdmann von Benniehausen wegen eines in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar verübten Kindesmordes veranlasste Bürger zur Vollendung der schon länger geplanten Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain".

„Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoversche Justiz-Amtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersetzten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntnis der Alten bewiesen, und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen, mit dem Geniewesen sich auszeichnenden Schöngeister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Überhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, dass die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen, welches Ev. Excellenz unter Zurücksendung der mir communicirten Originaleingabe ganz dienstlich zu erwiedern die Ehre habe. — Zedlitz."

Carmer bedauerte die für Bürger ungünstige Wendung, welche die Angelegenheit genommen, aufrichtig. Er setzt ihm auseinander, dass es auch ihm persönlich unmöglich sei, ihm in seinem (Justiz-) Departement eine Anstellung zu verschaffen, da nach den neuen Gesetzen jeder, der eine Justizbedienung erhalten wolle, zuvor bei einem Landes-Justiz-Collegio als Referendarius gestanden, und sich sodann einer theoretischen und praktischen Prüfung unterzogen haben müsse. Da er dies von Bürger als einem berühmten Manne nicht verlangen könne, bleibe ihm nichts übrig, als eine günstige Gelegenheit abzuwarten, wo das Gesetz von diesen Vorbedingungen absehe.

Der Hofrat Listn, dessen Vermittlung er die Erlangung der Amtmannsstelle zu verdanken hatte, war ihm — wenn auch in weniger liebenswürdiger Weise — auch bei deren Niederlegung behilflich. Dieser „Erzkujon", von welchem Bürger sagt, dass es ihm nie so übel ergehen könne, als er es an unzähligen Menschen verdient habe, hatte schon im Mai 1775 Konkurs gemacht, wobei der Dichter, wie wir erwähnten, 12—1500 Reichsthaler einbüsste. In der Folge sollte sich nun der Satz des

Tacitus: Proprium humani ingenii est odisse quem laeseris an dieser niederen Hofratsseele bewahrheiten. Nicht genug daran, ihn um einen grossen Teil seines Vermögens betrogen zu haben, schlug sich Listn jetzt sogar auf die Seite der Gegner des Dichters, indem er sich mit dem General v. Uslar zur Entfernung Bürgers aus dem Amte verbündete. Es scheint, dass er sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Stelle, die er seinerzeit innegehabt, wieder zu erhalten.

Der General v. Uslar richtete darauf am 9. August 1783 eine Eingabe an die kgl. Regierung zu Hannover, worin er, nach Dr. Althofs Bericht, in folgenden Punkten über Bürgers Amtsführung Klage erhob: 1) Bürger suche weder die allerhöchsten landesherrschaftlichen Hoheitsrechte, noch die Gerechtsame der Familie gegen die Eingriffe ausländischer Nachbarn gehörig zu verteidigen. 2) Er vernachlässige die ihm obliegende Justiz- und Polizeipflege gänzlich. 3) Er habe die Kirchensachen in Unordnung gebracht. 4) Er beobachte in Ansehung der ihm anvertrauten Deposita nicht die strengste Ordnung. 5) Er lege die Lehensrechnungen nicht zu rechter Zeit ab, fertige die Lehensbriefe nicht gehörig aus, und gebe dadurch zu Klagen und Beschwerden der Vasallen Anlass.

Wie die vor zwölf Jahren gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, so widerlegte Bürger auch diese in klarer, einfacher und freimütiger Weise. Er bediente sich dabei zum grossen Teile derselben Argumente wie damals: er habe das Amt in total verwahrlostem Zustande übernommen, und seine kärgliche Besoldung gestatte ihm nicht, durchgreifende Reformen vorzunehmen. Eine Anzahl von Vorwürfen entkräftet er durch Darlegung des wahren Sachverhaltes. Ausdrücklich bemerkt er jedoch bei dieser Gelegenheit, dass er sich nicht etwa deshalb verteidige, um bei Amt und Brot zu bleiben. Es bekleide ihn, Gottlob, noch eine andere und weit grössere Ehre, als die ihm sein Amt mitzuteilen vermöge, und das Brot, das es ihm gewähre, sei für ihn fast eher als ein Verlust denn als Gewinn anzusehen. Er habe daher, ohne Rücksicht auf den Ausgang dieses Klagehandels, beschlossen, um

seine Entlassung bei der v. Uslarschen Familie anzusuchen. Keineswegs nötigten ihn die Beschwerden der Gegner, zu quittieren. „Was aus der ganzen Affaire an mir haften blieb," schreibt er kurze Zeit darauf an Boie, „waren einige unbeträchtliche Verzögerungen oder Versäumnisse, die in der That der Rede nicht wert waren, und mir höchstens einen Verweis hätten zuziehen können." Seine diesmalige Rechtfertigungsschrift wurde bald darauf ohne sein Wissen und gegen seinen Willen in dem von W. L. Weckhrlin herausgegebenen „Grauen Ungeheuer" abgedruckt.*) Der Herausgeber sagt, dass sie ihm ein Zufall in die Hände gespielt habe, und dass er sie nur deshalb aufgenommen habe, weil sie ihm „allzu schmeichelhaft" erschienen sei. War doch die ganze Angelegenheit Wasser auf die Mühle des nach Skandalaffairen fahndenden Journalisten. „Zu diesem Schritt," ruft Weckherlin aus, „ist ein Mann (Bürger) gebracht, den das Vaterland schätzt, und dessen blosser Name ein Amt adelt! ... Die ihr ewig schreit, dass ein schöner Geist nie ein tüchtiger Geschäftsmann sein könne, jauchzt, Hohlköpfe! Hier ist euer Triumph! Einer der liebenswürdigsten Genien ist diesem Vorurteil aufgeopfert, denn Bürger ist abgesetzt. Was er dabei verliert, dies ist wahrscheinlicherweis sehr unbeträchtlich. Wenn man sich weder Untreu noch Untüchtigkeit vorwerfen darf, so verlässt man ein undankbares, heilloses Amt ohne Schande, ohne Reue, und ohne Vorwurf" ...

Mit dem förmlichen Ansuchen um seine Entlassung hatte Bürger gewartet, bis die Regierung mit dem Falle ins Reine gekommen sei. Erst als ihm auch der Hofrat Dr. jur. Hans von Uslar das Zeugnis ausstellte, dass „ausser ein bischen Verzögerung in dieser oder jener Lumperei nicht ein Schatten von schlechten Streichen auf ihn gebracht werden könne," und er somit einsah, dass er „mit allen Ehren von hinnen scheiden könne", gab er am 31. Dezember 1783 seine endgültige Demission auf den künf-

*) 2, 5. S. 219—74. (1784.) Wiederholt in Bürgers sämtlichen Werken 1823. I. S. 279—322.

tigen Johannis, „als um welche Zeit er vor zwölf Jahren auf dieser Galeere seine Sklaverei angetreten hatte."

Es war für Bürger höchste Zeit, von dieser „elenden zwei Dreier-Bühne abzutreten", sofern er den zusammengeschmolzenen Rest seiner „Leibes- und Seelenkräfte vor dem gänzlichen Banquerotte" retten wollte. „Es war nicht mehr auszuhalten, schreibt er anfangs 1784 an Goeckingk, mein Leib, mein Leben, mein Geist, und alle meine Kräfte, die mir Gott verliehen hat, mussten mir lieber sein als jährlich elende 300 Reichsthaler oder ein paar drüber ..." „Nun habe ich freilich nichts mehr übrig als meinen Kopf und meine Hand. Wenn mir indessen Gott, wie ich das Vertrauen habe, diese gesund lässt, so werde ich nicht zu Grunde gehen. ... Ihr glaubt nicht, wie wohl mir sein wird, da ich Erlösung vor mir sehe! Oder meint ihr nicht, dass dem Sklaven wohl sein könne, sobald er über die Grenze ist, wenn er gleich splitternackend und am ganzen Leibe zerritzt und zerfetzt sein sollte?"

Seinem Zorne gegen Listn, der seinen Imfamien durch sein Benehmen bei dieser Gelegenheit die Krone aufsetzte, hat Bürger durch das Epigramm „Auf einen Erzkujon" kräftig Luft gemacht; aber er war dennoch ein Jahr später nicht im stande, dem Manne, der ihm in seinem Leben soviel geschadet, eine Wohlthat zu verweigern. Listn, der allmählich vollkommen herabkam, und 1785 bereits am Hungertuche nagte, hatte damals die Kühnheit, sich brieflich an Bürger mit der Bitte zu wenden, alle ihm zugefügten Beleidigungen zu vergessen und ihn in seiner Notlage zu unterstützen, und jener war grossmütig genug, für ihn in Göttingen eine Sammlung einzuleiten, zu welcher er selbst, wievohl arm, das seinige beitrug. So berichtet sein Biograph Dr. Althof.

Nach der Niederlegung der Amtmannsstelle war die erste Frage, welche sich dem Dichter aufdrängte: „Wovon sollen ich und die Meinigen nun leben?" Doch — wovon es immer sein möge, jeder Unterhalt war dem früheren vorzuziehen! Am 6. März 1784 lief Bürgers Pachtung des „Hungergutes Appen-

rode“ ab. Um für diesen Termin eine Unterkunft zu haben, hatte er im Laufe der letzten Jahre wiederholt Versuche gemacht, Landgüter in der Umgebung käuflich zu erstehen. Wenn er auf eigene Kosten wirtschaftete, und nicht genötigt wäre, einen Pachtzins zu zahlen, meinte er bald auf einen grünen Zweig zu kommen. So erstand er aus der Konkursmasse eines gewissen Mathias Diederich ein Gut in Gelliehausen meistbietend um den Preis von 1056 Reichsthalern, geriet jedoch über die Giltigkeit dieses minimalen Angebotes mit dem Kurator der Kinder des Kridatars in Prozess, und musste schliesslich von seinen Ansprüchen abstehen. Er tröstete sich damit, dass ihm die dortige Gegend ohnedies „immer fataler werde“. Nicht besser erging es ihm mit einem anderen Gute, das er aus der Konkursmasse des Hofrats Listn erwarb. Er musste daher vorläufig mit einem elenden Bauernhause in Gelliehausen vorlieb nehmen, wo er seine letzten Geschäfte als Amtmann von Alten-Gleichen erledigte. Krankheit und Sorgen für die Zukunft trübten hier bereits seine erste Freude über die Niederlegung des Amtes. Im Februar verreiste er auf drei Wochen zu seinem Schwager Müllner, hatte jedoch nach seiner Rückkehr längere Zeit an Rheumatismus zu leiden. Schwere Schicksalsschläge warteten seiner noch.

Am 29. April 1784 schenkte Dorette abermals einer Tochter, Auguste Wilhelmine, das Leben. Als dieses Kind zur Welt kam, stand die unglückliche Mutter jedoch schon mit einem Fusse im Grabe. Seit dem Verlassen von Appenrode machte die Auszehrung, die in der Familie Leonhart erblich war, bei Dorette reissende Fortschritte. Die Krankheit begann mit einem anfangs nicht geachteten Katarrh und Husten, zu welchem sich bald ein hektisches Fieber gesellte. Langsam trat Siechtum ein, und Bürger sah sie Monate hindurch täglich dahinsterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen. Die Niederkunft ging dennoch glücklich von statten. Vom Wochenbette aufgestanden, ergriff sie jedoch das hektische Fieber neuerdings.

Das fortwährende Zusehen bei dem Leiden der unglücklichen

Frau brachte auch ihn körperlich und geistig herunter. Bürgers Lage war eine furchtbare. Die todtkranke Frau, das schwache neugeborene Kind, das den Keim der mütterlichen Krankheit in sich trug, er selbst krank, und keine Sicherheit — nicht einmal für den nächsten Monat! Diese äusserste Not zwang ihn, Tag und Nacht ununterbrochen zu arbeiten. Am 2. Juli war Dorette von aller Welt, wie von dem sie behandelnden Arzte, Professor Strohmeyer aufgegeben. Dennoch fristete sie ihr trauriges Dasein noch vier Wochen. Am 26. Juli erkannte Bürger, dass es sich mit ihr „zum gänzlichen Ende neige". Am 30. war die kaum 28jährige Frau tot.

Sie starb, wie Bürger in der Todesanzeige sagt: — „im zehnten Jahre unserer überaus friedsamen und gemächlichen Eheverbindung". „Ausser vielen vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens meiner verklärten Lebensgefährtin," heisst es dort weiter, „hätte bloss ihre ungeheuchelte und unverdrossene Liebe und Güte gegen mich weit mehr Erdenglück verdient, als ich ihr zu gewähren vermochte; wiewohl die Pflicht, ein guter Mann gegen ein so gutes Weib zu sein, mir jederzeit teuer und heilig war. Das unauslöschliche Andenken hieran wird mir noch oft und lange Thränen auspressen." Unstreitig spricht sich in diesen Worten wahre Trauer aus — aber wie ganz anders offenbarte sich Bürgers Schmerz, als ihm der Tod zwei Jahre später in ebenso tückischer, unerwarteter Weise Molly entriss!

Im Jahre 1782 war Dorette Bürger, dank der oben erwähnten Autorschaft des Gedichtes „Muttertändelei" in den „Almanach der Belletristen und Belletristinnen" *) aufgenommen worden. Dieses Büchlein bezeichnete sie auf Grund älterer spasshafter Angaben unbekannten Ursprunges als „eine Verwandte des berühmten egyptischen Usurpators Ali-Bey, der vor einigen Jahren soviel Aufsehen machte". Die Notiz wurde 1790 in das Buch „Deutschlands Schriftstellerinnen. Eine charakteristische Skizze" **) aufgenommen und von hier gelangte sie ohne

*) Ulietea (Berlin) bei Peter Jobst Edl. von Omai S. 25. (Verf.: J. C. F. Schulz.)

**) King-Tsching in der kaiserlichen Druckerei. (Stettin in Ulm.) 1790. S. 12.

Zweifel auch in die „Biographie universelle", welches Werk sie jedoch irrtümlich auf Bürgers dritte Gattin Elise Hahn bezieht. Doch auch Bürgers treuer Freund, J. E. Biester, der die Angabe bereits 1776 in einer Zeitungskompilation gelesen hatte, nahm sie ernst, und schrieb damals an den Dichter: „Ists denn wahr, dass der wohl-seelige AliBey Dein Onkel von Frauenseite ist? ... Gibts nichts zu erben?"

XXI.

Litterarische Thätigkeit.

1780—1784.

Epigramme — Des Pfarrers Tochter von Taubenhain — Der Kaiser und der Abt — Kleinere Gedichte — Die Ilias in Hexametern — Macbeth-Übersetzung — Plan einer bürgerlichen Tragödie — einer Bearbeitung von 1001 Nacht und des Froschmäuslers — Andere unausgeführte Entwürfe.

In poetischer Hinsicht waren die Jahre 1780—1784 weniger ergiebig, als die vorangehenden. Die Ärgernisse, welche Bürger in keine geeignete Stimmung kommen liessen, waren ja in diesem Zeitraume noch viel häufiger, als in dem früheren, und als der Dichter sich aus seiner peinlichen Lage zu befreien begann, ersetzte häuslicher Kummer den fehlenden amtlichen. Sein Groll gegen die Chikanen seiner Umgebung machte sich damals in Epigrammen Luft, einer Dichtungsart, die Bürger bis in seine letzten Lebensjahre mit Vorliebe pflegte. Sein früher so harmloser, gutmütiger Humor hatte durch die zahlreichen Schicksalsschläge eine andere Gestalt angenommen und die Zeit, da er denselben ganz und gar einbüssen sollte, war nicht mehr fern. Er, der es nicht ohne Mühe gelernt hatte, seinen Groll in Schranken zu halten, wie sehr sich seine leidenschaftliche Natur auch dagegen sträuben mochte, erleichterte sein gepresstes Herz gerne durch ein paar sarkastische Verse, mit denen er den Nagel stets auf den Kopf traf, sei es nun, dass er die Überhebung und Un-

bildung der höchsten Stände, den Unverstand der Rezensenten, die Eigennützigkeit der Advokaten, die Koketterie der Frauen oder irgend welche andere Schwächen der Mitwelt zur Zielscheibe seines Spottes machte. Zugleich waren ihm die Epigramme willkommene Lückenbüsser für den Musen-Almanach. Einzelne derselben, wie z. B. „Wenn Dich die Lästerzunge sticht", sind dank der trefflichen Fassung des Gedankens populär geworden.

Von grösseren Gedichten im Balladentone entstanden in dieser Zeit „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" (1781) und „Der Kaiser und der Abt" (1784).

Das psychologische Problem des Kindesmordes hatte bereits vor Bürger eine Reihe namhafter deutscher Dichter zu poetischer Gestaltung angeregt. Wie sehr der Stoff ihn selbst beschäftigte, geht aus dem Umstande hervor, dass er ihn lange Zeit auch dramatisch behandeln wollte. Schon 1776 trug er sich jedoch auch mit dem Gedanken, eine Ballade „Die Kindesmörderin" zu dichten. Das Erscheinen von verwandten Dichtungen, wie Sprickmanns „Ida", Buchholtz' Erzählung „Bettina"*) und andere bestärkten ihn in diesem Entschlusse, die Ausarbeitung des Planes verzögerte sich jedoch bis 1781, in welchem Jahre ihn der Inquisitionsprozess, welchen er gegen Katharina Elisabeth Erdmann aus Benniehausen führte**), wieder an denselben erinnerte. Er vollendete das Gedicht im Laufe des darauffolgenden Sommers. Keineswegs können wir der Konjektur eines Bürger-Biographen beistimmen, welcher in den Personen der Ballade den Pfarrer von Pansfelde, Samuel Joachim Kutzbach, dessen älteste Tochter Johanne Marie und den russischen Gesandten Achaz Ferdinand von der Asseburg erkennen wollte, zwischen welchen sich ähnliche Vorgänge abgespielt haben sollen. Wenn man in der Gegend von Pansfelde noch heute an den Spuck des Irregehens glaubt, so ist dies auf das Bürgersche Gedicht zurückzuführen. Das Lied, welches Arnim und Brentano unter dem selben Titel

*) Deutsches Museum, Februar und September 1777.

**) Siehe oben S. 193.

in „Des Knaben Wunderhorn“ aufnahmen*), behandelt nur einen verwandten Stoff und hat mit der in Rede stehenden Ballade unseres Dichters nicht das geringste zu thun.

Bürger that sich auf das Gedicht viel zu gute. „Du wirst daraus zu urteilen wissen,“ schreibt er an Boie, „obs mit meinem Versemachen noch geht, oder obs Zeit ist, dass ich aufhöre.“ Boie war entzückt davon. Er sagte, die „Pfarrerstochter“ übertreffe alles. „Lieber, lieber Freund! Auf dem Wege weiter! Moral so in Handlung gebracht und für die Fassung aller dargestellt — und Du baust Dir einen Altar für Welt und Nachwelt. Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie mich das Stück gerührt und erschüttert hat, und noch immer rührt und erschüttert.“ In der That ist es eines der ergreifendsten Gedichte Bürgers, und wenn ihm A. W. Schlegel die peinigenden Gefühle zum Vorwurfe macht, die es erweckt, und „gegen die nur derbe Nerven gestählt sein möchten“, so trifft er durch sein Urteil die „Lenore“ ebenfalls. Bürger war eben nie ein sentimentaler Poet.

Die Ballade war für die deutsche Litteratur von nachhaltiger Wirkung. Wir erwähnen von Dichtungen, die daraus geflossen sind, den seinerzeit viel gelesenen gleichnamigen Roman, der Bürger als Quelle, das Ganze aber als eine wahre Geschichte ausgibt, und als dessen Autor der Buchhändler J. E. D. Bornschein (Chn. F. Möller)**) gilt, ferner E. Chr. v. Dietrichs „Verlobung am Hochgerichte und des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ (Dresden 1829) und die anonym erschienene „wahre Geschichte“: „Der junge Rudolf von Falkenstein. Gegenstück zu Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“. Otto Ludwig wollte an Bürgers Ballade ein Drama: „Die Pfarrose“ oder „Die wilde Rose“ anknüpfen. Zumsteeg hat das Gedicht in Musik gesetzt.

„Der Kaiser und der Abt“ ist eine freie, erweiternde Bearbeitung des Gedichtes „King John and the Abbot of Canterbury“, welches der Dichter aus Percys Sammlung kannte. Der

*) Hempelsche Ausgabe. II. 84.

**) Sein wirklicher Verfasser ist wahrscheinlich J. J. Brückner. Der Roman erschien zuerst Leipzig 1801; in 6. Auflage 1840.

komisch-populäre Ton ist ihm wohl nirgends besser geglückt, als in diesem Werke, dessen köstlichen Humor wir um so mehr bewundern müssen, wenn wir bedenken, dass diese Dichtung der Zeit angehört, welche unmittelbar auf Dorettens Tod folgte. Der darin behandelte Stoff wird an litterarischer Verarbeitung von wenigen anderen übertroffen. Er kehrt in mannigfachen Varianten in den verbreitetsten Novellen-, Märchen- und Schwanksammlungen wieder. Die Bürgersche Behandlung übertrifft jedoch alle anderen in jeder Hinsicht.

Ausserdem dichtete Bürger 1780 einen Prolog zu seines Freundes Sprickmann Tragödie „Eulalia", die zu ihrer Zeit als die beste Nachahmung von Lessings „Emilia Galotti" galt, und durch die Menge an „Scenen der Raserei" berüchtigt war. Das Stück wurde damals von Göttinger Studenten auf einem Privattheater aufgeführt. Wenn wir Bürgers Prolog auch nicht so „herzbrechend" finden können, wie er selbst, so ist er doch in schön dahinfliessenden Jamben abgefasst. Dem Balladentone nahe kommt Bürger in dem Gedichte „Die Kuh" (1784), welches im Göttinger Musen-Almanach für 1785 mit der Anmerkung „Ein wahrer und nur für das Bedürfnis der Poesie umgebildeter Stoff" erschien. Vermutlich in das Jahr 1784 fällt „Volkers Schwanenlied", eine Nachahmung aus dem Altfranzösischen. Das Original (Lay de mort) liess Bürger hinter seinem Gedichte zum Abdrucke bringen. Den Namen Yseult — denn in dem französischen Gedicht ist Tristan der Sprecher — hat der Dichter durch Molly ersetzt. Zu dem „Neuseeländischen Schlachtlied" (1781) — Bürger nennt es sein „Menschenfresserlied" — schrieb der akademische Musikdirektor Joh. Nic. Forkel (geb. 1749, † 1818), mit dessen Gattin Bürger später ein stadtbekanntes Liebesverhältnis unterhielt, die Melodie. Der Plan einer Ballade auf die Gleichen, an welchen Bürger im Jahre 1781 von Boie und Goeckingk wiederholt erinnert wurde, blieb unausgeführt.

Schon im September 1782 plante Bürger eine vermehrte und verbesserte Ausgabe seiner Gedichte, die er ein Jahr später öffentlich ankündigte. Durch Amts- und andere Geschäfte ab-

gehalten, sah er sich indes gezwungen, den Druck derselben immer wieder zu verzögern, und sie kam in der That erst 1789 zustande.

* * *

Die versprochene Übersetzung der Ilias, auf welche Bürger im Laufe der Jahre einen Vorschuss von 116 Louisd'or angenommen hatte, dürfte sein Gewissen mehr als einmal beunruhigt haben. An Mahnungen delikater Art fehlte es nicht. So sagte Wieland, der sich wohl seines Louisd'or erinnerte, gelegentlich der Ankündigung von Wobesers hexametrischer Übersetzung der Ilias im „Deutschen Merkur" (1781): „Wie natürlich führt uns diese Betrachtung auf den Wunsch, dass doch Bürger aufgemuntert werden — oder auch ohne fremde Aufmunterung den edeln, seiner so würdigen Stolz haben möchte, seine Übersetzung — in welcher die Ilias durch eine Art von wahrer Palingenesie als ein teutsches Original von den Todten auferstehn — und Homer (trotz allem Anschein des Gegentheils) in der That von seinem eigenthümlichen Geist und Feuer, und von seiner kecken, festen, kraft- und markvollen Manier am wenigsten verlieren würde — zu vollenden, und unsre Sprache dadurch mit einem Werke zu bereichern, dessen Nichtvollendung ein grosser und unersetzlicher Verlust für die Nation sein würde. So denken und wünschen viele mit uns, deren Urtheil ihm nicht gleichgültig sein kann."

Einen neuen Sporn, seiner Verpflichtung nachzukommen, erhielt er, als im Jahre 1781 eine neue Auflage von Stolbergs Ilias und Voss' hexametrischer Übersetzung der Odyssee erschienen. Des letzteren vollendetes Werk scheint ihn jedoch zugleich überzeugt zu haben, dass sein jambisches Beginnen ein eitles gewesen sei, und ohne sich darum zu bekümmern, was man sagen werde, wenn er von seinen, einst so eifrig verfochtenen Grundsätzen abginge, entschloss er sich gleichfalls reuig zum Hexameter zurückzukehren. Wie es in einem solchen Falle mit der „Teutschheit" und „Griechheit" stehe, scheint ihm wenig Kopfzerbrechen verursacht zu haben.

Er ging 1783 mit Energie an das neue Unternehmen. Das neue Versmass ermüdete ihn indes auf die Dauer ebenso, wie das frühere, und im Februar 1784 schreibt er, die hundsvöttische Arbeit erschlaffe so, dass er manchmal in 8—14 Tagen nichts vom Homer schmecken und riechen könne. Dennoch hatte er die ehedem in Jamben übersetzten Fragmente aus vier Gesängen in verhältnismässig kurzer Zeit in Hexameter umgegossen. Sie erschienen im 1. Bande von Goeckingks im selben Jahre 1784 gegründeten „Journal von und für Deutschland".*) Gelegentlich ihrer Publikation bemerkte er, dass er die Zeit und Mühe, welche er an eine jambisierte Ilias („die wirklich auch grösstenteils fertig geworden ist, aber nie öffentlich erscheinen wird") verwendet habe, nicht bereue. Denn er fühle, wie diese athletische Anstrengung ihn gestärkt habe. Das lange, beharrliche, und dennoch oft vergebliche Durchwühlen des ganzen Sprachschatzes habe ihm notwendig eine genauere Kenntnis desselben erwerben müssen, als er sonst jemals erlangt haben würde. Wenn er nunmehr wirklich etwas in der Sprache vermöge, so habe er es vielleicht bloss jener Übung zu danken. Zugleich bittet er seine Leser, ihn durch eingehende Beurteilungen seiner Übersetzung zu unterstützen. Diesem Begehren wurde auch Folge geleistet, und schon im Maiheft des „Journals" erschien eine solche aus der Feder des damals noch jungen und wenig bekannten Friedrich August Wolf, der Bürgers Sprachgewandtheit anerkennt, und gesteht, „dass die Ausführung soviel leiste, als nur immer ein Mann in aller seiner Kraft leisten konnte." Das ganze Werk erscheint ihm — abgesehen von Aussetzungen an vielen Details

*) In den Heften für Januar, Februar, April und Juni. — Bürger stand Goeckingk bei der Gründung dieses Blattes mit seinem Rat zur Seite, und die Briefe, welche er in dieser Angelegenheit an den Freund schrieb, zeigen, welche Routine Bürger in journalistischen Dingen besass. Ihr Hauptstudium, schreibt er u. a., müsse darauf gerichtet sein, die Neigung des Publikums im ganzen zu studieren. Man müsse der Neugier nachkommen, da es die meisten Leute mehr interessiere zu wissen, ob die und die Frau Rätin in die Wochen gekommen, ob der und der Hans mit der und der Grethe sich verheiratet, als ob Wieland einen neuen Oberon gemacht habe.

— als ein „ad unguem abgeglättetes", ja wegen der grossen Treue der Übertragung geradezu bewunderungswürdiges.

Aber man hielt Bürger seine Gesinnungsänderung nicht zu gute. Schrieb ihm doch selbst der damals schon 65 jährige Gleim, er habe die neue Homerübersetzung zwar mit grossem Vergnügen gelesen, möchte ihn aber schelten, dass er nicht selbst Homer geworden sei. Einem Genius, wie ihm, konnte es doch nicht schwerer sein, ein Original zu werden, als ein Kopist, und es wundere ihn, dass sich ein Bürger zu so saurer und undankbarer Arbeit entschlossen habe. Dennoch glaubte er, dass Bürger mit derselben mehr als 100000 Thaler verdienen werde. Dass Gleim jedoch in seiner Arbeit „kleine Versifikationsfehler" gefunden haben wollte, kränkte Bürger sehr, da ihn dieser Vorwurf in seinem höchsten Stolze verletzte.

Der Dichter nahm in seinem neu erwachten Eifer auch andere Gesänge der Ilias vor, um sie in Hexametern zu übertragen.*) Ein Gesang nach dem anderen sollte zuerst in Goeckingks Journal erscheinen, damit er die Besserungen des Publikums benutzen könne, bevor er das ganze Werk in einer selbständigen Ausgabe publizierte. Allein dazu kam es nicht, und nach dem Jahre 1784 hat Bürger nicht mehr am Homer gearbeitet.

„Ein Knabe kann mit seinem Steckenpferde nicht so vielerlei vornehmen, als ich mit meinem Homer gethan habe," schrieb Bürger bereits 1771, aber wie oft er auch von neuem an diese Aufgabe herantrat, sie vermochte sein Interesse nicht dauernd zu fesseln, und die hexametrische Ilias sollte sich, wie die jambische der langen Reihe der Fragmente in Bürgers Schriften anschliessen.

* * *

Bereits ein Jahr vor der Publikation der hexametrischen Ilias-Fragmente war Bürgers Macbeth-Übersetzung im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung zu Göttingen erschienen, ein

*) Reinhard publizierte aus Bürgers Nachlasse folgende Bruchstücke in hexametrischer Übersetzung: V, 1—698; XX, 1—29; XXII; XXIII, 1—106.

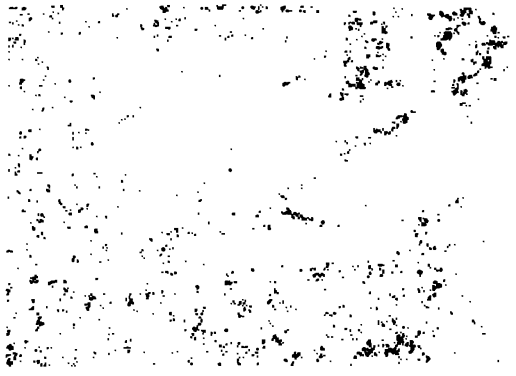
Werk, an welchem Bürger gleichfalls mit grossen Unterbrechungen seit 1777 gearbeitet hatte. Mit welcher Begeisterung er Shakespeare verehrte, haben wir gesehen. Schon als Jüngling hatte er mit Biester zu Göttingen einen Shakespeare-Klub gegründet, und immer wieder und wieder kehrte er zu dieser „Bibel der Dichter" zurück. Macbeth hatte unter Shakespeares Dramen — Lear ausgenommen — stets seine höchste Bewunderung erregt. In der Vorrede seiner Übersetzung sagte er, das Stück sei „voll solcher Schönheiten, die alles übertreffen, was der menschliche Geist in dieser Art je hervorgebracht hat, je hervorbringen wird". Er sei zwar ein armer, aber doch nicht der allerärmste unter allen Erdenwürmern; dennoch krieche sein Genius, auch in seinen glücklichsten, licht- und kraftvollsten Weihestunden, so tief unter der Hoheit und Grossmacht jener Scenen vor und nach der That im zweiten Aufzuge, „als sein Leib unter der Sonne unseres Weltsystems".

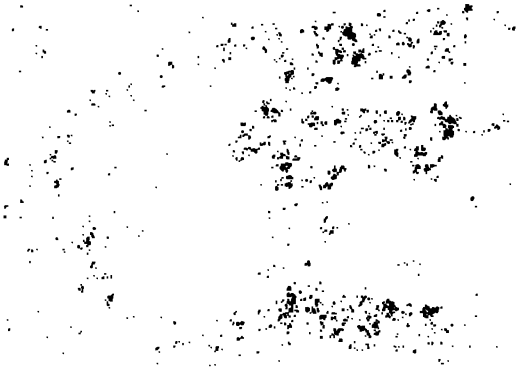
Als ihm daher Boie am 3. Januar 1777 aus Hannover schreibt, dass die Schrödersche Gesellschaft daselbst den Hamlet mit allgemeinem Beifalle aufgeführt habe, und dass Schröder auch den Macbeth aufführen wolle, wenn Bürger, der es allein könne, die Hexenscene und das Hexenlied verdeutschte (nicht übersetzte) — ist der Dichter trotz eines Halsleidens, welches ihm, wie schon drei Jahre früher, grosse Unannehmlichkeiten verursacht, gerne bereit, auf das Anerbieten einzugehen. Wie mit den bis dahin existierenden Homer-Übersetzungen, so war er auch mit Eschenburgs Verdeutschung des Macbeth durchaus nicht einverstanden. Schon am 9. Januar sendet er dem Freunde die am Abend zuvor übersetzten Scenen, denen er später auf Boies und Schröders Wunsch die Rede der Hekate folgen lässt; eine Abhandlung über die Hexenmaschinerien des Macbeth, die er zur selben Zeit so gut als fertig hat, gibt er nicht in Druck, weil er, allerseits von Verdriesslichkeiten umringt, keine Lust zu neuen Publikationen verspürt.

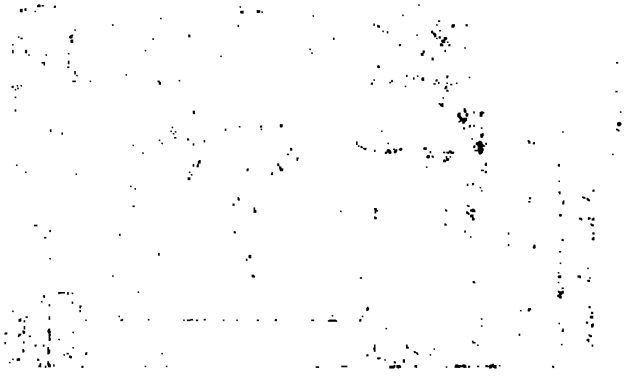
Bürger fühlte, wie bei der Arbeit die Zauberbegeisterung über ihn kam; er sah mit Wohlgefallen, „dass ihm der Teufels-

spuck gut gelungen sei", indem er von Shakespeare nur wenig genommen, und dafür reichlich wiedergegeben habe. Wenn die englischen Originalscenen Shakespeares bis auf unsere Zeit jede Zuhörerschaft in England zu bezaubern vermochten, so müssten es absolut die deutschen auch thun, oder die Deutschen müssten so gravitätische Stockfische und Schulfüchse sein, dass er schier nicht eine Zeile mehr für sie schreiben möchte. Kurze Zeit später erhielt der Dichter von Schröder die Aufforderung, die ganze Tragödie neu zu bearbeiten; er übernahm auch diese Aufgabe, obwohl er in seinem Leben „kaum zehn Theater-Vorstellungen" gesehen hatte. Um die fehlende Bühnenroutine zu ersetzen, ging ihm Schröder mit einer neuen Anordnung der Scenen, wobei er grösstenteils die Wieland-Eschenburgsche Übersetzung zu Grunde legte, an die Hand, und stellte es nun Bürger frei, daraus zu machen, was er wollte. Dieser folgte der Vorlage in vielem. Sein Eifer erkaltete jedoch auch diesmal nur allzubald. Schröder, der zu der Aufführung bereits für Kleider, Dekoration und Musik gesorgt hatte, sah sich gezwungen, ihn wiederholt zu mahnen, und stets die Frist der Ablieferung des Manuskriptes zu verlängern; er war trostlos darüber, konnte jedoch Bürger nicht bewegen, ihm Akt für Akt einzusenden, damit man unterdessen mit dem Studium der Rollen beginnen könne. Erst im Jahre 1782 wurde die Übersetzung vollendet, zu einer Zeit, da Schröder auf dieselbe nicht mehr reflektierte. Bürger musste sich daher mit der Buchausgabe*) begnügen, welche zwölf Kupferstiche von Chodowiecki zierten, und die er Dieterich, ohne Zweifel zur Begleichung alter Schulden, gratis überliess. Er widmete sie seinem „ewig geliebten" Freunde Johann Erich Biester, der es damals schon zu einer hohen Stufe in der Beamtenlaufbahn gebracht hatte (Er war seit 1777 Sekretär im Bureau des Staatsministers von Zedlitz und wurde 1784 kgl. Bibliothekar in Berlin), zum Zeugnis, „wie unvergesslich ihm jene Göttingischen

*) Macbeth, ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakespeare. Seinem unvergesslichen Freunde Johann Erich Biester in Berlin gewidmet von G. A. Bürger. Göttingen 1783. 104 S. 8°.







Kommt jetzt ihr Geister alle, die ihr Mordgedanken einhaucht; und entweibt mich hier!

II^r Aufz. I^r Auftr.

Geister, schwarz und weiß und blau, Grün und gelb und donnergrau Quirlt, Quirlt, Quirlt: Was ihr quirlen könnet, quirlt!

IV^r Aufz. VI^r Auftr.

Zu Bette! Zu Bette! Zu Bette! — Sachte!

V^r Aufz. I^r Auftr.

Illustrationen zu Bürgers Macbeth-Übersetzung.

Gestochen von Chodowiecki.

Stunden seien, da sie sich zusammen mit einer Art andächtigen Entzückens des grössten Dichter-Genius freuten, der je gewesen ist und sein wird".

Bürger richtete auch bei dieser Übersetzung sein Hauptaugenmerk auf die sprachliche Form. Er begreift nicht, wie sich die Leute mit der „schlaffen, wackelnden" Sprache der bisherigen Übersetzungen behelfen können. „Da müssen lauter Stahlfedern sein, die an Ohr und Herz schnellen, dass man's fühlt." Stellenweise ging er in seinen gutgemeinten Absichten unstreitig zu weit. Doch halten wir es für zuviel gesagt, wenn ein neuerer Litterarhistoriker behauptet, dass er „das grauenhaft Furchtbare (?) bis zum fratzenhaft Grässlichen" getrieben habe, und dass er in den Hexengesängen „alles was seine Phantasie nur Abstossendes und Ekelerregendes aufjagen konnte, mit beklagenswertem Kunstgeschick zusammenhäufte, gleich als wollte er die Muse Shakespeares, die selbst bei solchen äussersten Wagnissen sich immer noch enthaltsam zeigt, durch das Aufgebot aller Widerlichkeiten recht gründlich beschämen." Bürgers unübertroffene Sprachgewandtheit hat sich im Gegenteile gerade in dieser Arbeit wiederholt bewährt.*)

---

*) Die eigentümliche Gewalt der Bürgerschen Diktion tritt besonders in den Hexenscenen hervor, deren gelungenste (IV, 1) wir unter gleichzeitiger Herbeiziehung des englischen Originales, sowie der Schillerschen und der Schlegel-Tieckschen Übertragung hier folgen lassen:

Shakespeare (IV. 1).

1 Witch:
Thrice the brinded cat hath mew'd.
2 Witch:
Thrice and once, the hedge-pig whin'd.
3 Witch:
Harpier cries: — 't is time! 't is time!
1 Witch:
Round about the caldron go;
In the poison'd entrails throw. —
Toad that under cold stone,
Days and nights has thirty-one;
Swelter'd venom sleeping got,
Boil thou first i'the charmed pot!
All:
Double, double toil and trouble;
Fire burn, and caldron bubble.
2 Witch:
Fillet of a fenny snake,
In the caldron boil and bake;
Eye of newt, and toe of frog,
Wool of bat, and tongue of dog,
Adder's fork, and blind-worm's sting,
Lizard's leg, and owlet's wing, —

Von seinen Abweichungen in der Scenenfolge sagt der Dichter selbst, dass sie hoffentlich kein Kirchenraub seien. Sei dieser Tempel (Shakespeare) doch so voll, dass viel fehlen könne,

---

For a charm of powerful trouble,
Like a hell-broth boil and bubble.

All:

Double, double etc.

3 Witch:

Scale of dragon; tooth of wolf;
Witches mummy; maw and gulf
Of the ravin'd salt-sea shark:
Root of hemlock digg'd i'the dark;
Liver of blaspheming jew;
Gall of goat, and slips of yew:
Sliver'd in the moon's eclipse;
Nose of Turk, and Tartar's lips:
Finger of birth-strangled babe
Ditch-deliver'd by a drab, —
Make the gruel thick and slab:
Add thereto a tiger's chaudron
For the ingredients of our caldron.

All:

Double, double etc.

2 Witch:

Cool it with a baboon's blood,
Then the charm is firm and good.

Bürger (IV. 1).

1. Hexe:

Dreimal hat der Kater miaut!

2. Hexe:

Dreimal schrie das Leichhuhn laut!

3. Hexe:

Dreimal hat der Frosch geköckert,
Und der schwarze Bock gemeckert!
Urian ruft, 's ist Zeit jetzunder.

1. Hexe:

Trippelt, trappelt, Tritt und Trott
Rund um unsern Zauberpott!
Werft hinein den Hexenplunder!
Erst den Kellerlork, der tief
Mondenlang im Winkel schlief,
Und von Gift geschwollen quappelt.
Husa! Wie er zuckt und zappelt!

Alle:

Lod're, brodle, dass sich's modle,
Lod're, Lohe, Kessel, brodle!

2. Hexe:

Schlangenbrut aus Sumpf und Moor,
Rattenschwanz und Mäuseohr,
Krötenlaich und Natterzunge,
Eulenaugen, Hundelunge,
Molchsgedärme, Raupenquark.
Rabenherz und Tigermark,
Wolfsgebiss und Drachenschuppe,
Kocht zur heissen Höllensuppe!

Alle:

Lodre, brodle etc.

3. Hexe:

Teufelsdreck und Hexentalg,
Skorpion und Otternbalg,
Tollkraut, Eibenreis, so mitten
In Walpurgisnacht geschnitten,
Eines Lästermauschels Hals,
Türkenhirn und Taternschmalz,
Armer Jungfernkinder Finger,
Heimlich abgewürgt im Zwinger,
Kocht zu zähem Brei, bis man
Ihn wie Faden haspeln kann
Würgt mit Distelstich und Nessel
Endlich noch den Zauberkessel!

Alle:

Lod're, brodle etc.

2. Hexe:

Nun halt an mit Tritt und Trott,
Tripp und Trapp um unsern Pott!
Abgekühlt mit Blut vom Zwerge
Gar und gut ist die Latwerge.

ohne dass man es vermisse. Zudem habe er ja nichts vernichtet, sondern nur einiges im Schatzkasten zurückgelassen, woraus jeder, welchem an diesem nicht genüge, nach Belieben nachholen

---

Schiller (IV. 2).

1. Hexe:
Um den Kessel schlingt den Reihn,
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte Du, die Nacht und Tag
Unter'm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift sog ein,
In den Topf zuerst hinein!

Alle Drei:
Rüstig! Rüstig! nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

1. Hexe:
Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt auf unserm Heerd!
Froschzeh'n thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eidechspfoten, Eulenflügel,
Zaubers halber, werth der Müh'
Sied' und koch' wie Höllenbrüh'!

Alle:
Rüstig! Rüstig! etc.

1. Hexe:
Thut auch Drachenschuppen dran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräss'gen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz, zur finstern Stund'
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall',
Eibenzweige, abgerissen
Bei des Mondes Finsternissen,
Türkennasen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben!
Mischt und rührt es, dass der Brei
Tüchtig. dick und schleimicht sei!
Werft auch, dann wird's fertig sein,
Ein Gekrös vom Tiger drein!

Alle:
Rüstig! Rüstig! etc.

1. Hexe:
Kühlt's mit eines Säuglings Blut!
Dann ist der Zauber fest und gut.

Schlegel-Tieck (IV. 1).

1. Hexe:
Die gelbe Katz' hat dreimal miaut.

2. Hexe:
Ja. und einmal der Igel quiekt.

3. Hexe:
Die Harpye schreit: — 'S ist Zeit.

1. Hexe:
Um den Kessel dreht euch rund,
Werft das Gift in seinen Schlund.
Kröte, die im kalten Stein
Tag' und Nächte, dreimal neun,
Zähen Schleim im Schlaf gegohren,
Sollst zuerst im Kessel schmoren!

Alle:
Spart am Werk nicht Fleiss noch Mühe,
Feuer sprühe, Kessel glühe!

2. Hexe:
Sumpf'ger Schlange Schweif und Kopf
Brat' und koch' im Zaubertopf:
Molchesaug' und Unkenzehe,
Hundemaul und Hirn der Krähe;
Zäher Saft des Bilsenkrauts,
Eidechsbein und Flaum vom Kauz:
Mächt'ger Zauber würzt die Brühe,
Höllenbrei im Kessel glühe!

Alle:
Spart am Werk etc.

könne. „Von meinen armen Zuthaten," fügt er bei, „ist nichts zu sagen, als der Wunsch, dass es keine Bettlerflicken auf dem Shakespearischen Purpurmantel sein mögen. Besonders viel that sich Bürger auf seine Änderungen in der Sterbescene der Lady Macbeth zu gute, die ihm bei Shakespeare „so kurz weg" zu sterben schien. Er liess sie erst ein bischen zappeln, „dass einem die Haare dabei zu Berge stehen". Der Absatz des Büchleins war jedenfalls kein schlechter, denn ein Jahr später veranstaltete der Verleger eine zweite Auflage.*) Ob Bürgers Macbeth-Übersetzung auch über die Bretter gegangen sei, können wir nicht mit Sicherheit angeben; es ist jedoch wahrscheinlich, da das Stück sonst schwerlich der „Theatralischen Sammlung", welche seit 1790 in Wien erschien, einverleibt worden wäre.**)

* * *

Die Beschäftigung mit Macbeth rief in Bürger den oft genährten Gedanken, sich als dramatischer Dichter zu versuchen, von neuem wach. Schon in einem Briefe vom 13. November 1773 spricht er von dem Plane einer bürgerlichen Tragödie. Alles, was die Natur in Schrecken setzen könne, solle darin angebracht werden, in ganzen Scenen solle nicht ein Wort gesprochen werden — „und doch sollt ihr Erdensöhne davor niedertaumeln!" „Genius! Genius Shakespeares!" rief Bürger damals aus, „gieb

---

3. Hexe:
Wolfeszahn und Kamm des Drachen,
Hexenmumie, Gaum und Rachen
Aus des Haifisch scharfem Schlund;
Schierlingswurz aus finsterm Grund;
Auch des Lästerjuden Lunge,
Türkennas' und Tartarzunge;
Eibenreis vom Stamm gerissen
In des Mondes Finsternissen;
Hand des neugebornen Knaben,
Den die Metz' erwürgt im Graben,
Dich soll nun der Kessel haben.
Tigereingeweid hinein
Und der Brei wird fertig sein.

Alle:
Spart am Werk etc.

2. Hexe:
Abgekühlt mit Paviansblut,
Wird der Zauber stark und gut.

*) Zweyte Auflage. 136 S. in 16°.

**) Theatralische Sammlung. 53. Bd. Wien bei Joh. Jos. Hahn, 1794 (Göttingen 1784): „Macbeth von Bürger".

mir Kraft, das Ziel zu erfliegen!“ Im Januar 1776 verlangt er von Boie Plutarchs Lebensbeschreibungen, da er ein Sujet auf dem Korne habe, „das sich sehr für den gegenwärtigen Ton der Freiheit schicken werde.“ Boie, welcher der irrigen Meinung lebte, dass in Bürger ein grosses dramatisches Talent stecke, eiferte ihn an, seine Ideen aufs Papier zu bringen. Seine Verbindungen mit Brockmann, Schröder und der Ackermann gestatteten ihm, dem Dichter 150—200 Thaler für ein zu lieferndes Stück zuzusichern. In der That wissen wir, dass sich Bürger lange Zeit mit dem Gedanken trug, ein der Ballade von des Pfarrers Tochter von Taubenhain ähnliches Sujet dramatisch zu behandeln. Als daher Wagners „Kindesmörderin“ auf die Bühne kommt, frappirt ihn der Titel sehr, weil er fürchtet, er sei ihm zuvorgekommen. Habe doch auch Lenz in seinen „Soldaten“ jüngst viele Situationen „ordentlich aus seiner Seele abgeschrieben“. Da Sprickmann auch eine Kindsmörderin dichtet, wird Bürger immer ängstlicher, obwohl ihm Boie versichert, dass man sie alle übertreffen könne. Er erkennt zwar aus der Lektüre des Wagnerschen Stückes, dass es sich darin um eine ganz andere Idee handelte, als ihm am Herzen lag, liess jedoch seinen Plan fallen und wir hören nichts mehr davon. Als er die Hexenscenen des Macbeth bearbeitet, meint er, wenn er Gelegenheit hätte, ein gutes Theater öfter zu besuchen, so liesse er sich wohl einmal vom Teufel verleiten, auch ein Schauspiel „zu zeugen“; er denkt damals oft an eine Bearbeitung des Lear. Aber er hatte wenig oder gar keine Einsichten in die Schauspielkunst und keine Kenntnis des Theaters. Was wollte er nicht darum geben, wenn er noch einmal in seinem Leben so glücklich würde, in einer Stadt zu wohnen, wo nur bisweilen Schauspiele zu sehen wären! Noch gelegentlich der Drucklegung des Macbeth schreibt er an Dieterich, dass er bald im Original ein Drama fertig habe — aber es ist keine Spur desselben auf uns gekommen. Bürger selbst sagte später, er halte es nicht für ausgeschlossen, dass in diesem Fache Hopfen und Malz an ihm verloren sei.

Im Mai 1781 liess Bürger im Göttingischen Magazin der

Wissenschaft und Litteratur*) die Ankündigung einer freien Bearbeitung von „1001 Nacht" veröffentlichen, welche bei Dieterich erscheinen sollte. Er hatte sich mit diesem Plane insgeheim bereits seit einem Jahre beschäftigt, kam aber bald nach der Anzeige wieder davon ab, weil Voss zu derselben Zeit seine (1781—1785 in 6 Bänden erschienene) Übersetzung des Galland anzeigte. Obwohl Voss übersetzte, während er frei bearbeiten wollte, und obwohl sich für seine Unternehmung bereits eine beträchtliche Anzahl von Subskribenten gefunden hatte, schob er das Erscheinen des ersten Bandes immer mehr hinaus, und die Sache schlief endlich ganz ein. Acht Jahre später (1789) fragte der bekannte Schwankdichter A. F. E. Langbein bei Bürger an, ob er seine Absicht noch auszuführen gedenke oder nicht? Im letzteren Falle wolle er selbst sich derselben bemächtigen. Des Dichters Antwort auf diesen Brief, die vom 12. Oktober 1789 datiert war, ist uns nicht erhalten. An eine Einhaltung seines Versprechens dachte er wohl damals nicht mehr, Langbein aber hat sich mit der Bearbeitung einzelner Erzählungen der grossen arabischen Sammlung begnügt.

In demselben Jahre beschäftigte sich Bürger eine Zeit lang mit einer Bearbeitung von Rollenhagens Froschmäusler, zu welcher er durch seinen Arzt Gramberg angeregt worden war. Dieser schlug ihm am 22. Mai vor, eine saubere, korrekte Ausgabe dieses Werkes zu veranstalten, das mit einer Biographie Rollenhagens eingeleitet werden sollte. Der Charakter des Werkes sollte möglichst beibehalten, nur wo es notwendig sei, die Diktion etwas modernisiert werden. Bürger gefiel der Plan, und er wendete sich sogleich an Professor Dieze in Göttingen, um Nachrichten über die in der dortigen Bibliothek vorhandene Rollenhagen-Litteratur einzuziehen. Gramberg sandte ihm zwei Ausgaben des Froschmäuslers, nebst einem Aufsatz über Rollenhagen und einem Avertissement des Unternehmens, zu welchem der

*) Herausgegeben von Lichtenberg und Georg Forster. II. Jahrg. 2. Stück. S. 300—308.

Buchhändler Cramer in Bremen gewonnen wurde. Bürger stellte ihm bald die ersten Proben zur Verfügung, und Gramberg glaubte sich versprechen zu können, dass er dem Publikum „in dem Rollenhagio redivivo ein unerwartetes neues phaenomenon und ein Meisterstück“ liefern werde. Aber von der Stunde an hörte Gramberg trotz wiederholter Mahnungen nichts mehr von der Arbeit, an welche Bürger anfangs mit solchem Eifer gegangen war. Im Februar 1789 hat er schon alle Hoffnung aufgegeben und bat Bürger nur, ihm die zwei Editionen des Froschmäuslers, die er ihm einst geliehen, zurückzusenden, weil sie nicht ihm gehörten. Doch auch nun erhielt er von Bürger keine Antwort, weshalb sich Gramberg ein Jahr später abermals genötigt sah, an ihn zu appellieren. Der Dichter, welcher kurz vorher zum dritten Male geheiratet hatte, und an ganz andere Dinge als an den Froschmäusler dachte, musste sich nun endlich doch zu einem Briefe an den Freund aufraffen, in welchem er ihm schildert, wie sehr ihn seine Faulheit im Briefschreiben unglücklich mache. Die Froschmäusler sendet er ihm zurück, aber den Aufsatz kann er mit dem besten Willen nicht wieder finden. „Der Himmel möge wissen, in welchem Bücher- und Skripturen-Kasten der stecke!“

Die Fragmente, welche Reinhard aus dem Nachlasse mitteilte, umfassen ungefähr 100 Verse, wovon die eine Hälfte auf den Prolog, die andere auf das Stück: „Von Bröseldiebs, des Mäusekönigs Sohns, Kundschaft bei dem Froschkönig“ entfallen.

Zu keinem besseren Resultate führten die Unterhandlungen, welche Bürger 1782 mit dem Freiherrn Eberhard Friedrich v. Gemmingen behufs Herausgabe von dessen Gedichten pflog. Dieser sehr mittelmässig begabte Poet (geb. 1726, † 1791 als Regierungspräsident zu Stuttgart), der vor Bürger die Hofrätin Listn besungen hatte, und dessen „poetische und prosaische Stücke“ schon 1769 Zachariae herausgegeben hatte, scheint auf eine neue Ausgabe derselben später verzichtet zu haben. Bürger aber konnte mit Recht an F. L. W. Meyer schreiben: „Dem Ochsen gab die Natur Hörner, den Vögeln gab sie Flügel . . .

uns aber gab sie das Talent, Ankündigungen und Vorreden ohne Bücher zu machen.“ In demselben Jahre wendete sich auch noch der Berliner Verleger Christian Friedrich Himburg, mit welchem Bürger einst wegen der Übersetzung Ossians ein Abkommen getroffen, an ihn mit dem Vorschlag, Miltons „Verlorenes Paradies“ für ihn zu übersetzen, auf welchen der Dichter indes nicht einging.

Gottfried August Bürger.

Nach einer Silhouette in Ernst Kroker „Die Ayrerische Silhouettensammlung" (Leipzig, Dieterich 1899).

Dritter Teil.

Bürger in Göttingen.

1784—1794.

XXII.

Übersiedlung und zweite Ehe.

1784—1786.

Bürgers Entschluss, sich der akademischen Laufbahn zu widmen — Erlangung der venia legendi — Tod des jüngsten Kindes — Übersiedlung nach Göttingen und Beginn der Vorlesungen — Brunnenkuren — Vermählung mit Molly — Kurzes Eheglück — Mollys Tod — Verzweiflung — Trennung von den Kindern — Ausländische Anträge — Freunde und Exkursionen.

Nachdem Bürger seine Demission als Amtmann gegeben, stand in ihm der Entschluss fest, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, von der er sich anfangs — ebenso wie seiner Zeit von der Beamtenschaft — mehr erwartet zu haben scheint, als sie rechtfertigte. Nach einer resultatlosen Bitte an den Geh. Rat v. Hardenberg-Reventlow, ihm zu einer Stelle an einer Universität zu verhelfen, wandte sich der Dichter im April 1784 an den ihm gleichfalls wohlgesinnten Philologen Christian Gottlob Heyne, der seit 1763 ordentlicher Professor an der Universität Göttingen war, mit der Frage, ob es denn für ihn nicht möglich wäre, bei der philosophischen Fakultät daselbst unterzukommen? Seine Lehrthätigkeit will er, abgesehen von der Philosophie, auf deutsche Geschichte, deutsches Staatsrecht, deutsche Litteratur und Sprache — kurz auf alles, was deutsch heisst, ausdehnen.

Damals lebte Dorette noch, und wiewohl schon kränkelnd, war ihr Zustand noch nicht ernstlich Besorgnis erregend. Bürger dachte daher, seine Frau mit der Familie auf dem Lande zu lassen, selbst dagegen in Göttingen bei seinem Verleger Dieterich

Wohnung zu nehmen, dem er als Äquivalent für Logis und Verpflegung 300 Reichsthaler von dem Honorar als Herausgeber des Musen-Almanachs nachlassen will. Diesem hofft er in der Folge mehr Sorgfalt zuwenden zu können als bisher, und er will für Dieterich ausserdem noch manche andere Arbeit vollenden.

Bürger war sich der Schwierigkeiten, die ihm bei der Ergreifung seines neuen Berufszweiges hinderlich im Wege standen, wohl bewusst, und fragte daher Heyne, ob die Fakultät vor der Abhaltung eines Kollegs an den Dozenten die Anforderung stelle, dass er sich einem Magisterexamen und einer Disputation unterziehe, ob er den Titel eines Professors, fürs erste ohne Gehalt, erlangen könne u. a. m. — Heyne nahm sich des Dichters in der freundlichsten offenherzigsten Weise an, und glaubte ihm nicht verhehlen zu dürfen, dass er in den von ihm gewählten Fächern in Schlözer und Spittler starke Rivalen habe; das Juristische Fach sei ihm mehr zu empfehlen, als die Philosophie. Was die Anforderungen der Fakultät betreffe, so weist er ihn an den derzeitigen Dekan Prof. Kästner, eventuell an das Ministerium, bei welchem er später um die venia legendi anzusuchen habe. Vom Professorentitel sei vorläufig nicht die Rede. Heynes freundliches Schreiben war trotzdem geeignet, Bürger Mut zu machen; doch wollte er von der philosophischen Fakultät nicht ablassen. „Die Jurisprudenz," antwortet er ihm, — „ich meine die gemeine, gewöhnliche, und so wie sie freilich am ergiebigsten ist, scheint mir unter uns ein des Menschen gar zu unwürdiges Studium zu sein. Es ist eine Gelehrsamkeit, die kaum bis an die Stadt- oder Landesgrenze dafür gelten kann. Ueber dieselbe hinaus ist sie Stroh. Es müsste denn anders einer, der z. B. den Staatskalender auswendig weiss, auch ein Gelehrter zu heissen verdienen. Zwar kann Jurisprudenz allerdings auch bis zum Wissenschaftlichen empor veredelt werden; aber alsdann — dürfte sie auch noch weniger als irgend ein anderes Studium einbringen. Selbst ein Montesquieu würde weniger Zuhörer als der alltäglichste Pandekten-Ritter haben." In der Geschichte vertraut er trotz der Konkurrenz auf seinen

Trieb, Mut und Fähigkeiten. „Das Feld ist hier auch so gross: es liegen der Ähren so viele und Alles können jene Männer doch nicht auflesen. Sollten sie auch in Ansehung des Reichtums der Kenntnisse höchst schwer oder nie von mir einzuholen sein, so dächte ich, wollt ichs doch in Ansehung der historischen Kunst bald mit ihnen aufnehmen“ .... „Ich ziehe allgemeines und besonderes Völker- und Staats-, auch deutsches Fürstenrecht mit in meinen Plan, worin doch gleichwohl Pütter, der alt ist, jetzt nur der einzige bei der Universität zu sein scheint. Kurz, ich trachte lediglich ein deutscher Professor zu werden; das ist alles das zu lernen und zu lehren, was jedem Deutschen von Geburts- und Vaterlandswegen zu lernen interessant sein muss.“

Betreffs des abzulegenden Examens und der Disputation wendete er sich an Abraham Gotthelf Kästner, dem er auseinander setzt, dass er sich desselben gegenwärtig aus Sparsamkeitsrücksichten gerne entschlagen möchte; er wolle dafür sogenannte Specimina eruditionis verfassen, welche geeignet seien, seine Kapazität in das richtige Licht zu setzen. Auf solche „Schellen“ werde vorzüglich gehört, und die Kuratoren der Universität liessen sich durch nichts mehr rühren, als durch solchen „blauen Dunst“. Später wolle er dann das Versäumte nachholen. Kästner antwortete ihm umgehend, dass es nur eines Gesuches an ihn, als den Dekan, sowie eines solchen an die Philosophische Fakultät der Universität bedürfe, doch habe er als Dozent nur das Recht, „gratis und frustra zu lesen“ i. e. privatim, für ein honorarium, nicht publice, was nur den Professoren zustehe. Bürger folgte der Weisung, sein Gesuch wurde genehmigt, und ihm vorläufig bis Ostern 1785 die Erlaubnis zu lesen erteilt.

Nebenbei wollte der Dichter durch Privatunterricht etwas verdienen. Er getraut sich, Schüler in Philosophicis, in manchen Teilen der Geschichte und in deutscher, lateinischer und englischer Sprache, später wohl auch im Italienischen, Spanischen und Griechischen zu unterrichten, da es ihm in den letztgenannten Sprachen gegenwärtig nur an der genaueren Kenntnis fehle.

Mit Dorettens zunehmender Krankheit wurde Bürgers Situation

bedenklicher, und er sah Anfangs Juli ein, dass seines Bleibens in Gelliehausen nicht mehr länger sein könne. Er müsse anfangen Kollegien zu lesen, wenn anders er nicht verhungern wolle. Er benutzte den darauffolgenden Sommer, um seinen ganzen bisherigen Haushalt aufzulösen, und alle „überflüssigen, ihm beschwerlichen Poltereien" zu verauktionieren.

Am 12. August starb das Kind, dem Dorette kurz vor ihrem Hinscheiden das Leben geschenkt; als man bald nach seiner Geburt erkannte, dass es zu schwach sei, um emporkommen zu können, hatte Bürger nur mehr den Wunsch, „dass Gott den armen leidenden Wurm nun auch zu seiner Ruhe hinnehmen möge, da es ja doch nie eine Mutter kennen lernen sollte". Es starb $3^1/_2$ Monate alt.

Seine ältere Tochter Marianne Friederike, welche damals 16 Jahre zählte, gab er bald nach Dorettens Tode zu seinem Schwager Elderhorst nach Bissendorf in Kost, bei welchem auch Molly das Trauerjahr nach Dorette zu verbringen gedachte.

Zu Michaelis 1784 zog Bürger endlich nach Göttingen in das Haus seines Freundes und Verlegers Dieterich. Er fing nun an „mit gutem Beifalle", wie er selbst sagt, Collegia zu lesen, wobei er sein hinlängliches Auskommen fand. Die Aufregungen der letzten Zeit waren jedoch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, seine Gesundheit hatte unter den continuierlichen Anstrengungen erheblich gelitten, sein Seelenzustand wurde grämlich, seine Laune schlecht. Briefe schrieb er vollends gar nicht mehr. „Ach Elisa," bemerkt er in einem der wenigen, die aus jener Zeit datiert sind, zu Elisa v. d. Recke, „was für ein hässlicher, unfreundlicher Bär bin ich fast diesen ganzen Winter über gewesen! Auch träge, schwerfällig und dumpf, und stumpf, wie ein grönländischer Bär, sowohl an Leib als auch an der Seele". Zu Ostern war sein Gesundheitszustand bereits ein so schlechter, dass er genötigt war, das Kollegienlesen wieder aufzugeben; er sah ein, dass er sich von selbst schwerlich erholen werde, und reiste daher zu Beginn des Sommers zu einer gründlichen Kur nach Bissendorf, um seinen Schwager Elderhorst, sowie Molly

und seine Tochter zu besuchen; von dort begab er sich nach Pyrmont und Meinberg (in Lippe-Detmold), um Brunnen und Bad zu brauchen, wie er jedoch im Herbste 1785 in einem Briefe an eine junge Dichterin gesteht, „ohne etwas, das sonderliches Aufhebens wert wäre, an Gesundheit zu ertrinken und zu erbaden". Seine Resignation spricht sich in den Versen aus, mit welchen er die Nymphe des dortigen Bades bedenkt:

„Preis, Nymphe, Dir! Dein Kraftquell sieget oft,
Wenn Aussenglut den derben Bau umlodert.
Doch tröste Gott den Hausherrn, der noch hofft,
Sobald der Kern in Schwell' und Ständer lodert."

Die einzige kurze Epoche eines ungetrübten Glückes, welche das freudenleere Dasein Bürgers unterbricht, fällt in das Jahr 1785, das sie jedoch nur zur Hälfte ausfüllt. Es ist die Zeit der Ehe Bürgers mit Molly.

Am 27. Juni 1785 wurden zu Bissendorf im Hannöverschen „Herr G. A. Bürger, Dichter und Lehrer des teutschen Stils zu Göttingen und Demoiselle Auguste Marie Wilhelmine Eva Leonhart" getraut. Die Neuvermählten kehrten zu Michaelis 1785 nach Göttingen zurück. Bürger vermochte an die Wahrheit, die Realität seines Glückes kaum zu glauben, und zweifelnd mag er sich oft gefragt haben, ob nicht all' dies ein Traum sei. In dem „Hohen Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung", dem Gesange, in welchem er zwei Jahre nach Mollys Tode alle seine Gefühle für die „Ganzvermählte seiner Seele" niederlegte, und den er selbst für das vollendetste hielt, was er geschaffen, heisst es:

„Ist es wahr, was mir begegnet?
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen segnet
Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerstört?

Darf ichs glauben, dass die Eine,
Die sich selbst in mir vergisst,
Den Vermählungskuss mir küsst?
Dass die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist?"

Bürgers Stimmung, ja selbst seine Gesundheit besserte sich zusehends, woran jedoch die fortgesetzten Kuren unschuldig waren; er wusste, dass er es nur ihr danke, wenn sein fast ganz hin-

welkendes Leben nunmehr allmählich wieder aufzugrünen und zu blühen anfange. Er glaubte über alle weiteren Wünsche erhaben zu sein, da er sie, „die seit zehn oder zwölf Jahren nach einem ihm unerklärbaren Verhängnis das Unglück seines Lebens geworden war", nun seine Gattin nannte.

Die Sorgen und Kosten der neuen häuslichen Einrichtung waren bald überstanden, und man sah nun einer angenehmeren, gemächlicheren Zukunft entgegen, als die kummervolle Vergangenheit gewesen. „Was herzinnige, unwandelbare Liebe zum Glücke unseres Lebens nur irgend beitragen kann, das wird sie gewiss hergeben," meinte der Dichter, „und unser notdürftiges Auskommen werden wir gewiss auch finden, wenn wir nur gesund bleiben." Denn ob er gleich zur Zeit nicht Professor sei, — was er indessen bald zu werden hofft — so denke er doch durch Lesen und Schreiben so viel zu verdienen, dass es ihnen an dem Notwendigen nicht leicht fehlen solle. Sein kleines liebes Weib sei eine gute und fleissige Hauswirtin, was hoffentlich nicht wenig dazu beitragen werde, ihm auf den grünen Zweig wieder hinaufzuhelfen, von welchem er durch so mancherlei Stürme seines vorigen Lebens heruntergeschüttelt worden.

Dass sie eine gute Wirtin war, darüber ist kein Zweifel. Nach geschehener Einrichtung blieben den jungen Eheleuten gerade noch 6 Louisd'or übrig, und mit dieser „Kleinigkeit" und dem wenigen, was Bürger damals als Privatdozent und durch seine Schriften verdiente, reichten sie von Anfang Oktober bis Weihnachten, ohne Schulden zu machen! Sie hatten aber auch nur eine einzige Magd, „lebten still und häuslich miteinander hin", und befanden sich dabei „ungemein wohl" — ein Ausdruck, den Bürger in keiner anderen seiner mannigfaltigen Lebenslagen gebraucht hat. Trotz ihrer von Natur aus zarten Konstitution und ihrer hohen Schwangerschaft besorgte Molly die Küche selbst, und Bürger hebt es seiner liederlichen dritten Frau gegenüber rühmend hervor, dass sie auch „alle Fenster- und Bett-Gardinen, sowie Überzüge über Kanapee und Stühle mit eigenen Händen nähte", während die Magd ihr zur Seite spann.

Am 25. Dezember 1785 schenkte Molly ihrem Gatten eine vor der Hochzeit empfangene Tochter, welche nach der Mutter den Namen Auguste (Anna Henriette Ernestine) erhielt. Bürger that es auch diesmal leid, dass es kein Sohn war.

Unerwarteter, rascher als Dorette wurde Molly am 15. Tage nach ihrer Entbindung, den 9. Januar 1786, von demselben „grausamen, unüberwindlichen" hektischen Fieber dahingerafft, dem ihre Schwester kaum zwei Jahre früher erlegen war. Molly stand im 28. Jahre. Worte vermögen nicht den Schmerz Bürgers über diesen Verlust begreiflich zu machen. „Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer", heisst es in dem Tags darauf ausgegebenen Partezettel. Er glaubte diesen Schicksalsschlag nicht überdauern zu können. Monatelang vermochte er keinen Augenblick den düsteren Erinnerungen zu entgehen. Am 2. März schreibt er an Friederike Mackenthun: „Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen aufhören, mich zu umflattern? Und wann wird eine jede derselben zu matt werden, um nicht mein Herz schmerzhaft zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? O ich müsste alles, alles um mich her, ich müsste mich selbst und meinen eigenen Namen vergessen, ich müsste aufhören, der zu sein, der ich bin, wenn ich ihrer vergässe, ach ihrer, der ich seit länger als zehn kummervollen Jahren Tag und Nacht — Tag und Nacht! — mit immer gleich heisser, verzehrender Sehnsucht nachseufzte, so dass die Jugendblüthe meines Körpers sowohl als meines Geistes vor der Zeit darüber hinwelkte, ihrer, die endlich, endlich so ganz die Meine ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurückrief und in den lichten Freudenhimmel emporzuheben anfing, und nun so schnell auf einmal mir entschwindet, mich mitten auf den Stufen des Aufgangs fahren und noch tiefer in die ewige Nacht zurücksinken lässt. Ach ich liebte sie so unermesslich, so unaussprechlich dass die Liebe zu ihr nicht bloss der ganze alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien ..."

Seinem Freunde Boie schildert er die Verstorbene in enthu-

siastischer Weise: „Ach liebster Boie, ich sage es ja nicht allein, dass sie eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechtes war. Könntest Du die Stimmen auch der gleichgiltigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachteil ausfallen. Hat jemals die schönste Weiberseele sich in entsprechender Leibesgestalt sichtbarlich offenbart, so war es bei ihr geschehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz alles, alles an ihr müsste es jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrloset war, verrathen, wes himmlischen Geistes Kind sie war ..... Niemand nehme sichs heraus, mir zu sagen: Bürger, sei ein Mann! Ich denke, ich bin einer; und zwar ein ganzer Mann, der ich so was und noch so zu tragen vermag, als ichs wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem so schön, so frühlingsmässig blühten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. Aber wer anders als nur der todte Gränzpfahl im Felde, kann eine solche Szene der Verwüstung gleichgültig ansehn lernen, wenn gleich der erste Schmerz der Verzweiflung sich bald genug austobt? Welcher Mensch, der ein Herz von Fleisch und nicht von Stein hat, kann wieder ebenso fröhlich und in seinem Gott vergnügt dabei essen, trinken, schlafen und hantieren, als da noch alles rings umher unversehrt blühte und duftete? Man wälzt sich ja freilich, nach wie vor, aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der tausendste merkt es kaum, was und wieviel einem fehlt. Aber — „— „doch wozu noch viel Worte? — Hin ist hin! verloren ist verloren! Das ist die Hauptsumme von allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich matt und kraftlos wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen, nach etwas noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht

mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle traurige Stab noch lange dastehen, nachdem die schöne holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist?“ Und unwillkürlich erinnert er sich zweier Strophen des Horaz, an die er seit zwanzig Jahren nicht gedacht, und die ihm nun „mit ihrem Todesinhalt wie eine Weissagung durch Mark und Bein dröhnen“:

Ah! Te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer! Ille dies utramque
Ducet ruinam. Non ego perfidum
Dixi sacramentum. Ibimus, ibimus
Utcumque praecedes, supremum
Carpere iter comites parati.

„Seit dieser Zeit“ (Mollys Tod), schreibt Bürger in der „Beichte“, „lebte ich einsam und traurig mit sehnendem Herzen!“ Er, der seine Kinder (abgesehen von Emil, welcher nach wie vor bei Friederike blieb), kaum wenige Monate um sich gehabt, sieht sich gezwungen, sich wieder von ihnen zu trennen. „Höchst traurig ist es,“ schreibt der betrübte Dichter, „dass ich meine lieben Küchlein nun von mir entfernen muss. Wann werde ich sie wieder zu mir versammeln können?“ Bei dem Kinde, das ihm Molly einige Tage vor ihrem Tode geschenkt, wurde ihm diese Trennung besonders schwer. Lag ihm die kleine Auguste doch mehr am Herzen, als alle anderen. Die vorigen, sagt er, seien ihm alle, so lange sie nicht älter waren als dieses, ziemlich gleichgültig gewesen, und sie hätten sterben oder wieder aufleben können, ohne dass er sich merklich betrübt oder gefreut hätte. Auguste sei dagegen der einzige noch übrige Trost, die Hoffnung, das Bild der Höchstgeliebten, der Unvergesslichen, die er nimmer, so lange er auch noch lebe, mit Ruhe entbehren lernen werde, nach und nach wieder aufleben zu sehen.“

Er gab das Kind in Kost und Erziehung zu seiner Schwägerin Anna Elderhorst nach Bissendorf; aber kaum war es fort, so quälten Bürger mächtige Vorwürfe, warum er den „theuersten Überrest seiner geliebten Verlorenen“ so weit von sich lasse, ob ihm gleich die Vernunft sagte, dass es dort besser aufgehoben sei, als bei ihm selbst. Mit grosser Besorgnis erkundigte er sich

nach dem Wohlergehen der Kleinen, und seine Dankbarkeit der Schwägerin gegenüber ist in vielen seiner Briefe mit herzlichen Worten ausgesprochen. Er möchte sich dafür ordentlicher Weise in sie verlieben, „wenn dabei nur irgend was herauskäme". Es thut ihm „unbeschreiblich wohl", von allen Leuten zu hören, dass das Kind so hold und lieblich werde. Von Zeit zu Zeit fährt er selbst nach Bissendorf und erquickt sich daran, sein kleines Gustchen laufen zu sehen und stammeln zu hören. „Es ist ein sehr schönes und gesundes Kind," schreibt er, als seine Tochter $1^1/_2$ Jahre alt ist, „unbeschreiblich hold, freundlich und fromm, das lebendigste Abbild seiner verewigten, unvergesslichen Mutter. So ganz ohne Eigensinn, dass ichs in drei Wochen auch nicht ein einziges Mal weinen gehört, oder sonst ungebärdig gesehen habe."

Seine Tochter erster Ehe, Marianne Friederike, von der Bürger sagt, dass sie sich sehr zu ihrem Vorteile verändert habe und ein sehr vielversprechendes Mädchen sei, gibt er nach Mollys Tode zu der seit 1777 verwitweten Frau Professor Erxleben zu Göttingen, der Mutter des späteren Vizekanzlers der Marburger Universität, in Pension. Diese sorgte für ihre Erziehung gleichfalls vortrefflich, da sie, wie wir aus einem Briefe von Bürgers Schwester Friederike wissen, den Dichter liebte und ihn gerne geheiratet hätte. Die Wahrheit der Behauptung Bürgers in der „Beichte", dass ihm die Erziehung Mariannes jährlich gegen 120 Thaler koste, ist angezweifelt worden; jedenfalls liess er sie in allen Fächern, besonders im Französischen, im Englischen und im Zeichnen auf das Sorgfältigste unterrichten.

Obwohl die finanzielle Lage Bürgers nach dem Tode Mollys eine verhältnismässig gute war, glaubte er selbst nicht, dass sie lange so bleiben werde. Mit Molly fehlte ihm nun der Mut zur Thätigkeit; die im Hause kaum eingebürgerte Ordnung drohte zu verschwinden. Bürger war daher nach wie vor einer materiellen Verbesserung nicht abgeneigt, und an Aussichten schien jetzt, wie immer, kein Mangel zu sein. Abgesehen davon, dass ihm Boie eine Zuflucht bei sich in Meldorf anbot, wurde Bürger um

die Jahreswende sogar eine Stellung als Professor in Pressburg (Ungarn) mit einem Jahresgehalte von 600 Gulden angetragen. Aber er war von Anfang an nicht recht geneigt, sie zu acceptieren. Die Besoldung sei nicht eben gross, obwohl das billigere Leben dort in Anschlag gebracht werden müsse. Aber seien 600 Gulden wert, dass man darum Vaterland, Freunde, Verwandte, und sogar Kinder verlasse? Denn diese könne er doch wohl nicht mitnehmen. Seine Schwestern waren sehr gegen den „Marsch nach Ungarn", und sein guter Verleger und Hausherr schien geradezu untröstlich. Er „gnurrt ihm die Ohren so voll", als stände er schon auf dem Sprunge, morgen abzureisen. Dieterich sagte, er wolle „nicht ruhen und nicht rasten, alle seine Patrone in Bewegung zu setzen, und wenn alles nichts hülfe, ihn lieber aus seiner eigenen Tasche salariren als ihn fortlassen." Er bot ihm sogar das Haus, worin Bürger wohnte, zum Geschenke an, und dieser sagt, wenn er ein bischen mehr Unverschämtheit hätte, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, Brief und Siegel über diese „Schenkage" zu erhalten. So viel sei gewiss, dass der alte Knabe mit Leib und Seele an ihm hänge. Fast gleichzeitig wurde Bürger aufgefordert, einen jungen Engländer ins Haus zu nehmen, den er von Brüssel, wohin ihn sein Vater Lord Lisburne selbst begleiten will, abholen soll. Er versprach sich viel von dieser Zerstreuung, nahm jedoch dieses Angebot ebensowenig an, wie das andere, wozu ihn wohl die Bitten seiner Verwandten und Freunde veranlassen mochten. Zwar winkte ihm von Ungarn wie von England ein sicherer Unterhalt, aber er gab auch in Göttingen seine Sache noch nicht verloren. Noch doziere er erst kaum zwei Jahre, er könnte doch einmal Professor werden.

Von seinen Freunden zog sich Bürger in diesen traurigen Jahren immer mehr zurück. An Briefen schrieb er 1786 nur vier, davon zwei an seine Schwägerin Anna Elderhorst, bei welcher er Mollys Tochter untergebracht hatte, die anderen zwei an Boie. In seiner Korrespondenz mit Goekingk findet sich nach Mollys Tode eine Lücke von vier Jahren; nach einer direkten

Veranlassung zu dieser Unterbrechung sucht man vergebens. Dass nicht der Liebesteufel diesmal an seiner Nachlässigkeit im Briefschreiben Schuld sei, glauben wir dem Schwergeprüften gerne, obwohl er versichert, dass er „bisweilen aus Überdruss und langer Weile des Lebens wünschte, dass dieser Teufel an ihm haften möchte". Vom Schreiben hielten ihn vielmehr mancherlei andere Teufel ab, bisweilen der Fleissteufel, dann wieder der Faulheitsteufel, ein andermal der Hypochondrieteufel, nicht selten aber auch der Saus- und Braus- und Schwärmteufel.

Damals wurde er mit dem um elf Jahre jüngeren Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (geb. 1759, † 1840) bekannt, der seit 1785 Professor extraordinarius und Gehilfe an der Bibliothek zu Göttingen war. Bürger nennt ihn einen guten Jungen von Kopf, der, wenn er sich applizieren sollte, für das Theater etwas werden könnte. Hätte er bessere Sprachorgane, so steckte ein vollkommener Schauspieler in ihm. Meyer hat sich durch eine Biographie Schröders einen Namen gemacht. Bürger liebte es, mit ihm in einem burschikosen Tone zu verkehren, wie aus den Briefen ersichtlich ist, die er mit ihm wechselte, als Meyer England, Frankreich und Italien bereiste.

Bisweilen suchte sich Bürger durch kleine Ausflüge zu zerstreuen, die ihn für kurze Zeit vor den Anfechtungen der Melancholie, von denen er seit dem Tode Mollys häufig heimgesucht wurde, bewahrten. Im Frühjahr 1786 besucht er auf einer Reise nach Mainz den berühmten Geschichtsforscher Johannes von Müller (geb. 1752, † 1809), dessen Bekanntschaft er vielleicht schon als Student zu Göttingen gemacht hatte, wo Müller 1769—71 Theologie studierte. Er war damals Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz und sprach dem verzweifelten, kleinmütigen Dichter Vertrauen zu, wofür ihm dieser ein dankbares Andenken bewahrte. Im Herbste machte Bürger wahrscheinlich in Begleitung eines reichen Studenten eine Exkursion nach Gotha, Erfurt, Weimar und Jena. In Frankfurt besuchte er Goethes Mutter, die hiervon in einem Briefe an Friedrich von Stein (vom 25. Mai 1786) berichtet. Allem Anscheine nach wurde er damals

von der „Frau Rath“ Goethe besser aufgenommen, als drei Jahre später von ihrem Sohne.

XXIII.

Lehrthätigkeit.

1784—1789.

Bürgers Stellung an der Universität — Gründe seiner Missliebigkeit bei den Professoren — Reformideen — Die Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen — Erlangung des Doktortitels — Kant-Kollegium — Absicht, Göttingen zu verlassen — Stolbergs und Goeckingks erfolglose Bemühungen.

Bürger sollte auch in seiner neuen Umgebung die Ruhe und Selbstzufriedenheit nicht finden, die er ununterbrochen auf allen Wegen suchte. Er ist, wie Goeckingk sich in der Elegie auf den Tod des Freundes ausdrückt, am Ufer der Leine stets ein Fremdling geblieben, und es ist ihm nicht gelungen, als ebenbürtig in den Kreis zünftiger Gelehrter aufgenommen zu werden, welche an der Universität Göttingen den alten, seit Jahrhunderten überkommenen Zopf weiter flochten.

Als die Ursache dieses neuerlichen Verhängnisses wurde bisher meist die Abneigung der Professoren angesehen, einen Dichter in ihre Mitte aufzunehmen, was bei der Geringschätzung, mit welcher diese „brotlose Kunst“ damals behandelt wurde, gewiss dazu beigetragen haben mag, dass der Dozent Bürger auf keinen grünen Zweig kam. Wir haben verschiedene Zeugnisse dafür, dass Bürger solange er an der Universität lehrte, von den meisten Professoren und Studenten gering geachtet wurde. A. W. v. Schlegel berichtet, dass „mehrere Professoren der berühmten Universität Bürger mit grosser Verachtung begegneten, und von ihm sprachen, wie von einem Ausgestossenen der bürgerlichen Gesellschaft“. Der Historiker C. L. Woltmann, der ihn in der Zeit vom Herbst 1788 bis Frühjahr 1792 und später vom Frühjahr 1793 bis 1794 nahestand, und der

1818 eine Biographie Bürgers schrieb, fand ihn schon bei der ersten Anknüpfung der Bekanntschaft „von dem Tross der Studenten wenig geachtet, nicht sehr von den meisten Professoren". Unter den letzteren verkehrten nur sehr wenige in wahrhaft freundschaftlicher und kollegialer Weise mit ihm. Der Philologe Heyne, der Mathematiker Kästner und Lichtenberg bildeten solche rühmliche Ausnahmen.

Neben dieser Nichtzünftigkeit des Dichters werden auch andere Umstände als Gründe für die missliebige Stimmung der Professoren gegen ihn angeführt. Doch waren diese keineswegs die Ausschlag gebenden, und dienten den Verfolgern des Dichters wohl mehr zur Bemäntelung ihres gehässigen Verhaltens, als sie dieses selbst motivierten. So hatte man gegen seine „sittliche Führung" in den letzten Jahren viel einzuwenden. Ob mit Recht oder Unrecht, können wir nicht entscheiden. Der ältere Schlegel soll vor dem Verkehre mit ihm gewarnt worden sein, und weil er die Warnungen nicht berücksichtigte, als ein halb verlorener Mensch gegolten haben.*) Woltmann dagegen sagt, dass Bürger, seit er zu Göttingen lehrte, „in untadelhafter Stille gelebt habe".

Auch sein „mangelhafter Vortrag" wird tadelnd erwähnt. Das „Lesen" wurde den Professoren allerdings nicht leicht gemacht, denn „weder Ablesen noch Diktieren, sondern nur ein freier, mündlicher Vortrag" fand Beifall; aber wir haben gewichtige Zeugnisse dafür, dass Bürger allen Anforderungen in dieser Hinsicht genügte. Der schon erwähnte Woltmann versichert, dass „auch die dumpfsten Zuhörer eine Anwandlung von Begeisterung empfanden, wenn er auserlesene poetische Stellen mit seiner klangvollen Stimme hersagte, welche insonderheit für lyrische Deklamation, unterstützt von seiner vollendeten Kunst des Versbaues, jede Art des Wohllautes, jede Stärke und Weise in sich vereinigte". Unvergesslich seien ihm die Augenblicke, wenn Bürger, wie auf dem Katheder, so auch im Privatumgang aus dem Reichtume seiner Belesenheit Stellen vortrug, deren

*) A. W. v. Schlegel. Sämtliche Werke. VIII. 68.

Schönheit sie ihm wert machte. Noch überzeugender sind jedoch die Briefe des Göttinger Studenten und Anhängers des Illuminatenordens C. G. Lenz an seinen gleichgesinnten Freund Adolf Friedrich G. Schlichtegroll in Gotha, den nachmaligen Herausgeber des Nekrologs.*) Sein Vortrag, schreibt Lenz, der zu den eifrigsten Hörern von Bürgers unten zu besprechendem Kant-Kolleg zählte, sei über Erwarten gut, deutlich, fasslich, angenehm. Nur bisweilen verfalle er in eine platte unedle Sprache. Zur Erläuterung der Materie liebe er es, häufig Beispiele, ja selbst Allegorien und Bilder herbei zu ziehen, über deren treffliche Wahl die Zuhörer sich nicht genug freuen konnten. „Am Mittwoch", schreibt unser Gewährsmann einmal, „hielt er eine Stunde, in der ich dich gegenwärtig gewünscht hätte. Er übertraf sich selbst. Mit der grössten Wärme und einem schönen Fluss der Rede sprach er von den Vorzügen eines kleinen aber gewissen Besitzes vor den grössten chimärischen Besitzungen und wendete dies auf die Kritik der reinen Vernunft an. Die Resultate der Kritik würden, meinte er, nie die Resultate von Luthers kleinem Katechism verdrängen; denn Unmündige und der grosse Haufen lese und verstehe dies Buch nicht, das ein in seiner Scheide fest verwahrtes Schwert sei und nur von geübten Männern herausgezogen werden könne. Er verglich das Werk ferner mit Ulysses' Bogen, den die Freier der Penelope nicht, sondern der einzige Ulysses spannen konnte. Der Beifall wächst noch mit jeder Stunde. Was seinen Plan betrifft, so will er jede Materie mehr als einmal berühren, indem er den Stoff zuerst aus dem gröbsten arbeitet, um nicht gleich anfangs durch Eingehung in die kleinsten Teile die Übersicht des ganzen zu erschweren, später jedoch auf die Einzelheiten zurückkommen, dieselben ausarbeiten und ihnen die richtige Politur geben".

Mit etwas mehr Recht scheint man Bürger der Trägheit

*) 28 Bde. Gotha, 1791—1806. — Die Briefe herausgegeben von A. Kluckhohn, Archiv für Litteraturgeschichte 12, 83 ff.

beschuldigt zu haben. Wir wissen von seiner Amtsführung als Gerichtshalter her, dass es ihn bisweilen die grösste Überwindung kostete, sich seinen Berufsgeschäften zu widmen, und so dürfte die Kunde seines Unfleisses ihm auch nach Göttingen in die Hörsäle der Universität vorausgeeilt sein. Aus den Briefen des oben erwähnten Studiosus Lenz ist zu entnehmen, dass man schon vor Beginn der Vorlesungen behauptete, dass Bürger als Professor unbrauchbar sein werde, da ihn nur die Noth antreibe, thätig und nützlich zu sein. Friedrich Schlegel, der Bürger überhaupt mit seinem Hasse verfolgte, gebraucht „Bürgersche Trägheit" wie sprichwörtlich. „Wer immer warten wollte, bis die Begeisterung vom Himmel käme, würde endlich in Bürgersche Trägheit versinken", schreibt er 1795.

Mehr als alles dies trug jedoch Bürgers eigenes Vorgehen dazu bei, ihm die Sympathien seiner neuen Berufsgenossen von vornherein zu entziehen. Er hat zum grossen Teile selbst das Missgeschick heraufbeschworen, welches ihn auf den eben erst eingeschlagenen Bahnen verfolgen sollte. Der Privatdozent, der seine Stellung noch nicht gesichert hatte, beging entschieden eine Unbesonnenheit, indem er es versuchte, einem neuen Geiste, der mit dem an der Universität Göttingen gepflegten direkt im Widerspruch stand, Eingang verschaffen wollte. So gutgemeint seine Reformen waren, und wie wenig kollegial und freundschaftlich sich die anderen akademischen Lehrer gegen ihn benahmen, so hat Bürger doch durch sein ganzes Auftreten wenig Lebensklugheit verraten. Nicht mit Unrecht bemerkt A. W. v. Schlegel, dass es in Deutschland kaum eine andere Stadt gebe, wo man Bürgers Bestrebungen in dem Grade verkannt und verachtet hätte, wie in Göttingen. Mehr als an den übrigen deutschen Universitäten hatte hier die juristische Fakultät das ausgesprochene Übergewicht über die anderen erlangt. Sie hatte unter ihren Vertretern grosse Zierden der Wissenschaft aufzuweisen und ihr gehörten mehr als die Hälfte der Studenten an, während die übrigen Disziplinen, insonderheit die Sprachstudien, von Professoren und Hörern ver-

nachlässigt wurden. Zur Philosophie bekannten sich in Göttingen zu Bürgers Zeit kaum $^1/_9$ oder $^1/_{10}$ der Studenten, und selbst der Ordinarius Heyne las ein Kollegium über den deutschen Styl vor nur zwei Hörern. Nichtsdestoweniger glaubte sich Bürger stark genug, das Studium der deutschen Sprache und des deutschen Styls auf die Höhe der übrigen Disziplinen erheben zu können, und begann daher mit gewohnter Offenherzigkeit, Professoren und Studierende auf die Notwendigkeit einer solchen Reform hinzuweisen. Er veröffentlichte zu diesem Zwecke „Einladungsblätter" zu seinen Vorlesungen unter dem Titel „Über Anweisung zur deutschen Sprache"*), worin er erklärte, dass, wenn in dem ganzen Gebiete der Wissenschaften etwas wert sei, dass Männer sich damit beschäftigen, dies die Muttersprache sei. Er wendet sich in diesem Programm gegen alles herkömmliche Schlechte, und seine Theorien laufen besonders den Doktrinen Adelungs, dessen zahllose grammatische Schriften damals die Schulen überschwemmten, schnurstraks zuwider. Legion heisse der Name deutscher Sprach- und Stylignoranten, die gleichwohl nach überstandenen akademischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfingen .... aber von hundert Studenten könnten oft neunzig nicht grammatisch richtig schreiben. Speziell — und hiermit hat sich Bürger ohne Zweifel am meisten geschadet — geht er auf das Juristendeutsch und den Kanzleistyl ein, welche er erbarmungslos aburteilt; er wählt als Beispiel aus einer 1786 erschienenen „Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze" das „Präsentationsschreiben eines Candidaten zu einem Pfarramt" aus, weist an der Hand des konfusen Wortlautes auf die unqualifizierbaren Sprach- und Stylfehler dieses „Musters" hin, und stellt schliesslich dem „Muster" seine eigene, verbesserte und gesäuberte Fassung gegenüber. Seine Darlegungen gipfeln in dem Satze, dass „ächtes Sprachstudium nichts geringeres als Studium der Weisheit selbst ist."

Die hier aufgestellten Grundsätze beabsichtigte Bürger in

*) 1. Blatt. Einzeldruck. 48 S. in 8°. Göttingen bei Dieterich.

seinem hauptsächlichsten Kolleg über den deutschen Styl, das er fünfmal wöchentlich unter dem Titel „Allgemeine Theorie der Schreibart“ abhielt, des näheren auszuführen. Neben diesem hat er in späteren Jahren, vielleicht abwechselnd damit, ein zweites grosses Kolleg über die „Theorie der schönen Wissenschaften“ gelesen. Ersteres liegt offenbar in dem starken Oktavband „Lehrbuch des deutschen Styls“*), letzteres in dem zweibändigen „Lehrbuch der Ästhetik“**), die beide erst nach des Dichters Tode von Karl Reinhard herausgegeben wurden, vor. Ausserdem hielt er ein „Privatissimum“ ab, in welchem er praktischen Unterricht über den deutschen Styl erteilte.

Wie vorauszusehen war, musste Bürgers Situation an der Universität bald eine unleidliche werden. Er erfuhr eine Zurücksetzung nach der anderen. Während er vergebens auf eine Professur wartete, wurde der bedeutend jüngere F. L. W. Meyer 1785 sofort als „Professor“ nach Göttingen gerufen, und zugleich als Mitarbeiter an der Universitätsbibliothek angestellt. Diesem wurde 1786 der deutsche Unterricht der drei Prinzen von Grossbritannien übertragen, obwohl Bürger, der seit 1784 an der Universität deutsch lehrte, hierzu offenbar in erster Linie berufen war. War er 1769 als Student Beisitzer der „königlich teutschen Gesellschaft“ gewesen, so ist er wenigstens nachweislich bis 1788 nicht zum ordentlichen Mitgliede derselben gewählt worden.

Die erste wenig bedeutsame Ehrung wurde ihm 1787 zu teil. Im September dieses Jahres beging die Universität Göttingen das Jubelfest ihres 50jährigen Bestandes, und Bürger wurde mit der Festrede betraut. Aus diesem Anlasse griff der damals des Dichtens fast Entwöhnte auch zweimal zur Feder. Er förderte einen „Gesang am heiligen Vorabende“ des besagten Festes, und

*) Berlin 1826. 572 S. 8°. Einige kleinere Schriften Bürgers zur Stylistik und Rechtschreibung gab Bohtz in seiner Ausgabe (S. 383 ff.) aus dem Nachlasse des Dichters heraus.

**) Berlin 1825. 376 und 300 S. 8°.

eine „Ode", die er im Namen mehrerer Studenten verfasste, zu tage.*) Die beiden Gedichte gehören zu den schwächsten Produkten der Muse Bürgers, und wenn Herder mit Bezug auf das zweite im Dezember 1787 an Meyer schreibt: „Eures Magister Bürgers kantische Choragetenode ist abscheulich," so können wir uns der Wahrheit dieses Urteils nicht verschliessen. Das erste Gedicht ist etwas weniger schlecht, darum aber noch lange nicht gut. Bürger befand sich auch unter jenen, welchen die philosophische Fakultät bei dem am 17. September in der Universitätskirche abgehaltenen feierlichen „Aktus" den Doktortitel verlieh, welche Auszeichnung der Dichter wahrscheinlich der Verwendung Heynes und einiger anderer Freunde zu verdanken hatte. Bürger hatte schon im Mai 1784 gelegentlich der Ergreifung seines neuen Berufes daran gedacht, zu promovieren. Als er sich diesbezüglich mit einer Anfrage an Lichtenberg wendete, schilderte ihm dieser die Schrecken des zu bestehenden Examens in humoristischem Tone, und es dürften kaum die Physik oder die Mathematik gewesen sein, die ihn abhielten, sich den Doktorgrad zu erwerben, sondern wahrscheinlich nur die Promotionskosten.

Bürger war nun wohl Doktor, doch was sollte ihm dieser Titel nützen? Er bedeutete ihm keinen Fortschritt in der akademischen Laufbahn, nicht die geringste Verbesserung in pekuniärer Hinsicht. Er hätte doch wenigstens die Ernennung zum Professor extraordinarius gewünscht. Aber diese liess auf sich warten. Dennoch war Bürger der Ansicht, dass er sich den blossen Titel eines Professors durch seine dreijährige Lehrthätigkeit wohl verdient habe, denn derselbe sei in dieser Zeit manchem verliehen worden, der ihm an Kenntnissen wie an Talenten unzweifelhaft nachstehe. In diesem Sinne schrieb er im Oktober 1787 an den Hofrat Brandes, Geh. Kanzleisekretär und Expedienten in Universitätssachen zu Hannover, und bat ihn, ihn

*) Einzeldruck. 6 Bl. Folio. Wiederholt im Göttinger Musen-Almanach für 1788. S. 168 ff.

nicht länger vergebliche Erwartungen hegen zu lassen, da es eine Grausamkeit sei, ihn hier noch tiefer in Alter, Mutlosigkeit und Verdrossenheit versinken zu lassen. Wenn diesen Winter nicht etwas für ihn geschehe, was schon längst hätte geschehen sollen, so wolle er künftiges Frühjahr aufs Geratewohl von hinnen ziehen. Er setzte seine letzten Hoffnungen auf ein Kollegium über „Einige Hauptmomente der Kantischen Philosophie", welches er über Lichtenbergs Anraten im Winter 1787/88 unentgeltlich zu lesen begann. Diese neue Idee zeigt abermals, wie wenig praktische Lebensklugheit dem Dichter in schwierigen Lagen zu Gebote stand. Die noch sehr junge Kantische Philosophie war damals an den deutschen Fakultäten keineswegs als den älteren Systemen ebenbürtig anerkannt, und dennoch glaubte Bürger, dass er durch ihre Interpretation einer definitiven Anstellung würdig befunden werden könnte.

Wie wir aus seinen Briefen entnehmen, vertiefte er sich 1786 zum ersten Male gründlich in das Studium der Philosophie. Vor diesem Zeitpunkte hatte er sich nur dilettantisch und vorübergehend damit beschäftigt. Stets brachten ihn andere Geschäfte und Zerstreuungen wieder davon ab, und es fehlte ihm auch an Rat, Beihilfe und Unterstützung. Er verlor daher immer bald die Lust fortzufahren; und so wäre es geblieben, wenn er nicht endlich an das „Buch der Bücher", an das „heiligste Buch" geraten wäre. Er meint hiermit Kants „Kritik der reinen Vernunft", welche ihn zu heller Begeisterung für den Königsberger Philosophen hinriss. „Er ist von allen, die ich kenne," schreibt er an Oesfeld, „der erste und einzige, dessen Philosophie die Forderungen meiner Vernunft befriedigt hat. Seine Kritik der reinen Vernunft, mein tagtägliches Erbauungsbuch, ist das wichtigste, was je in diesem Fache geschrieben worden ist. Die hiesige hochlöbliche philosophische Fakultät ist zwar anderer Meinung; das kommt daher, weil ein Mann wie Kant leicht dreissig solcher philosophischen Fakultäten zum Morgenbrot bei der Tasse Thee aufzuschlingen im stande ist. Ich danke Gott für diesen Mann wie für einen Heiland, der die arme gefangene

Vernunft endlich aus den unerträglichen Ketten dogmatischer Finsternis glücklich erlöset hat."

Nachdem er sich schon über ein Jahr mit dem Studium der Kantischen Philosophie beschäftigt hat, gesteht Bürger ein, dass es ihm noch nicht gelungen sei, auch nur mit seinen Blicken alle die Höhen zu erreichen, welche der Scheitel des riesenmässigen Denkers berührt, überall die Tiefen zu ergründen, wo wie auf unvergänglichem Granit so unerschütterlich sein Fuss steht, noch das All der Erkenntnis nur zu umschleichen, das er, wie einen Spielball, mit seiner einen hohlen Hand umspannt. „Wahrlich," ruft er aus, „es ist kein grösserer System-Schöpfer gewesen als Kant, seitdem auf Erden Systeme hervorgebracht worden sind!"

Ausser Lichtenberg fand Bürger an dem Leipziger Kantianer Friedrich Gottlob Born, der als einer der ersten über Kant akademische Vorlesungen hielt, einen Gesinnungsgenossen. Sobald Born von Bürgers Kant-Kollegium Kenntnis erhalten hatte, wandte er sich in liebenswürdiger Weise brieflich an ihn und sandte ihm eine seiner Schriften. Born gegenüber konnte der Dichter seinem ganzen Enthusiasmus für Kant Luft machen. Nach Bürgers Ansicht fehlt dem Systeme weiter nichts als eine fasslichere Darstellung, um alles, was bisher metaphysiziert worden sei, noch innerhalb dieses Jahrhunderts unter die Füsse zu bringen. Und hierzu hoffe er, soweit dies seine elende Gesundheit erlaube, nach Kräften beizutragen. Das Werk, welches Born kurze Zeit früher in Angriff genommen, die Übersetzung von Kants Buch ins Lateinische, ist für Bürger nur die Verkörperung eines von ihm schon lange gehegten Wunsches; er selbst habe daran gedacht, ihn auszuführen; allein seine schlechte Kenntnis des Lateinischen habe ihn stets davon abgehalten.

Trotz der ablehnenden Haltung, welche die philosophische Fakultät zu Göttingen der Kantischen Philosophie gegenüber einnahm, erzielte Bürger mit seinem Kant-Kollegium grösseren Beifall bei den Studenten, als mit seinen bisherigen Vorlesungen. Während jene über den deutschen Styl nur von 12 Hörern be-

sucht waren, fanden sich in Bürgers erster Kant-Vorlesung bereits 24 Studenten ein, darunter drei Prinzen. Das zweite Mal hatte sich das Auditorium verdoppelt, und in der Folge stieg es bis auf 70. Der Zudrang war ein anhaltender, worüber sich die Anti-Kantianischen Professoren nicht genug wundern konnten, da man gemeint hatte, es werde schon anders werden. Dies nährte den Hass gegen den nichtzünftigen Dilettanten, der durch seine neuen Ideen die Alma mater von Göttingen aus ihrer bleiernen Ruhe aufzuscheuchen drohte. Nichtsdestoweniger setzte Bürger auch im folgenden Jahre seine Vorlesungen über Kant fort.*)

Da der Dichter gezwungen war, angestrengt zu arbeiten, konnte sich auch damals sein Gesundheitszustand nicht bessern. Im Frühjahre 1787 machen sich bei ihm heftige Magenbeschwerden fühlbar. Es ist ihm zu Mute, „als ob sich eine ganze Krötenoder Eidechsenfamilie in seinem Magen einquartiert hätte"; er hat eine „so sonderbare, krabbelnde, höchst wiedrige Empfindung", dass seine Sprachkunde nicht hinreicht, sie treffend zu kennzeichnen. Sein Arzt erklärt es für Krämpfe, die von Schärfe entstehen. Um ihn ein für allemal von diesen Kränkeleien zu erlösen, zieht er gegen sie mit der schwersten Artillerie zu Felde, aber ein dauernder Erfolg sollte die Kur nicht krönen. Ein Jahr später kehren die selben Zustände wieder, und er muss Molken, Dekokte und „Gott weiss was alles" trinken.

Er fühlte sich allein, verlassen, eine heftige Sehnsucht nach einer liebevollen, zärtlichen Umgebung erfasste ihn häufiger denn je. „Es scheint mein Loos zu sein," schreibt er an seinen Schwager Oesfeld, „von allem, was mir am nächsten verwandt ist, sogar von meinen Kindern am weitesten getrennt zu leben." Hin und wieder besuchte er seine Schwäger, um sich im Kreise ihrer Familien ein wenig zu erheitern. Mit besonderer Macht zog es ihn jedoch zu Elderhorst nach Bissendorf, wo seine

*) 1803 erschien zu Münster „Hauptmomente der kritischen Philosophie. Eine Reihe von Vorlesungen vor gebildeten Zuhörern gehalten von G. A. Bürger". 8°. (Neue Auflage: Leipzig 1825. 8°.)

und Mollys Tochter zu einem reizenden Geschöpfe heranwuchs. Aber bei alledem liess die Beförderung noch immer auf sich warten. Es wäre für ihn, wie Goeckingk meinte, unstreitig das beste gewesen, sich selbst das Concilium abeundi zu geben, und Anfangs 1787 befreundete sich Bürger auch wirklich mit dem Gedanken, Göttingen zu verlassen. Er wendete sich darum an seinen Jugendfreund, den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der damals dänischer Kammerjunker und bischöflich lübischer bevollmächtigter Minister zu Kopenhagen war, mit der Bitte, ihm wenn möglich zu einer Stelle im juristischen oder kameralistischen Fache zu verhelfen. Er wolle seiner Empfehlung keine Schande machen, denn noch sei er nicht ganz bankerott am Kapital natürlicher Talente und allgemeiner Adresse an Geschäften, „wieviel auch davon im Lande der Unbeschnittenen liederlich drauf gegangen sein möge". Stolberg erklärte offenherzig, sein Möglichstes für ihn thun zu wollen. Es gebe bei ihm zu Lande sehr gute Beamtenstellen mit einem Gehalte von 500—1000 Thalern, aber man ziehe den mittelmässigsten Pensionisten des leidigen Seckels willen dem bravsten Manne, wäre es auch Bürger, den mittelmässigsten Oldenburger dem bravsten Fremden, wäre es auch Bürger, vor. Er sei als Dichter auch dort bekannt, aber ausser wenigen Edlen halte ihn der ganze übrige Pöbel, und vor allem der durchlauchtige, für einen zwar seltenen, aber losen Vogel, der nicht in die Wirtschaft tauge, und sein schlechter Ruf als Amtmann sei bis dahin gedrungen. Dennoch schrieb er in Bürgers Sache sogleich an den uns als Mitarbeiter am Musen-Almanach bereits bekannten G. A. von Halem, damals Kanzlei- und Regierungsrat zu Oldenburg, und einige Zeit später trug er das Anliegen dem Herzog von Oldenburg selbst vor. Dem Freunde riet er, für die in Oldenburg erscheinenden „Blätter vermischten Inhalts" einige kurze Aufsätze juristisch-populären oder kameralischen Inhalts zu verfassen. Bürger solle nur unter anderem Namen schreiben, er wolle schon dafür sorgen, dass man erfahre, wer der Verfasser sei. Als besonders geeignetes Thema empfiehlt er ihm eine „Beschreibung des Unfugs, den die Advokaten treiben,

mit einer Warnung gegen diese Hunde der Themis". — „Ich weiss, edler Adler, dass ich Dir etwas Albernes zumute," setzt er entschuldigend hinzu, „aber wenn Deine Sonnenschwingen ruhen, kannst Du ja wohl, currente penna anserina, Dich herablassen." Letzteres war jedoch nicht notwendig. Stolbergs Bemühungen waren vergeblich; nach mehr als $1^1/_2$jährigen erfolglosen Versuchen sieht er sich in seinen Erwartungen getäuscht, da er auf Empfindung des Schönen und Edlen rechnete bei Menschen, auf deren Wage jeder nur pragmatische Erdensohn den geweihten Liebling der Muse weit überwiege.

Eine schlimme Erfahrung mehr vermochte Bürger nicht abzuschrecken. Am 12. Januar 1789 schrieb er, er hoffe zu Ostern nicht mehr in Göttingen zu weilen. Wo er aber sein werde, das möge der Himmel wissen, denn er habe in nicht weniger als vier Beförderungs-Lotterien gesetzt. Wenn er aber auch mit vier Nieten herauskomme, so solle ihn das nicht abhalten, seinen Stab fortzusetzen, zu welchem Thore aber hinaus, möge dann ein fünftes Los entscheiden.

Durch glänzendere Hoffnungen wurde Bürger von anderer Seite hingehalten. Im Herbste 1788 klagt er seinem Freunde Goeckingk sein Leid, und auch dieser will trachten, ihn aus dem „Ratzenneste des Nepotismus" wegzubringen. Er spricht in dieser Sache mit dem Kanzler von Hoffmann in Berlin, welcher eine Berufung Bürgers als Professor ordinarius eloquentiae nach Halle mit einem Gehalt von 400 Reichsthalern zu erwirken verspricht — ein Plan, welchen Goeckingk bereits 1779 für den Freund gehegt hatte. Wenn ihm dies nicht anstehe, so wolle er ihm (wie Gleim einst beabsichtigte) eine Stelle beim Magistrate seiner Vaterstadt Aschersleben verschaffen. Bürger könne dann vielleicht nach dem Tode des derzeitigen Bürgermeisters die höchste Stelle in seinem Geburtsorte erlangen. Auch Frankfurt a. O. kommt in Betracht. Goeckingk erinnerte den Kanzler später brieflich an Bürgers Angelegenheit und suchte auch durch dessen ihm wohlgesinnte Gattin für seinen Freund zu arbeiten, aber nur zu bald erhält er die Nachricht, dass von dieser Seite auf keine Abhilfe

zu rechnen sei. In Halle ist keine Stelle frei und „die Senatoren von Aschersleben haben alle ein Katzenleben“. Das Frankfurter Projekt scheiterte ebenfalls. Goeckingk wollte noch im August 1789 nach beiden Richtungen Versuche machen, und noch im November 1790 Bürgers Wahl zum Ratsmann in Aschersleben durchsetzen, aber vergebens. Der Dichter, der sich stets für einen Pechvogel gehalten, war von vorneherein überzeugt, dass es so kommen musste. Denn wer einmal erst zum Heller geprägt sei, werde sein Lebenlang kein Dukaten.

Bürger war ratlos. Wenn er noch irgendwo zu Gnaden kommen sollte, so müsste ihn ein Deus ex machina auf Knall und Fall in den Sattel heben, ehe die Metze Fortuna dazwischen komme, und einen Querbalken vorschiebe. Fast vergeht ihm der Mut, nur nach etwas zu streben. Einen Augenblick denkt er daran, dem König von Preussen die neue Ausgabe seiner Gedichte zu dedizieren. So eine Dedikation kommt ihm zwar wie ein Wechselbalg, aus Lächerlichkeit und Niederträchtigkeit zusammengesetzt, vor, auf der anderen Seite scheint es ihm jedoch eine pure Unmöglichkeit, ohne Geld edel zu sein, oder gar durch Geistes- und Herzensadel den allgemein beliebten und belobten Beuteladel zu erwerben.

XXIV.

„Vorgefühl der Gesundheit“.

1789.

Körperliche und seelische Besserung — Bürgers Selbstcharakteristik in der „Beichte“ — Reise nach Sachsen — Freundinnen — Friederike Mackenthun, Elisa v. d. Recke, Frau Dr. Kaulfuss u. a. — Besuch bei Goethe — Ernennung zum ausserordentlichen Professor ohne Gehalt.

Glücklicher gestaltete sich das Jahr 1789. „Die Kühlungen im heiligen Hain Apollons,“ heisst es in einem Briefe Bürgers an Elisa v. d. Recke, „haben meine Seele und die Balsame Asculaps meinen Körper wieder erquickt, und es kommt mir seit

einiger Zeit vor, als ob ich mich besser fühlte. Leben, Gefühl und Thätigkeit scheinen zurückzukehren und längst ermattete, hingestorbene Wünsche scheinen die Fittige von neuem zu regen." Er vermutete, dass das reine, milde, gesegnete Klima, das in den anmutigen Gefilden der Muse herrscht, auf seinen Geist so gewirkt habe, wie auf einen armen kranken Hyperboräer ein Winteraufenthalt zu Hyères. Er las zu dieser Zeit mit grossem Genusse italienische und spanische Dichter, und damals entstand das Gedicht „Vorgefühl der Gesundheit", welches er seinem Freunde Heinrich Christian Boie widmete. Bürger hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen, seine Freundschaft mit Boie in einem Gedichte zu verewigen. 1793 dichtete er eine komische Epistel an ihn, von welcher sich eine Strophe erhalten hat; trotz Boies wiederholten Mahnungen wurde sie jedoch nie fertig; dasselbe Schicksal hatte das für die Ausgabe von 1778 geplante, Boien zugedachte Gedicht „Das Reiten". Jetzt löste er sein Versprechen endlich ein, und Boie freute sich herzlich, seinen Namen gerade an der Spitze dieses Gedichtes zu sehen, das ihm eine solche Besserung in dem Zustande seines Freundes verkündigte. Dasselbe verrät ein Selbstvertrauen, eine kühne Zuversicht, wie wir sie bei Bürger seit seiner Studentenzeit nicht mehr gefunden haben. Es heisst darin u. a.:

„Ha, Dein Freund, einst mehr als halb verloren,
Keck verhöhnt von schnödem Übermut,
War zum lahmen Schwächling nicht geboren;
Ihn durchfloss kein träges, feiges Blut.
Das bezeugen ihm des Pindus Würden:
Die er in der Ohnmacht noch erwarb,
Und die Kraft, die unter allen Bürden
Nicht in zwanzig Jahren ganz erstarb.
— — — — — — — —

„Herr des Lebens, willst Du mich erhalten,
O so gib nur eins — Gesundheit mir!
Dankend will ich Dir die Hände falten,
Aber bitten weiter nichts von Dir.
Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
Lenk' ich, allgenugsam mir, alsdann
Auf des Lebens Ozean mein Steuer.
Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann."

Zugleich fühlte er seine Einsamkeit doppelt schwer. „Ich merke es, dass ich allein bin, und es ist mir unangenehm, allein zu sein. Mein Herz strebt sehnend wieder hin nach Herzen, Aber oh! welche traurige Öde um mich her! Sie sind fast alle von mir gewichen, sie haben mich aufgegeben, wie man einen rettungslosen Sterbenden aufgibt. Das mussten sie ja auch wohl, weil ich zuerst mich, zuerst aufgab!“ Damals fing Bürger an wieder fleissiger Briefe zu schreiben.

Trotz dieser bedeutenden körperlichen und seelischen Besserung, wirkten in Bürgers Organismus die Folgen vergangener Leiden dauernd nach, und in dem frühgealterten Vierzigjährigen sind die charakteristischen Züge seiner Jugend kaum mehr zu erkennen. Wir besitzen aus Bürgers Feder eine Selbst-Charakteristik, welche uns ein treues Bild seines ganzen Wesens entwirft. Sie findet sich in der bereits wiederholt genannten, dem Anfange des Jahres 1790 entstammenden „Beichte“*), auf welche wir gelegentlich der dritten Ehe des Dichters noch einmal zurückkommen werden. „Ungewitter und Stürme des Lebens,“ sagt er in dieser, „haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O, ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach sein könnte, und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milder Himmel gelächelt hätte.“ Er versinke oft in eine trübe melancholische Laune, in eine Art Ohnmacht des Geistes, die ihn allen Mut, alles Vertrauen auf sich selbst verlieren lasse. Er halte sich dann für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz für einen höchst wertlosen Stümper. Nimmer möge man glauben, dass er — weil er nicht übel schreibe — auch artig sprechen könne. Die Gabe, geistreich, lebhaft und witzig im Umgange zu unterhalten, besitze er nur höchst selten, und auch dann nur für solche, die ihm sehr nahe stehen. Er könnte zwar, wenn er wollte, mit manchem gesellschaftlichen Schwätzer und Spassmacher gleichen Schritt halten, allein er sei zu schüchtern und

*) Briefe von und an G. A. Bürger. IV. S. 19—29.

blöde, „alle die leichte und blind gegriffene Münze auszuspenden". So habe er auch in dem, was die Kinder dieser Welt Artigkeit und feine Lebensart nennen, nicht eben viel gethan. Er halte sich für trocken, hölzern und steif in seinen körperlichen sowohl als geistigen Bewegungen. Durch sogenannte Galanterie und Politesse wäre er schwerlich im stande, sein Glück zu machen. Stolz, Trotz gegen fremden Stolz, und Trägheit, an welchen Eigenschaften er keinen Mangel habe, hinderten ihn daran.*)

Auch sein Charakter sei von Vollkommenheit in jeglicher Beziehung weit entfernt, woran seine Trägheit, Weichlichkeit und Sinnenlust Schuld seien. Er sei zu wenig Herr seiner Neigungen, wiewohl er sich keineswegs für grob, beleidigend, hämisch, boshaft, zänkisch, unversöhnlich, rachgierig u. s. w. halte. Dagegen gelte er, leider nicht ganz mit Unrecht, für einen „ziemlichen libertin", was aus dem Umstande zu erklären sei, dass er trotz aller seelischen und leiblichen Gebrechen bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten war, ohne erst mühseliger Anwerbungen zu bedürfen. Wiewohl an Gesicht und Figur nicht eben eine Fratze, sei er doch wahrlich auch nie ein Adonis gewesen. Kleine Kränkeleien geben ihm oft ein hinfälliges und abgeblasstes Ansehen, aber in den Zeiten, da er sich an Leib und Seele gesunder und munterer fühle, hielten ihn die Leute oft für zehn Jahre jünger. Am ganzen Körper sei er weit schmächtiger und magerer als das Gesicht vermuten lasse. Er habe dunkelblondes Haar und blaue Augen. Bis unter die Nase herab sei er selbst nach Maler-Urteil nicht uneben gebildet, aber der Mund sei „ganz verzweifelt hässlich", weswegen das Liebenswürdigste der Weiber (Molly) zu sagen pflegte: „Bürger, es ist

*) Althofs diesbezügliche Angaben stimmen mit jenen des Dichters überein. Als Bürger einst in eine Gesellschaft von Personen, die ihn als Poeten sehr verehrten, unter fremdem Namen eingeführt wurde, machte er sich einen ganzen Nachmittag und Abend lang so wenig bemerkbar, dass man ihn für einen sehr unbedeutenden Menschen hielt. Als er von den Eingeweihten nach dem Abendessen aufgefordert wurde, einige Gedichte von Bürger vorzulesen, that er dies so, dass die ganze Gesellschaft aufs Innigste, einzelne bis zu Thränen gerührt wurden. Endlich zeigte es sich, dass er der Dichter selbst sei.

kein anderes Mittel, als man muss Dich unaufhörlich küssen damit man nur den hässlichen Mund nicht sehe, den Du bisweilen wie ein wahrer Tropf hängen lassen kannst." Das Porträt vor der zweiten Ausgabe seiner Gedichte (von Riepenhausen 1789) sei nach allgemeiner Meinung das bestgetroffene; nur zeige sein Gesicht in natura etwas mehr Leben und Freundlichkeit.*)

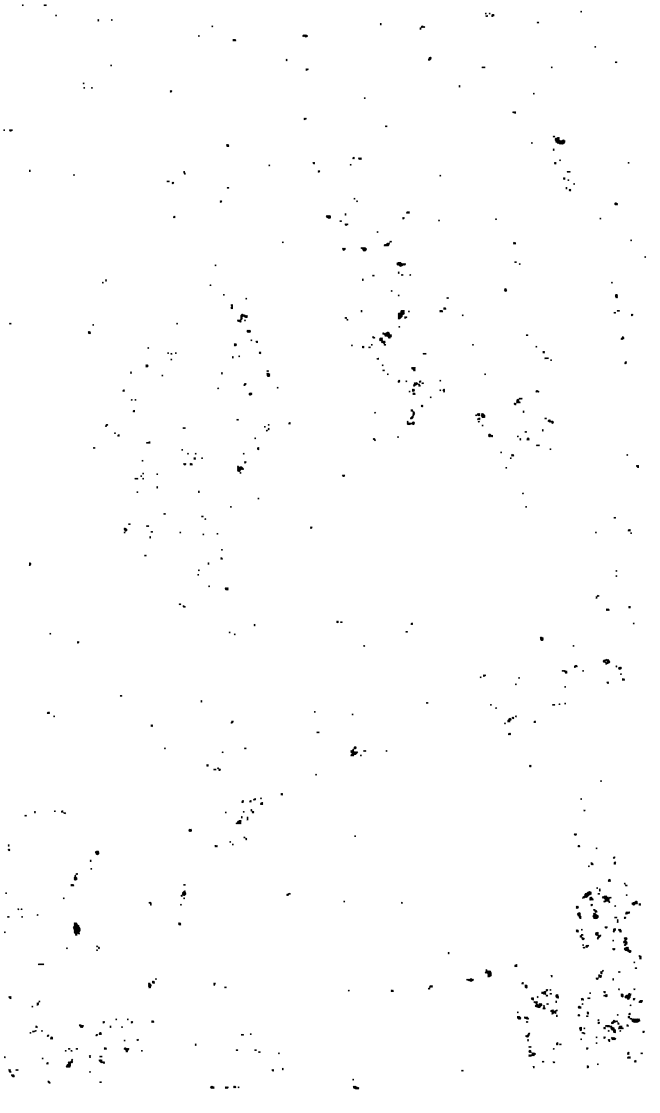
In seiner neu erwachten guten Stimmung begab sich Bürger (April 1789) zu seinen Schwestern in Kursachsen, und verweilte besonders bei Friederike in Langendorf, die er durch sieben Jahre nicht gesehen, und der er noch immer in zärtlicher Liebe zugethan war. War er ihr doch für „vielmehr als schwesterliche Liebeserweisungen" Dank schuldig. Er sah dort auch seinen Sohn Emil, den ihm Molly 1782 heimlich geboren, einen „lieben, weder am Leibe noch an der Seele verunglückten, bald siebenjährigen Buben, der im Wonnetaumel der unaussprechlichen Liebe einst freilich zu grossem Kummer, nun aber auch trotz allen Fratzengesichtern des ganzen Erdbodens, zu noch grösserem Wohlbehagen erzeugt, einen Buben, den seine Augen noch nie gesehen, seine Arme noch nie ans Herz gedrückt hatten, und welcher eben so schnell in ihm den Vater empfand, als er in ihm den Sohn fühlte".

Bürger schwärmte im ganzen vier Monate in Ober- und Niedersachsen herum, „wobei er sich in seiner Haut sehr wohl befand". Er liess bei dieser Gelegenheit seine Augen nach einer passenden Partie umherschweifen. Mehr und mehr ging ihm die zärtliche Umgebung eines liebenden Weibes ab, und er hatte in den drei Jahren seit Mollys Tode über den täglichen Sorgen und seiner Krankheit noch nicht an eine derartige Verschönerung seines Lebens denken können. „Eine geraume Zeit lebte ich nur für Ein sterbliches Geschöpf — ja wohl sterblich! — nachher für gar keines!" schreibt der Dichter.

Seinem Herzen am nächsten stand in jenen Jahren, wie aus

*) Riepenhausens Porträt wird an Ähnlichkeit übertroffen von dem Gemälde J. D. Fiorillos, welches sehr oft und von namhaften Künstlern gestochen wurde.

Bürgers Briefen hervorgeht, ein Fräulein Friederike Mackenthun Tochter eines Hof- und Küchenschreibers zu Hannover und eine Freundin des Leonhartschen Hauses, besonders Mollys. Ihr schreibt er am 2. März 1786: „Was mein armes Herz noch an Liebe vermag, davon gehört Ihnen vor allen weiblichen Geschöpfen, die ich jetzt kenne, der grösste Teil." Sie ging im Jahre 1788 als Kammerfrau der ältesten Tochter König Georgs III. nach England, und das Gedicht Bürgers: „An F. M., als sie nach London ging", ist bei dieser Gelegenheit gedichtet. Neben ihr behauptete sich Elisa von der Recke einen Platz in Bürgers Herzen. Elisabeth Charlotte Constantia, Gräfin von Medem (geb. 1754, † 1833), wie die zu ihrer Zeit sehr bekannte Schriftstellerin mit ihrem Mädchennamen hiess, vermählte sich 1771 mit dem Kammerherrn von der Recke auf Neuenburg, von dem sie sich indes nach fünfjähriger Ehe trennte, und nach weiteren fünf Jahren geschieden wurde. Sie besuchte 1784 auf einer Reise nach Karlsbad in Begleitung ihrer Freundin Agnes Sophie Schwarz († 1789) Deutschlands berühmte Männer, und machte bei dieser Gelegenheit auch die Bekanntschaft Bürgers, zu welchem sie eine begeisterte Neigung fasste, die indes stets in den Grenzen der Freundschaft blieb. „Ich bin nicht fort von Ihnen, Bürger!" schreibt sie ihm kurze Zeit darauf — „das glauben Sie mir! — bin noch keinen Tag von Ihnen entfernt gewesen — werd' es auch nie sein!" Der Dichter scheint ihre begeisterten Gefühle vollinhaltlich erwidert zu haben, schreibt er ihr doch am 15. Mai 1785, noch zu Lebzeiten Mollys: „Ewig unvergesslich, Edle, Theure, wird mir der Tag sein, an welchem ich erfahren habe, dass ein so holdes Geschöpf wie Elisa auf Erden ist", und in einem (nicht abgesandten) vier Jahre späteren Brief an dieselbe Freundin heisst es: „Sehen Sie denn nicht, wie es mich dränget, zu Ihren Füssen zu fallen, meinen schweren Kopf auf den Saum Ihres Kleides zu legen, und mein volles Herz auszuweinen. Theure Frau, was soll ich sagen, was soll ich thun, um Sie zu überzeugen, dass mein Herz Sie wie ein Wesen aus einer besseren Welt mit einer Art von heiliger Andacht verehrt und liebt?"



Elisa von der Recke.

Nach einem Stiche von C. Henne.

Wir werden dieser interessanten Frau, welche sich durch ein Buch über Cagliostro, sowie durch die Beschreibung ihrer „Reise durch einen Teil Deutschlands und Italiens", die sie 1804—6 in Gesellschaft ihres Freundes Tiedge unternahm, einen ehrenvollen Namen in der Litteratur gesichert hat, in Bürgers Leben noch begegnen. Der frühverstorbenen, ihrer Freundin an Talenten weit nachstehenden Sophie Schwarz widmete Bürger eine „Aufgegebene Liebeserklärung nach vorgeschriebenen Endreimen" (1784).

Ganz anderer Art waren die Frauen, mit welchen er damals in Sachsen bekannt wurde; keine von ihnen konnte ihn seine Molly wohl auch nur einen Augenblick vergessen lassen. Eine Madame Pless in Langendorf war heftig in Bürger verliebt; Friederike kann in ihren Briefen an ihren Bruder nicht genug von der „Brunst" seiner Verehrerin erzählen, die ihm u. a. eine „Tabacksblase" zum Geschenke machte. Bürger verehrte ihr dafür einen schön eingebundenen Musen-Almanach. — Ebenso lebhaft war das Interesse einer Mme. Kayser, der Gattin des Amtsverwalters von Weissenfels, für den Dichter; sie ergriff in sehr auffallender Weise Bürgers Partei, so oft von ihm die Rede war, und nahm ihn gegen alle Anschuldigungen in Schutz. Bürger soll zwar Liebesbriefe an sie gerichtet haben, von denen auch ihr Gatte Kenntnis erhielt, aber zu einem thatsächlichen Verhältnis scheint es auch hier nicht gekommen zu sein.

In intimere Beziehungen trat Bürger dagegen zu der Gattin eines Dr. Kaulfuss aus Leipzig, die damals bei Bürgers Schwager Müllner zu Besuche weilte. Sie war eine Tochter des Bankiers Grosser und ist aus Adolf Müllners Biographie als eine gebildete und geistreiche Dame bekannt. Sie war die Vertraute des Dramatikers in der Liebe zu seiner späteren Gattin, und nahm regen Anteil an seinen Arbeiten, besonders an der „Schuld"; als mütterliche Freundin stand sie ihm bis zum Tode zur Seite. Weniger sympathisch erscheint uns ihr Charakter nach den Briefen von Bürgers Schwester, in welchen sie als launisch, zanksüchtig, kurz als eine „rappelnde Brigitte" dargestellt wird. Nach

Friederikens Schilderungen konnte sie die reizendste, liebenswürdigste Frau von der Welt sein, eine Viertelstunde später glich sie einer Furie. Ihre Eifersucht auf Bürger bereitete der kränklichen Schwester des Dichters manche schwere Stunde. In einer solchen schrieb sie ihrem Bruder: „Junge, Du bist von einem Engel (Molly) an einen Teufel gerathen."

Ob Frau Dr. Kaulfuss eine wahre, tiefe Neigung für Bürger empfand, können wir bei ihrem wechselnden Temperamente nicht entscheiden. Friederike, die uns allein über sie berichtet, hält sie bald für die einzige, mit der Bürger glücklich werden könne, und „liebt sie um jener Liebe willen, die sie zu ihm hege", bald versichert sie ihm wieder: „Die Kaulfuss liebt Dich nicht ächt, sondern nur zum Temperaments-Zeitvertreib. Ihre Liebe zu Dir ist nichts weiter als Capriolen und Comödien." Friederike, die von dem Vorwurfe der Klatschsucht nicht ganz frei zu sprechen ist, mag in ihren Bemerkungen über jene nicht immer der Wahrheit die Ehre gegeben haben. Ihre langatmigen, oft etwas konfusen Briefe scheinen nicht einmal Bürger immer ganz verständlich gewesen zu sein; Anlass zu Missverständnissen gab es in seinem Verhältnis zu Frau Dr. Kaulfuss jedenfalls wiederholt. Von dem Briefwechsel, welchen der Dichter mit ihr führte, ist leider nichts auf uns gekommen. Zwei Sonette mit der Überschrift „Der Entfernten" sind an sie gerichtet und zeugen von der glühenden Leidenschaft, welche der Dichter für sie empfand.*) Wie Bürgers Beziehungen zu ihr endeten, ist nicht bekannt; nach dem Jahre 1790, in welchem der Bruch zwischen ihnen schon erfolgt war, finden wir keine Erwähnung ihres Namens mehr in seinen Briefen.

Wie wir aus dem Briefwechsel Bürgers mit der Mutter seiner dritten Frau wissen, stand er in dieser Zeit auch in vertrautem Umgange mit einer „verheirateten, anrüchigen Dame", welchen er erst einstellte, als er sich überzeugte, dass sie eine liederliche

*) Im Musen-Almanach für 1790. (Von Böcking fälschlich in A. W. Schlegels Gesamtwerke II. 362 f. aufgenommen.)

Frau sei, „die im Stande war ein ½ Dutzend Liebes-Intriguen zu gleicher Zeit zu erhalten". An anderer Stelle sagt er allerdings „dass sie mehrere zugleich geliebt und genossen habe, harmoniere sehr mit seinen Grundsätzen, er thue selbst das Nämliche, und seit er es von ihr erfahren, habe er eine Art estime für sie gefasst", dagegen verdross es ihn stets, „dass sie sich nicht recht zu kleiden verstand." Die Dame war Sophie Margaretha Dorothea Forkel, geborene Wedekind aus Mainz, die in Bürgers Briefen unter dem Namen Furciferaria oft genannt ist. Sie entlief ihrem Manne, dem als Komponisten von Liedern Bürgers bereits erwähnten akademischen Musikdirektor Johann Nicolaus Forkel seit 1788 mehrmals und wurde 1794 von ihm gerichtlich geschieden.

Unter all diesen Liebeshändeln fühlte sich Bürger wohl. Er glaubte „den grünen Zweig der Gesundheit Leibes und der Seele" wieder erlangt zu haben, und hoffte noch einmal empor zu kommen. In einem Briefe an seinen Arzt lesen wir sogar, dass er „jung und fett geworden sei, dabei aber so schwarz von der Reisesonne gebrannt, wie die Hütten Kedar". In der That dehnte er seine Exkursionen diesmal ungewöhnlich weit aus. Schon im April begab er sich nach Jena, wo er von seinem einstigen Kollegen Christian Gottfried Schütz, dem Herausgeber der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" und dessen Gattin auf das freundlichste aufgenommen wurde. „Wahrlich," versichert er die letztere in einem späteren Briefe, „wahrlich ich sag' es Ihnen, beste Frau, mir ist in meinem ganzen Leben unter Menschen, die ich zum ersten Male sah, nie so wohl, so heimisch gewesen, als bei Ihnen." Es gefiel ihm in Jena so gut, dass er daran dachte, seine Dozentenstelle in Göttingen mit einer daselbst zu vertauschen.

Wir gehen über den kurzen Aufenthalt Bürgers bei anderen ihm befreundeten Familien, wie bei Julius Wilhelm Hamberger, einem Mitarbeiter der Gothaschen Gelehrten-Zeitung hinweg und begleiten ihn auf dem Wege zu Goethe, welchem er ein Exemplar der eben erschienenen zweiten Ausgabe seiner

Gedichte nebst einem höflichen Schreiben hatte zukommen lassen. Seine Zusammenkunft mit dem zu hohen Würden am Weimarischen Hofe emporgestiegenen Goethe erzählt Nicolai in seinem „Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797". Wie aus einem Briefe Nicolais an Dr. Althof hervorgeht, hatte ihm Bürger die Scene selbst genau geschildert; das Epigramm, welches der Dichter damals verfasst hatte, war ihm jedoch dem Wortlaute nach nicht mehr in Erinnerung, und er bat daher den Dr. Althof, ihm den authentischen Text desselben mitzuteilen. Dieser besass zwar unter Bürgers Papieren auch keine Abschrift davon, hatte es jedoch „in seinem Gedächtnisse so sorgfältig aufbewahrt", dass er für die buchstäbliche Treue seiner Niederschrift einstehen zu können glaubte. Zudem machte er sich ein besonderes Vergnügen daraus, Nicolai bei seiner Erwiderung der Xenien einen Dienst leisten zu können. Seine Mitteilungen über diese Vorgänge stimmten mit Nicolais Erinnerungen überein. Demnach überlegte Bürger lange, ob er Goethe besuchen solle, weil er sich — aus Gründen, die wir kennen — keine besonders herzliche Aufnahme von seinem „ci-devant Duzbruder in Apoll" erwarten durfte. Da ihm aber seine Freunde versicherten, dass Goethe seit seiner Reise nach Italien leutseliger geworden sei, und er sich von ihm überdies einen Dank für das Geschenk seiner Gedichte, sowie eine lehrreiche Beurteilung derselben erwartete, fasste er sich ein Herz und begab sich eines Nachmittags in die Wohnung des Ministers. Der Kammerdiener sagte ihm, Se. Excellenz sei wohl zu Hause, aber eben im Begriffe mit dem Herrn Kapellmeister Reichardt eine von dessen neuesten Kompositionen zu probieren. Bürger war erfreut, eine Zeit getroffen zu haben, da er Goethe nicht in seinen Staatsgeschäften störe und liess sich bei ihm melden. Darauf führte ihn der Kammerdiener — nicht etwa in das Zimmer wo musiziert wurde, sondern in ein leeres Audienzzimmer. Hier erschien, nachdem Bürger einige Zeit gewartet hatte, auch Herr von Goethe, erwiderte die Anrede jenes mit einer herablassenden Verbeugung, nötigte ihn, auf einem Sopha

Platz zu nehmen, und fragte ihn — nach der damaligen Frequenz der Göttinger Universität.

Bürger war über diesen Empfang ausser sich. Er hatte sich die Begegnung mit dem Dichter des „Götz“ und des „Werther“, der einst ein Herz und eine Seele mit ihm gewesen war, ganz anders vorgestellt. Freilich, an den versprochenen Homer und die 116 Louisd'or scheint er dabei nicht gedacht zu haben. Er antwortete also, so gut er es in seiner Verlegenheit konnte, und benutzte den ersten Anlass, um sich zu empfehlen. Goethe blieb beim Abschied mitten im Zimmer stehen und entliess ihn mit einer gnädigen Verbeugung. Auf dem Heimwege machte Bürger das folgende Epigramm:

„Mich drängt es in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich sehn
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster;“

Mit dieser Darstellung deckt sich auch jene, welche der spätere Herausgeber des „Mitternachtsblattes für gebildete Stände“, C. Niemann, ein weitläufiger Verwandter Bürgers, von der Geschichte gibt.*) Dieser erfuhr sie von seinen Eltern, in deren Hause Bürger einen Teil seines Aufenthaltes in Weimar zubrachte.

---

*) Mitternachtsblatt für gebildete Stände. Gegr. von Adolf Müllner, fortgesetzt von C. Niemann. Nr. 119 vom 27. Juli 1829. (Bürger bei seiner ersten Erscheinung der erklärteste Liebling der Deutschen. Aus einem ungedruckten Manuskript. Kritische Bruchstücke über die schöne Litteratur Deutschands, soweit er sie erlebte, von G. Hermann, genannt Ernst Woldemar.) — Nach Niemanns Mitteilungen lauteten Bürgers Verse:

„Den trauten Künstler wollt' ich sehn,
Und nicht den Herrn Minister.
Doch kalt und steif blieb der Philister
Vor meinem trauten Künstler stehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster.“

Man hat sich bemüht — nach Reichardts Erzählungen — entschuldigende Auffassungen des Vorfalls zu geben. Bürger selbst bekam kurze Zeit später ein Billet von Goethe, worin ihm dieser für das Geschenk seiner Gedichte dankt, und bemerkt „Leider hielten Sie sich neulich bei uns so kurze Zeit auf, dass ich das Vergnügen Ihrer Unterhaltung nicht geniessen konnte, wie ich gewünscht hätte." Thatsache aber ist,*) dass man sich noch 1820, als Goethe die Intendanz des Weimarer Theaters verschiedener Misshelligkeiten halber niedergelegt und sich nach Jena begeben hatte, jenes Vorfalls erinnerte, und eine Hamburgische Zeitschrift folgendes Epigramm brachte:

„Der einst den Dichter Lenorens gefraget mit adliger Stellung,
Wieviel Studierende wohl Göttingen zählte dies Jahr?
Selber Student ist er wieder geworden und treibt die Botanik,
Fänd' er doch endlich einmal, Blümelein Wunderhold**), Dich!"

Die Beziehungen zwischen Bürger und Goethe hatten mit dem Besuche des letzteren in Weimar ihr Ende erreicht. Zu Bürgers Denkmal hat Goethe nichts beigesteuert. Auf des Dichters Besuch bei Wieland werden wir gelegentlich der zweiten Ausgabe seiner Gedichte zurückkommen.

Im Oktober 1789 erhielt Bürger endlich, nach fünfjähriger Lehrthätigkeit, den Titel eines ausserordentlichen Professors ohne Gehalt an der Universität Göttingen. Bürger hatte dieses Avancement dem im Frühjahr 1789 erfolgten Tode des Curators von dem Bussche, der ihm besonders übel gesinnt war, zu verdanken. Heyne hatte diesen glücklichen Zeitpunkt wahrgenommen und sich für den Dichter abermals verwendet. Doch wurde ihm bei dieser Gelegenheit von Seite des Universitätskuratoriums in Hannover ausdrücklich bedeutet, dass ihm diese Ernennung weder Anspruch noch Hoffnung auf Gehalt gebe, da die Universitätskasse nicht in der Lage sei, solchen etwaigen

*) C. Niemann. l. c.

**) Die Bescheidenheit in dem gleichnamigen Gedichte Bürgers aus dem Jahre 1789.

Wünschen entgegenzukommen; nur unter der Bedingung, dass Bürger nicht um eine Gehaltserteilung nachsuche, werde ihm der Titel eines ausserordentlichen Professors verliehen. Der Dichter wendete sich erst nahezu vier Jahre später (6. März 1793) mit einer demütigen Supplik um ein Gehalt an die Kgl. Regierung zu Hannover — er sollte jedoch eine Besoldung nicht erleben!

Charakteristisch ist ein Erlebnis Bürgers, das sich an seine Ernennung zum Professor knüpft, und das uns durch Professor Ehrmann, dem es Bürger selbst erzählte, überliefert ist. Der Dichter machte damals u. a. auch dem Professor der Rechte Georg Ludwig Böhmer, demselben, dem er einst als Student seine Beschwerde gegen Ratje überreicht hatte, seine Aufwartung. Dieser empfing ihn mit den Worten: „Nichtwahr, Herr Magister, Sie haben ja auch ein Calendarium Musarum ediert? Meine Tochter sagte mir, es sei sehr niedlich, denn ich lese dergleichen Lappalien nicht."

Viel war mit dieser Beförderung nicht gewonnen. Nicht viel mehr, als dass Bürger nun „extremum locum im Lectionskatalogus occupierte", was er seinem Freunde Meyer von Stolz erfüllt mitteilt. Dennoch veranlasste sie ihn, vorläufig nicht an ein Verlassen von Göttingen zu denken.

XXV.

Die zweite Ausgabe der Gedichte (1789) und litterarische Thätigkeit.

1785—1790.

Verzögerung im Erscheinen der 2. Ausgabe — Auswahl der Gedichte — Ihr Erfolg — Gelegenheitsgedichte — Das hohe Lied von der Einzigen — Sonette — Freundschaft mit A. W. Schlegel — Gemeinsame Übersetzung des Sommernachtstraums — Bellin — Die Akademie der schönen Redekünste — Kritiken — Münchhausen — Ankündigung einer Prachtausgabe der Gedichte.

Das Erscheinen der zweiten Ausgabe der Gedichte, die Bürger bereits 1783 angekündigt, und auf welche er 1784 die

Subskription eröffnet hatte, verzögerte sich, da der Dichter stets durch neue dringende Geschäfte und Unannehmlichkeiten aller Art von der Fertigstellung des Manuskripts abgehalten wurde, bis Ostern 1789. Um diese Zeit wurde sie endlich in zwei Oktavbänden durch die Dieterichsche Verlagsbuchhandlung in den Handel gebracht.

Als Bürger nach dem Tode Mollys, von dem gewaltigen Schmerze überwältigt, alle Lust an der Poesie verloren hatte, schrieb er an Boie, er würde seine Gedichte schwerlich in seinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn er sich nicht noch für etwas mehr als seine eigene armselige Person zu interessieren hätte. Er könne diese Ausgabe ziemlich als sein letztes, als sein Testament ansehen, ein Gedanke, den er schon 1784, als er sich der akademischen Laufbahn zuwendete, ausgesprochen hatte. Dass er seine Pränumeranten, deren Zahl übrigens eine weit geringere ist, als bei der ersten Ausgabe — 1778 subskribierten an 2000, 1789 nur 439 mit ca. 600 Exemplaren —, dass er diese so lange warten lassen musste, that ihm selbst von Herzen leid. „Es ist recht, als ob der Teufel meinen poetischen Genius um und um gefesselt hätte, dass er nicht ein Glied rühren kann," meinte der Dichter. Zur Entschuldigung der Verzögerung, mit welcher die Ausgabe erschien, führt er in der Vorrede das Klima, die Lage, die Leibes- und Seelenstimmung, worin er sich befand, und die den Produkten der Muse nicht günstig sei, an. Vergebens habe er von Jahr zu Jahr gehofft, im Buche des Schicksals das Blatt umzuschlagen, worauf Verbesserung geschrieben stünde. Da ihm aber der Anfragen und Mahnungen endlich doch zu viele wurden, habe er sich entschlossen, das zu geben, was sich bis hierher „kümmerlich hatte durchwintern lassen".

Einzelne Vorwürfe, die ihm anlässlich des verspäteten Erscheinens dieser Ausgabe gemacht wurden, wies Bürger energisch zurück. Besondere Beachtung verdient in dieser Hinsicht seine „Abfertigung des Rezensenten der Langbeinschen Gedichte" im Intelligenzblatt der „Allgemeinen Litteraturzeitung". Da Langbein

*) Nr. 56 vom 25. April 1789, Spalte 483 f. Abgedruckt in „Briefe von und an G. A. Bürger". III. S. 218 ff.

in der Ankündigung seiner auf Subskription gedruckten Ausgabe versprochen hatte, dass sie wenigstens $^1/_4$ neue Gedichte enthalten werde — was bei weitem nicht der Fall war —, benutzte dies der Rezensent, der offenbar auch auf Bürgers Gedichte subskribiert hatte, um die Bemerkung einfliessen zu lassen, dass „dergleichen nicht gehaltene Versprechen freilich jetzt sehr gewöhnlich, aber gewiss nicht löblich seien“ ... „und ein guter Dichter“ — so fährt er fort — „auch Herr Bürger vergebe es uns, wenn wir hier seiner gedenken — sollte eben, weil er ein guter Dichter ist, zu solchen Kunstgriffen sich nicht herablassen!“ Bürger verwies dem Ungenannten seine Anmassung in seiner Entgegnung in entschiedenem Tone, was zur Folge hatte, dass der Rezensent bei nächster Gelegenheit eine bescheidene Entschuldigung in demselben Blatte erscheinen liess.

In der Vorrede erklärt Bürger mit gewohnter Bescheidenheit, dass er nur von einigen seiner Gedichte zu hoffen wage, dass sie sein poetisches Dasein nicht ganz ohne Wert für sein Vaterland lassen würden. Bei der ungleich grösseren Menge derselben bedürfe er der Nachsicht. Enthalte diese Sammlung, sowohl in Materie als Form echtes poetisches Gold, so fassen es, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, vermutlich nur wenige Bogen. Die Aufgabe, Spreu und Weizen zu sondern, überlasse er jedoch der Kritik; er selbst halte sich dazu nicht für genug unbefangen. Den wahren Grund, warum Bürger vieles Minderwertige aufgenommen, verschwieg er seinen Lesern, wir erfahren ihn jedoch aus einem Briefe an Boie: „Du glaubst es nicht,“ heisst es dort, „wie gleichgültig mir die meisten meiner Gedichte, ein Dutzend etwa ausgenommen, sind. Ich hätte schon dieses Mal ein unbarmherziges Gericht ergehen lassen, wenn es nicht auf Korpulenz angesehen gewesen wäre.“ Von dem Wunsche beseelt, seinem Vaterlande keine Schande zu machen, werde er —, so versichert Bürger seine Leser — bei einer neuen Auflage dieser Sammlung der erste sein, „in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten alles, was deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft ent-

ehren könnte." Kurz berührt er sodann seine Ansichten über Volkspoesie, doch kleidet er sie in eine mildere, weniger kategorische Form, und erklärt, dass er mit gutem Vorbedacht alles, was er nicht populär gedichtet habe, wenn nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas preisgebe, woran er selbst am wenigsten Wohlgefallen habe.

Die beiden Bände der Ausgabe von 1789*) haben einen Gesamttitel, und jeder Band hat noch überdies einen von J. H. Meil geschmackvoll gestochenen Ziertitel. Den ersten Teil schmückt das wohlgetroffene Bild des Dichters von Riepenhausen. Von den zehn Kupfern zu einzelnen Gedichten sind die acht von Chodowiecki aus der ersten Ausgabe herübergenommen, die zwei neu hinzugekommenen von Meil (zum „Wilden Jäger" und zu „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain") stehen diesen an künstlerischer Vollendung nach, und Bürger war mit ihnen nicht zufrieden. Die Ausgabe enthält im ganzen 142 Gedichte, die nach Gattungen (lyrische, episch-lyrische und vermischte Gedichte) in drei Bücher geordnet sind. Eine Datierung der einzelnen Nummern fehlt in dieser Sammlung.

An den älteren Gedichten hat Bürger auch diesmal viel geändert, gefeilt und verbessert, ganze Strophen weggelassen und hinzugefügt. Doch sind es vorwiegend sprachliche Gründe, die den nach dem Ideale unanfechtbarer Korrektheit strebenden Dichter zu Neuerungen veranlassten. „Am meisten veränderte Lesarten," sagt A. W. Schlegel in seiner Besprechung in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, „findet man in der Nachtfeier der Venus, die dadurch an Fülle und Gedrängtheit des Ausdrucks gewonnen hat, ohne dass es der leichten, sanften Melodie, die durch das ganze herrscht, Eintrag thäte."

Bürger hatte über diese zweite Ausgabe der Gedichte mit Dieterich keinen Vertrag geschlossen. Nach des Dichters Aussage war das, was aus dem Verkaufe derselben bis April 1791 in

*) 46 und 272 S.; 10 S., 7 Bl. (Pränumeranten und Subskribenten) und 296 S. in 8°.

„Das Lied vom braven Mann".
Gestochen von Chodowiecki.

Titelkupfer der 2. Ausgabe
von J. H. Meil.

„Des Pfarrers Tochter von Taubenhain".
Gestochen von J. H. Meil.

seine Tasche geflossen war, „nicht der Rede wert“. Dennoch müsse es wohl ein gutes Geschäft gewesen sein, denn Dieterich habe gleich nach der ersten Messe eine neue Auflage und ein Jahr darauf abermals eine solche veranstaltet, jedoch ohne ihm ein Wort davon zu sagen, was wohl in dem Umstande seinen Grund hat, dass in dem freundschaftlichen Einverständnisse zwischen Dichter und Verleger damals eine kleine Störung eingetreten war. Dieterich verstand sich nämlich schlecht mit Elise, der dritten Gattin Bürgers, welche dieser 1790 heimgeführt hatte. Bürger fand es sonderbar, dass jener nicht mit ihm abrechnete, denn abgesehen davon, dass er kein Geld erhielt, blieben auch stets die alten Druckfehler stehen, und Druckfehler konnten ihm die Laune gänzlich verderben. Einen geringfügigen „Schnitzer“ in seiner Macbeth-Übersetzung („Zeichniss“ für „Zeugnis“) nennt er einen Nagel zu seinem Sarge. Als er seine hexametrische Homer-Übersetzung an Goeckingk sendet, schreibt er ihm: „Lasst mir keine Druckfehler einschleichen! Ich sage Euch sonst Wasser und Weide auf. Denn nichts ist mir greuelhafter als Druckfehler ... mir vergeht alle Lust und Liebe zu einem Werke, sonderlich an einem Gedicht, das durch die verfluchten und vermaledeiten Druckfehler entstellt ist ... Ganze Bogen hat mir Dieterich deswegen schon umdrucken lassen müssen.“ Es herrschte daher auch in Dieterichs Druckerei in diesem Punkt grosse Furcht vor Bürger. Wollte er doch im Ernste Dieterichs Korrektor einmal prügeln, und hätte es auch sicher gethan, „wenn er ihm in der ersten Wuth in die Klauen gefallen wäre“. Hätte er Sultans Macht in Händen, versichert Bürger, so würde er schon mehr als einmal einen Korrektor den anderen zum Abscheu und Exempel bei den Beinen haben aufhängen lassen. Ein anderes Mal will er, dass alle Setzer und Korrektoren aus ganz Deutschland zusammengebracht und durch eine preussische Grenadiergasse von 500 Mann drei Tage lang, jeden Tag zwölfmal, in Summa also 36 mal, gejagt würden.

Wie Bürger mit Dieterich über den Ertrag dieser Ausgabe seiner Gedichte ins Reine kam, ist nicht bekannt, aber gewiss zog

er daraus einen bedeutenden Gewinn, der ohne Zweifel noch viel grösser gewesen wäre, wenn ihn nicht — wie schon bei der ersten Ausgabe — die Nachdrucker, gegen die er nach wie vor erfolglos wetterte, sehr geschädigt hätten. Der Dichter widmete ihnen in der Vorrede viele, mit Ironie verbrämte Aufmerksamkeit; er nennt sie die wahren Verbreiter der Aufklärung, der Tugend, des guten Geschmackes, der feinen Lebensart und Sitten. Aber kaum war die rechtmässige Ausgabe erschienen, so wurde schon von drei oder vier Seiten her mit Nachdrucken gedroht, und ehe noch zwei Monate um waren, hatte Christian Gottlieb Schmieder, ein berüchtigter Nachdrucker, und der einzige, den Bürger in seiner Vorrede namentlich anführt, die Ausgabe in Karlsruhe unbefugt nachgedruckt, wobei er nur die Vorsicht anwandte, die gegen den Nachdruck gerichtete Stelle, in der sein Name vorkam, aus der Vorrede zu streichen.

Die Aufnahme, welche der Gedicht-Sammlung von 1789 zu teil wurde, war eine sehr geteilte. Es fehlte einerseits nicht an sehr schwärmerischen Rezensionen, wie z. B. jene von A. W. Schlegel; andere waren jedoch auch abfällig, wie die anonyme in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“*) oder die zwei Jahre später gleichfalls anonym erschienene in der jenaischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung“, als deren Verfasser man alsbald Schiller erkannte, und die einen so nachteiligen Einfluss auf Bürgers poetische Schaffenskraft geübt hat. An Wieland hatte er ein Exemplar seiner Gedichte mit der Bitte gesandt, dieselben im „Teutschen Mercur“ zu besprechen; als er jedoch einige Zeit später nach Weimar kam, hatte sie jener noch nicht gelesen. Er hob ihm gegenüber das „Hohe Lied“, wie er stets zu thun pflegte, hervor, aber weder Bürgers Brief, noch sein Besuch vermochten Wieland zu einer Anzeige der Gedichte zu bestimmen, woran nicht so sehr der Umstand, dass er damals überhaupt wenig Kritiken schrieb, als vielmehr seine Eingenommenheit gegen Bürger Schuld war, auf dessen Ilias-Übersetzung er, wie Goethe

*) Bd. XXXIX. 2. St. S. 181—220; Bd. XLIII. 2. St. S. 284—305.

und der Weimarische Hof noch immer vergebens wartete. Das „Hohe Lied" verursachte ihm seines Stoffes wegen (?) „die wiedrigste Empfindung", und er nahm später Schillers Partei.

* * *

Unter den Gedichten, welche zum ersten Male in der Ausgabe von 1789 erschienen, finden sich nur wenige, in welchen wir den Dichter der „Lenore" mit einiger Mühe wieder erkennen. Nach der Ballade „Der Kaiser und der Abt" hat Bürger nur mehr vereinzelte Gedichte geschrieben, welche populär wurden. Was er fortan schuf, steht meist tief unter den Produkten seiner poetischen Blütezeit, und wenn wir auch in späteren Dichtungen der alten Formvollendung ungeteilte Bewunderung zollen müssen, so halten sie doch in Bezug auf das innere Feuer und die Gewalt der Diktion mit jenen einer früheren Zeit keinen Vergleich aus.

Wir hatten im Laufe der Erzählung von Bürgers Leben bereits Gelegenheit, zweier Oden zu gedenken, durch welche er 1787 das Jubiläum der Göttinger Universität feierte. In dieselbe Kategorie gehören auch zwei andere Gelegenheitsgedichte, die aus dem vorhergehenden Jahre stammen; das eine besingt in schwülstigem Tone die Ankunft der Prinzen Ernst August, August Friedrich und Adolf Friedrich in Göttingen, und wurde von Bürger, der sich der Autorschaft wohl schämte, unter dem Namen seines Verlegers Johann Christian Dieterich in den Musen-Almanach für 1787 aufgenommen. Ohne Zweifel hat es der Dichter, dem jegliche Kriecherei und Wohldienerei bis in sein spätestes Alter verhasst war, auf Bestellung geschrieben. Dasselbe gilt von dem anderen Carmen, welches in horazischen Strophen über die Anwesenheit des Herzogs Friedrich von York, Fürstbischofs von Osnabrück in Jubel ausbricht. Das in poetischer Hinsicht sehr wenig fruchtbare Jahr 1785 hatte ein Gelegenheitsgedicht auf die „Hochzeit eines Weltumschiffers" gebracht. Unter letzterem ist der durch seine Teilnahme an den politischen Ereignissen der 90er Jahre bekannte, als Schriftsteller sehr vielseitige Johann Georg Adam Forster (geb. 1754, † 1794), der Sohn des

Naturforschers Johann Reinhold Forster zu verstehen, der mit seinem Vater an Cooks Reise um die Welt teilgenommen hatte, und sich damals mit Therese Heyne, einer Tochter von Bürgers Gönner, vermählte. Mit mehr Begeisterung besang Bürger 1789 die Vermählung seines Freundes und Arztes Dr. Althof mit einer Demoiselle Kuchel in dem Gedichte „An den Apollo", das sauber, auf weissem Atlas gedruckt wurde.

Volkstümlicher ist der Ton in dem „Blümchen Wunderhold", und in der dem Altenglischen — die Quelle ist das in Percys Sammlung enthaltene Gedicht „Child Waters" — entnommenen Ballade „Graf Walter". Der Stoff zu dem „Lied von Treue" ist der Bibliothèque des romans*), und zwar dem Auszuge aus dem „ungedruckten Ritterroman von Tristram und der schönen Yseult" entnommen. Bürger, der schon 1778 durch Boie auf das Sujet aufmerksam gemacht worden war, wurde 1781 durch Fr. L. Stolbergs Ballade „Schön Clärchen" neuerdings an dasselbe erinnert, sein Gedicht entstand jedoch erst 1788.

Das bereits erwähnte „Hohe Lied von der Einzigen, in Geist und Herz empfangen am Altare der Vermählung", mit dessen Plan sich der Dichter kurz nach dem Tode Mollys zu beschäftigen begann, zeigt besser als jedes andere die grosse Wandlung, welche Bürgers dichterische Individualität zu jener Zeit bereits durchgemacht hatte. „Meine Kraft ist dahin," schrieb er an Boie, „was mir noch übrig ist, das will ich zur Verherrlichung meiner Unvergesslichen zusammenraffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe so viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verursachte, nicht mehr vergelten." Er liess die Idee jedoch fallen, und die grosse, über 400 Verse umfassende Hymne wurde erst im Winter 1788/89 unter Schlegels Mithilfe ausgearbeitet. Bürger hielt sie für die vollendetste Schöpfung seiner Muse. Er schreibt an Meyer, die neue Ausgabe seiner Gedichte werde in extenso zwar nicht viel Neues enthalten, desto mehr in intenso. Denn

*) April 1776. S. 159.

die ersten zerstreuten Klänge des göttlichsten der Liebesgesänge seien nun in ein opus aere perennius vereinigt. Er habe wie Gott der Herr angesehen was er gemacht habe, und siehe da, es sei sehr gut ... Wer ihn sonst nur für einen Meister der Kunst erkennen wolle, der solle auch hoffentlich einräumen, dass dieser sein liebster, sein teuerster Gesang, sein Meisterstück sei, dass er nie etwas Besseres gemacht habe, nie etwas Besseres machen könne und machen werde. Er spiegle sich darin so gerne, wie Narciss in seiner Quelle.

Eine weitere Bereicherung der Ausgabe bilden zwölf Sonette, welche sämtlich im Winter 1788/89 gedichtet wurden. Bürger wurde durch die Lektüre italienischer und spanischer Dichter, die ihn in eine lange nicht mehr gefühlte Begeisterung versetzte, angeregt, sich dieser metrischen Form zuzuwenden, in welcher er sich kurze Zeit sehr gefiel. In den meisten dieser Sonette lebt die Erinnerung an Molly fort, wenn auch Petrarca oft das direkte Vorbild war (wie z. B. in „Überall Molly und Liebe", „Die Unvergleichliche"); dieser tiefste Schmerz des Dichters, der ihn bis zu seinem Tode nicht verliess, findet in denselben einen zarten, wohltönenden Ausdruck. Der Bürger, welcher Petrarcasche Sonette machte, war nun freilich nicht mehr der kraftvolle Volksdichter, der in den Fragmenten „Aus Daniel Wunderlichs Buche" den Naturalismus in der Poesie gepredigt hatte, und wir müssen Voss in seiner verspäteten Rezension über Bürgers Sonette in der Jenaischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung"*) beistimmen, wenn er sagt, dass der Dichter erst bei versiegender Kraft dem Künsteln und dem Tande des Herkommens geneigt geworden sei. Das Sonett sei ihm nur eine sehr bequeme Form gewesen, um allerlei poetischen Stoff von kleinerem Umfange, womit man sonst nichts anzufangen wisse, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen, und 15 Jahre früher hätte Bürger den gesamten Stoff seiner Sonette, etwa die komisch ernsthafte Schnurre an den jungen Aar (A. W. Schlegel) aus-

*) 1808 Nr. 128—131.

genommen, schwerlich für poetisch angesehen. Man entkleide den Gedanken seines krausfaltigen Talars mit den Glöcklein am Saum, und betrachte, was hervorschlüpfe. Es werde sich zeigen, dass Bürger nicht für seinen poetischen Stoff eine angemessene Form, sondern für die herkömmliche Form einen Stoff, wie er sich fand, zugeschnitten habe. Dagegen müssen wir im Widerspruche mit Voss die sprachliche Vollendung der Sonette in Schutz nehmen. Wir wissen aus einem Briefe des Dichters an Meyer, dass er im Januar 1789 fast täglich ein Sonett dichtete. In der Vorrede zu der Ausgabe seiner Gedichte sagt Bürger, dass ein gutes deutsches Sonett demjenigen, der nur einigermassen Ohr habe, seiner Sprache mächtig sei, und ihren Knoten, deren sie freilich leider genug habe, auszuweichen verstehe, nicht viel schwerer sein könne, als jedes andere kleine gute Gedicht von diesem Umfange. Und wenn ein Sonett gut sei, so schlage es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das Hin- und Herschweben seiner Rhythmen und Reime wirke auf seine Empfindung beinahe ebenso, als ein von einem schönen, anmutigen bescheidenen jungen Paare schön und mit bescheidener Anmut getanztes kleines Menuett, und in dieser Stimmung halte er es für sehr wahr, was Boileau sagt:

„Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme."

Das Sonett müsse aber aus der Seele, es müsse von Zungen und Lippen gleiten, glatt und blank wie der Aal, welcher, der Hand entschlüpfend, auf dem betauten Grase sich hinschlängelt. Wenn man versuche, das gute und vollkommene Sonett in Prosa aufzulösen, so müsse es einem schwer werden, eine Silbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben, oder anders zu stellen, als alles das im Verse stehe. Als Muster eines solchen Sonettes führt er „Das Lieblichste" von seinem „jungen vortrefflichen Freunde" August Wilhelm Schlegel an „dessem grossen poetischen Talente Geschmack und Kritik mit mannigfaltigen Kenntnissen verbunden, schon frühe die gehörige Richtung gaben."

Bürger hatte sich an den jungen Schlegel (geb. 1767), der seit 1786 in Göttingen Theologie und Philosophie studierte, sehr

eng angeschlossen, und im Winter 1788/89, der ihm manche Enttäuschung brachte, beschränkte er seinen Verkehr fast lediglich auf ihn. „Er ist sehr oft bei mir," schreibt Bürger an Meyer, „so dass ich fast diesen ganzen Winter seit Eurem Abschied keinen anderen Umgang gehabt und verlangt habe. Ich muss ihm aber auch das Verdienst um mich einräumen, dass er durch sein Anschüren und Blasen die alte, fast hinsterbende Flamme meines Busens wieder emporgebracht hat." Bürger schätzte die Kenntnisse und Talente des 19jährigen Studenten so hoch, dass er sich nicht daran genügen liess, die Vorrede mit einem von Schlegels Sonetten zu „würzen", sondern er besang diesen „poetischen Sohn, an dem er sein Wohlgefallen hat", auch noch selbst in einem Sonette. Interessant ist es in den Werken beider aus jener Zeit, den wechselseitigen Einfluss von Schüler und Meister auf einander zu verfolgen. Wie Bürger damals auf die von Schlegel hochverehrten Koryphäen romanischer und englischer Litteraturen zurückgriff, so war jener bestrebt, in seinen Elaboraten den Bürgerschen Ideen über die äussere und innere Gestalt eines poetischen Werkes gerecht zu werden. Wie sehr es dem „jungen Aar" hierum zu thun war, beweist sein Gedicht „Ariadne", an welchem er in den ersten Monaten des Jahres 1789 arbeitete, und welches von Bürger 1790 in die „Akademie der schönen Redekünste" aufgenommen wurde.

Die Hauptbeschäftigung der beiden Dichter während der langen Abende des Winters 1788/89 bildete die gemeinsame Übersetzung von Shakespeares „Sommernachtstraum", von welcher einige Bruchstücke 1797 in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" erschienen.*) In ihr treten die grundverschiedenen Individualitäten des originellen, unschmiegsamen Bürger und des formgewandten, in der Übersetzung ungleich gewissenhafteren Schlegel charakteristisch zu Tage.

Bürger hat einen verhältnismässig kleinen Anteil an der ge-

*) Nr. 347 (wiederholt durch Michael Bernays im Archiv für Litteraturgeschichte 1, 110 ff.); mit den übrigen Resten publiziert bei Bernays „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare". Leipzig 1872. S. 53 ff.

meinsamen Arbeit; er übersetzte nach Schlegels Angaben und dem unwiderleglichen Zeugnisse der uns erhaltenen Manuskripte nur einige der Lieder und gereimten Scenen, besonders solche, in denen das Elfenwesen hervortritt, und einige Liebesepisoden. Wie gering jedoch seine thätige Mitarbeiterschaft auch war, so bestimmte doch er die künstlerischen Grundsätze, welche für die Übersetzung massgebend waren.

Der Stoff des Sommernachtstraums bringt es mit sich, dass Bürger hier den Ton des Originals schlechter treffen musste, als im Macbeth. Wir vermissen die ursprüngliche Grazie des Engländers nur zu oft in den von Bürger verdeutschten Stellen. Sein „Droll" hält mit dem zierlichen Poltergeiste Puck keinen Vergleich aus; die Liebespaare, die er in Anlehnung an das deutsche Schäferspiel in Alexandrinern sprechen lässt, sind bei ihm hölzern und marionettenhaft. Die Kraftausdrücke, mit denen er nach Gewohnheit nicht sparsam ist, stimmen wenig zu dem Geiste des Ganzen.

Schlegel hat später die Übersetzung des Sommernachtstraums, welche den ersten Versuch seiner Shakespeare-Übertragung darstellt, umgearbeitet, wobei er jedoch immerhin manche Wendung von Bürger beibehalten konnte. Der warmen und aufrichtigen Verehrung, welche er seinem Lehrmeister entgegenbrachte, hat Schlegel wiederholt lebhaften Ausdruck gegeben. Der erste Beweis derselben ist die Besprechung der Ausgabe der Gedichte von 1789 in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen.*) Schon hier kulminiert seine Bewunderung in der Betrachtung des „Hohen Liedes" — ein Standpunkt, der ihm wohl von dem Dichter selbst nahegelegt worden ist. Er nennt es das Erhabenste und Vollendetste in der lyrischen Poesie, was unsere Sprache aufzuweisen habe. Schlegel widmete diesem Werke kurz darauf noch eine zweite sehr umfangreiche Lobrede im „Neuen Deutschen Museum".**) Bürger sandte sie Boien zu, und meinte, der Aufsatz lobe sich

*) 109. Stück vom 9. Juli 1789. Wiederholt in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 45, 585 ff. (1894).

**) 2, S. 205—214 und S. 306—348 (1790). Wiederholt ib. S. 588 ff.

August Wilhelm von Schlegel

August Wilhelm von Schlegel.

Nach einem Stiche von Zumpe (frühestes Bild).

hinlänglich selbst, so dass er darüber schweigen könne. Er erschien auf Bürgers Wunsch anonym, um nicht manche Leser an das „Manus manum lavat" zu erinnern. Das Honorar, welches Schlegel von Boie für die Arbeit erhielt, betrug mehr als 17 Reichsthaler.

Die Besprechung des „Hohen Liedes", welche zum Teil gegen eine, schon oben erwähnte gehässige Beurteilung von Bürgers Gedichten in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" gerichtet war, ist mit Äusserungen des höchsten Lobes ungewöhnlich verschwenderisch. Nur einmal könne ein Künstler ein solches Werk schaffen, wie es viele schöne Statuen der Apollo gebe, aber nur einen Apollo von Belvedere; wie Phidias auch nur einen Jupiter Olympius habe bilden können: „Bürger habe als Mann geleistet, was er als Jüngling für Ruhm nicht hätte leisten können. Diesmal aber dichtete er nicht für Ruhm. Er wollte der Leidenschaft, die sein Leben erfüllt hatte, ein Denkmal setzen. Da schuf er das „Hohe Lied". Es erscheine darin die sorgfältigste Abrundung mit unverfälschter Natur und Wahrheit; Fülle mit Gedrängtheit, Kühnheit mit Genauigkeit des Ausdruckes; Majestät mit Leichtigkeit; Stärke mit Zartheit; Erhabenheit mit Grazie auf eine bezaubernde Weise gepaart. Man möchte sagen: der Dichter rede gar nicht mit Worten, sondern er spreche in bildlichen Zeichen des Himmels und der Erden, wie die Götter ihren Willen nur in Gesichten kund thun. Man stehe im Anschauen verloren und es bleibe nur ein verwirrter Eindruck zurück, weil das, was man sah, zu glänzend und überirdisch war. Schliesslich stellt Schlegel das „Hohe Lied" mit der „Elegie als Molly sich lossreisen wollte" zusammen. Er gibt dem ersteren den Vorzug, und meint, dass die Nachwelt an diesem stolzen Monumente die Grösse des Künstlers messen werde. Wir müssen der Elegie wohl den ersten Platz einräumen. Der unübertreffliche Schwung derselben wird stets anziehender sein, als die mehr ruhige, abgeklärte Schönheit der zu lange ausgesponnenen Hymne.

Schlegel beendete im Sommer 1791 seine Göttinger Universi-

tätsstudien, um sich auf vier Jahre nach Amsterdam zu begeben, wo seiner eine verhältnismässig angenehme Hauslehrerstelle wartete. Bis 1792 blieb er in lässiger Korrespondenz mit Bürger, dem er sich in demselben Masse, als er selbst ein Jünger Schillers wurde, immer mehr entfremdete. Als 1796 Schiller ihm gegenüber die von Bürger übersetzten Hexenscenen des Macbeth als eine „echt Bürgersche Pfuscherei, so arg als irgend eine von ihm" bezeichnete, stimmte ihm Schlegel sogar bei. Dennoch hat er dem Andenken seines alten Freundes noch sieben Jahre nach dessen Tode in seinen „Charakteristiken und Kritiken"*) eine warme Würdigung zu teil werden lassen, die ihn in manchen Stücken sogar gegen die harte, ihm von Schiller widerfahrene Beurteilung in Schutz nahm. Schlegels Aufsatz gehört unstreitig noch heute zu dem besten, was in ästhetisch-kritischer Hinsicht über Bürger geschrieben wurde.

* * *

Bürgers Beschäftigung mit italienischer und spanischer Poesie im Winter 1789 hat noch eine Frucht gezeitigt — sein als Fragment in einem Gesange auf uns gekommenes Epos „Bellin". Diese 26 Ottaverimen sind eine freie Bearbeitung der Giocondo-Episode aus Ariosts Rasendem Roland (28. Gesang), für welche er in Lafontaine einen Vorgänger hatte. Der Dichter zeigt in der Behandlung des südlichen, in Deutschland damals noch wenig eingebürgerten Versmasses grosses Geschick, dessen er sich selbst wohl bewusst war, denn er meinte, Boies Zünglein sollte nach der Arbeit nicht wenig leckern, wenn er ihm nur ein paar Strophen zu kosten gäbe. Bürger arbeitete noch Ende Oktober 1791 an diesem Werke, aber ausser dem erwähnten Fragmente gab er nichts mehr davon in Druck.

„Bellin" erschien im 3. Stücke der „Akademie der schönen Redekünste"**), einer von Bürger 1790 gegründeten

*) 2 Teile. Königsberg 1801. II. S. 1 ff. Wiederholt in A. W. Schlegels Sämtliche Werke VIII. 64 ff.

**) 1. Bd. 3. St. (Berlin 1791.) S. 225 ff.

Zeitschrift, der keine lange Existenz beschieden war. Die Idee, eine solche herauszugeben, hegte er schon seit langem, und 1789 begann er sich ernstlich mit derselben zu beschäftigen. Er wollte sie damals „Das Pantheon des Geschmacks und der Kritik desselben" nennen. Da er sich mit Schulmeisterei nicht abgeben mag, und keine Weisheit lehren kann, weil niemand sie von ihm lernen mag, will er seine Zeit auf diese Weise nicht pro bono publico, doch pro bono privato anwenden. Er hat an Poesie und Prosa aus seiner und aus Schlegels Feder soviel beisammen, dass er einen hübschen Anfang damit machen könne. Der Fortgang sei alsdann der Hilfe der Götter überlassen. Bürgers Freund Meyer schrieb ihm schon damals in scherzendem Tone: „Nach dem, was Ihr mir sagt, ist ja wohl auf das erste Stück des Pantheon zu rechnen. Dass kein zweites je erscheint, versteht sich von selbst." Auch der Gothaer Journalist Julius Wilhelm Hamberger († 1813) hatte ihm zu einer politischen Zeitung geraten, und als zur Ostermesse 1790 das erste Heft der „Akademie", eingeleitet mit einem schwungvollen „Gebet der Weihe", ausgegeben wurde, sagte er ihm sofort, sie sei zu gross angefangen und werde daher nicht abwerfen, was sie könnte. „Lieber klein angefangen, und gross geendigt," meinte er. Die Zeitschrift erschien zu Berlin in der akademischen Kunst- und Buchhandlung „in einem gar saubern Röcklein". Ein Personenwechsel in der Leitung der Verlagshandlung, und wohl auch der geringe Absatz, den das Journal haben musste, liessen das Unternehmen zu Bürgers Verdruss bereits nach dem Erscheinen von drei Heften (Oktober 1791) ins Stocken geraten. Ein viertes, zu welchem Bürger noch die Materialien selbst geordnet hatte, sowie das erste Stück eines zweiten Bandes erschienen erst nach seinem Tode (1797), „fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten".

Im Jahre 1789 wurde Bürger auch Mitarbeiter der Jenaischen „Allgemeinen Litteratur-Zeitung", deren Herausgeber, Christian Gottfried Schütz, ein Universitätskollege des Dichters war. Schon 1785 war Bürger, wie er Bertuch gelegentlich eines Aufenthaltes in Pyrmont sagte, gesonnen, ein Referat über

poetische Neuerscheinungen zu übernehmen. Er trat damals mit Schütz in Korrespondenz, und das Honorar wurde mit 15 Reichsthaler oder 3 alten Louisd'or pro Bogen fixiert. Einen förmlichen Kontrakt ging Bürger noch nicht ein; er versicherte jedoch, die versprochenen Rezensionen pünktlich abzuliefern. Dies geschah indes nicht, und Schütz hatte noch im April 1789, als Bürger bei ihm in Jena zu Besuche weilte, keinen Beitrag von ihm erhalten. Dennoch kam es damals zu einem definitiven Abkommen und Bürger scheint den ihm von Schütz eingesandten Kontrakt nun auch unterzeichnet zu haben. Mitte Juli schickte er ihm zwei ihm aufgetragene „Rezensiönchen", die jedoch heute schwer herauszufinden sind, da die Mitarbeiter der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" ihre Beiträge nicht einmal mit Chiffren unterzeichneten. Strodtmann glaubt nach Stil und Haltung die Besprechungen der Gedichte von F. L. Zacharias Werner*) und von Theodor Beck**), wenn nicht gar sämtliche Rezensionen in Nr. 234 (vom 6. August 1789) des genannten Journals, für Werke Bürgers halten zu dürfen. Später scheint der Dichter für dieses Blatt — abgesehen von seiner Polemik mit Schiller — nicht mehr thätig gewesen zu sein. Eine unvollendete Rezension über die 1787 zu Wien in 2 Bänden erschienene Ausgabe von Blumauers Gedichten war für die „Allgemeine Litteratur-Zeitung" oder für die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" bestimmt. Bürger erklärte sich darin vollkommen mit jenen einverstanden, „welche Herrn Blumauer zu den vorzüglichsten Dichtern unserer Nation zählen", hatte jedoch gegen manche Gedichte Einwände zu erheben.

Das letzte volkstümliche Werk, welches Bürger geschaffen, und durch welches er sich auch als Erzähler Lorbeeren erwarb, ist der „Münchhausen", bei welchem dem Dichter indessen ein verhältnismässig geringes Verdienst zukommt. Die 1786 zuerst erschienenen „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustigen Abenteuer des Freiherrn von Münch-

*) Königsberg 1789.
**) St. Gallen 1789.

hausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte", sind — wie dies auch auf dem Titelblatte vermerkt ist — „aus dem Englischen übersetzt", und nur „hier und da erweitert". Bürger selbst hat seinen Namen weder bei der ersten noch bei der zwei Jahre später veröffentlichten zweiten Ausgabe genannt*); der erste, welcher seine Autorschaft öffentlich bezeugte, war Dr. Althof in seiner Biographie des Dichters.

Der Verfasser des englischen Buches ist Rudolph Erich Raspe (geb. 1737, † 1794), der seit 1767 zu Cassel Rat, Professor der Altertümer und Inspektor der Kunst- und Münzsammlungen war. Als er die letzteren bestahl, sah er sich genötigt (1775), nach England zu entfliehen, wo er 1786 seinen Münchhausen publizierte. Raspes Münchhausen ist seinerseits noch viel weniger als originell zu bezeichnen als Bürgers Bearbeitung. Er ist nur eine Übersetzung einer Anzahl von Anekdoten, welche einige Jahre früher unter dem Gesamttitel „M-h-s-nsche Geschichten" in dem „Vade Mecum für lustige Leute"**) von einem anonymen Einsender veröffentlicht worden waren. Das Werk ist daher, wenn es auch erst auf dem Umwege über England seinen Platz in der Geschichte deutscher Litteratur eroberte, dennoch deutschen Ursprungs. Der Held der Geschichten, der Freiherr Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen (geb. 1720, † 1797), der zu Bürgers Zeiten noch lebte, und als Kürassier-Rittmeister in russischen Kriegsdiensten stand, war durch sein wahrhaft geniales Erzählertalent damals in Deutschland weithin bekannt. Die Geschichten, welche er „ganz kavalierement, zwar mit militärischem

*) 1. Ausgabe. London (Göttingen, Dieterich) 1786. 120 S. in 8°. Mit 9 nicht signierten, angeblich von Riepenhausen gestochenen Kupfern, von welchen 4 der englischen zweiten Ausgabe nachgemacht sind. — 2. Ausgabe. ib. 1788. 176 S. in 8°. Mit 11 Kupfern, wovon 8 aus der 1. Ausgabe herübergenommen sind.

**) Vade Mecum für lustige Leute, enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze, witziger Einfälle und spasshafter kurzer Historien aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. 8. Teil. Berlin 1781. S. 82—102. 9. Teil. ib. 1783. S. 76—79.

Nachdruck, doch ohne alles Pathos mit der leichten Laune eines Weltmannes und als Sachen, die sich von selbst verstehen", zum besten gab, gehen durchwegs auf ältere Novellen- und Schwankbücher zurück, doch ist nicht anzunehmen, dass er selbst aus diesen Quellen schöpfte; er entnahm sie vielmehr der mündlichen Überlieferung, speziell dem Jägerlatein seines Leibjägers Rösemeyer.

Die erste Ausgabe von Raspes Münchhausen (1786), welche nur die Geschichten des Vademecums in veränderter Reihenfolge wiedergab, erlebte binnen wenigen Monaten vier Auflagen; erst die 5. Auflage enthielt einen von dem englischen Verfasser neuhinzugegebenen Appendix (die Seeabenteuer), der seinerseits wieder auf verschiedene Quellen zurückgeht. Bürger vermehrte die 17 Raspeschen Geschichten in der ersten Ausgabe seines Münchhausen um 8, in der zweiten um weitere 5, im ganzen also um 13 Nummern, welche dem Umfange nach ca. ein Drittel des Werkes auf seine Rechnung bringen. Unter die Bürgerschen Zuthaten sind die besten und populärsten Abenteuer des Freiherrn zu rechnen, so jenes, welches erzählt, wie er Enten mit Speck fängt, und sich von ihnen in die Lüfte erheben lässt, ferner, wie der Freiherr Hühner mit dem Ladstock schiesst, wie er sich nebst seinem Pferde am eigenen Haarzopfe aus dem Morast zieht, wie er einen Bären an einer Wagendeichsel fängt, der Ritt auf der Kanonenkugel, der Sprung mit dem Pferde durch die aufgezogenen Fenster einer Kutsche u. a. Bei dem ganzen Werke stand Bürger der witzige und belesene Lichtenberg als Kollaborator hilfreich zur Seite.

Aus einem Briefe des Dichters an Dieterich wissen wir, dass er von dem Verleger für diese Arbeit, wie für den Macbeth k e i n Honorar bezog. Der Absatz des Buches scheint indes ein bedeutender gewesen zu sein, da Dieterich zwei Jahre darauf (1788) eine zweite vermehrte Auflage drucken liess. Die Bearbeitung des „Münchhausen" scheint Bürger mit einem Nachkommen des berühmten Aufschneiders, dem Freiherrn Carl von Münchhausen, zusammengeführt zu haben, der 1797 mit Seume „Rückerinnerungen" herausgab, und 1836 als Oberstlieutenant starb. Er wurde

in der Folge Mitarbeiter am Musen-Almanach und wartete, wie viele Freunde des Dichters, stets vergebens auf dessen Briefe.

Im Jahre 1790 schrieb Bürger noch die Vorrede zu Karl Gottlieb Bocks Übersetzung von „Des Publius Vergilius Maro Lehrgedicht vom Landbau“ (Leipzig 1790). — Eine Biographie Julius Cäsars, die er zur Zeit seiner ersten Beschäftigung mit Kant plante, blieb auf „einige ganz unbedeutende Collektaneen“ beschränkt.

Betrachten wir Bürgers publizistische Thätigkeit in dieser Zeit, so können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, dass er den Zenith produktiven Schaffens bereits überschritten hatte. Seine jugendliche Energie, seine feurige Begeisterung waren geschwunden, er suchte sich in Übersetzungen und journalistisch-kritische Arbeiten zu vertiefen, mit denen er jedoch wenig Glück hatte, und die ihm selbst nicht recht zusagten. Dazwischen kam er zu der Einsicht, dass er nichts Bedeutenderes schaffen könne, als seine Gedichte, und er beschloss daher, ungeachtet aller früheren Beteuerungen, diese dennoch abermals, und zwar diesmal in einer ihrer in jeder Hinsicht würdigen Ausgabe der Nachwelt zu überliefern. Es sollte eine „ausserordentliche“, eine Prachtausgabe, sein, die er bereits im Oktober 1789 in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ ankündigte, „mit einer solchen Auswahl, Politur und Korrektheit des Textes, dass hoffentlich über Mangel und Unvollkommenheit keine Unzufriedenheit entstehen solle“. Sie sollte mit schönster Didotscher Schrift auf papier velin gedruckt werden, der Subskriptionspreis einen Louisd'or (zu 5 Reichsthalern) betragen. Über viele seiner poetischen „Kindlein“ wollte er diesmal erbarmungslos ein Todesurteil ergehen lassen. Eine grosse Anzahl von Gedichten der früheren Ausgabe, wie die Europa, Frau Schnips, Die Menagerie der Götter, Fortunens Pranger, An ein Maienlüftchen, Stutzertändelei, An Themiren, und „mehrere von dem kleinen Plunder“ sollten wegbleiben, andere einer gründlichen Umarbeitung unterzogen werden.

Wie Bürger diese Ankündigung durch die Vermittlung der Frau seines Freundes Schütz in der „Allgemeinen Litteratur-

Zeitung" einrücken liess, so sandte er sie in gleicher Absicht an Frau Charlotte Hamberger, Frau Caroline Bertuch und Frau Professor Ehrmann, „da er die Grille habe, nur die wackern Weiber um die Beförderung derselben anzusprechen". Denn er sei in Stunden der Anfechtung bisweilen eitel genug, sich einzubilden, dass er zarten, weiblichen Ohren und Herzen sein Leben lang Süsses genug vorgesagt und vorgesungen hätte, um Weiberhuld auf eine solche Probe setzen zu dürfen. Auch die Freunde mussten natürlich ihr Möglichstes thun, aber ihre Bemühungen schienen diesmal nicht von dem gewohnten Erfolge gekrönt zu sein. Bürger dachte, das deutsche Publikum hätte mehr Ehre im Leibe, aber es sei ein wahrer Lausejunge, der sich nicht schäme und nicht gräme. Bis zum März 1790 hatten sich erst 130 Subskribenten gemeldet, womit nichts anzufangen sei. Es müssten ihrer mindestens noch einmal so viele sein. Aber der Lausejunge behelfe sich lieber mit Nachdrucken der früheren Ausgabe. Im Sommer 1790 war es Bürger zweifelhaft, ob die Ausgabe überhaupt zu stande kommen werde; uud wenn dies der Fall sei, so könne er doch auf keinen Gewinn rechnen. Zwar habe Dieterich, soviel Bürger ihn verstanden zu haben glaubt, Druck und Papier umsonst zu liefern versprochen, wenn er dafür eine Anzahl von Exemplaren für sich abdrucken dürfe, aber die Pränumeranten liessen nach wie vor auf sich warten. Erst als Boie im Winter 1791 den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, der auf 20 Exemplare subskribierte, nebst manchen anderen Persönlichkeiten des höchsten holsteinischen Adels warb, begann Bürger zu hoffen, er werde die Ausgabe noch in diesem Jahre zu stande bringen. Allein so weit kam es nicht. Es war Bürger nicht beschieden, die dritte Sammlung seiner Gedichte selbst herauszugeben, obwohl er den Gedanken daran bis zu seinem Tode nicht aufgab, und nach der abfälligen Beurteilung seiner Gedichte durch Schiller die Feile mit doppelter Aufmerksamkeit handhabte, um der Nachwelt seine Werke in einer unanfechtbaren Form zu hinterlassen.

Bürgers Ansehen war damals noch immer im Steigen be-

griffen, und alt und jung sah zu dem Meister der Ballade mit einer Art frommer Bewunderung empor. In dem Jahre, welches die zweite Ausgabe seiner Gedichte brachte (1789), ehrte ihn sein Jugendfreund Fritz Graf zu Stolberg durch die Widmung eines Schauspiels mit Chören: „Apollons Hain", welches in Boies „Deutschem Museum" *) gedruckt wurde, und der damals siebzehnjährige Romantiker Friedrich von Hardenberg (Novalis) (geb. 1772, † 1801) gab seinem Enthusiasmus für den Dichter der „Lenore" in ungeschlachten Versen Ausdruck. Er flehte ihn darin an, nur einmal des Jahres sein zu gedenken.

XXVI.

Das Schwabenmädchen.

1789—1790.

Elise Hahn, ihre Gegner und Verteidiger — Die „Ehestandsgeschichte" und Ebelings Rettungsversuch — Elisens Gedicht an Bürger — Seine Erwiderung — Ihre Persönlichkeit — Frau Ehrmanns Vermittlerrolle.

Mit dem Herbste des Jahres 1789 beginnt die für den Biographen interessanteste, zugleich aber auch traurigste Epoche in Bürgers Leben, die Zeit seiner dritten Ehe mit dem „Schwabenmädchen" Elise Hahn, welche nach zwei Jahren eines höchst unglücklichen Zusammenlebens gerichtlich getrennt werden musste, und zu beklagenswerter Berühmtheit gelangt ist. Elise Hahn erfreut sich in der Litteraturgeschichte nicht des besten Andenkens. Die billig denkenden Zeitgenossen verurteilten sie ausnahmslos, und bereits um die Wende des vorigen Jahrhunderts, da sie zu den gefeiertsten Schauspielerinnen zählte, wurden verschiedene Stimmen laut, welche ihr ihre Ehe mit dem Dichter in den schärfsten Ausdrücken vorrückten. Schon 1799 teilte

*) August 1789. S. 113—166.

Wedekind im Allgemeinen Litterarischen Anzeiger*) „Des Dichters Gottfried August Bürgers dritte Heiratsgeschichte aus einem eigenhändigen Briefe desselben“ mit; am schwersten schädigte ihren Ruf jedoch das 1812 erschienene, seitdem viel besprochene Buch: „Gottfried August Bürgers Ehestands-Geschichte“ **), worin die meisten der Briefe, welche sich auf diese unglückliche Verbindung beziehen, in extenso abgedruckt sind. Der Name des Herausgebers erscheint zwar nicht auf dem Titel, doch kann mit ziemlicher Sicherheit Karl (von) Reinhard, dem wir auch die ersten posthumen Ausgaben der Werke Bürgers verdanken, dafür angesehen werden. Aus dem ganzen Unternehmen spricht weniger eine freundschaftliche Gesinnung für den dahingegangenen Bürger, als vielmehr eine gewisse Animosität gegen Elise, welche wir indes bei einem warmen Verehrer des Dichters entschuldbar finden. Karl Reinhard, oder wie er sich später kraft eigener Entschliessung als Ehrenmitglied des weltlichen Stiftsherrnordens von St. Joachim nannte: Karl von Reinhard, war 1769 in Helmstädt geboren und kam 1792 als Privatdozent der Ästhetik nach Göttingen; Bürger schrieb damals, Reinhard gedenke ihm die ästhetischen und stilistischen Brotkrumen auf der daran so ergiebigen Georgia Augusta vor dem Maule wegzuschnappen; dafür habe er ihm einen höchst malitiösen Streich gespielt, indem er eines seiner Leiermatzlieder***) — denn Reinhard dichtete auch — neben seiner Heloise im Musen-Almanach abdrucken liess. Nichtsdestoweniger schätzte er den jungen Mann, der 1804 kaiserlich gekrönter Dichter, 1807 Gothaischer Hofrat wurde, und jener ging in seiner Verehrung für Bürger so weit, dass er selbst eine Molly besang. Reinhard begab sich 1811 nach Hamburg, 1820 nach Berlin und starb 1840 zu Zossen.

*) S. 1516 f.

**) Berlin und Leipzig bei Ferdinand Schulz u. Co. 1812. 258 S. in kl. 8°. — Der Verlag ist fingiert. Die Firma hiess Vollmer und war in Hamburg; sie druckte auch unter dem Namen Herold junior. Die Ehestandsgeschichte wurde in demselben Jahre 1812 in Wien nachgedruckt.

***) Die Elegie „An Malwina. Nach der Trennung.“ Musen-Almanach für 1793. S. 33—42.

Gottfried August Bürger.

Gottfried August Bürger.

Nach dem Stiche von Riepenhausen (1789).

Bei dem Charakter des Schwabenmädchens fiele es niemandem ein, zu fragen, ob sie oder Bürger die Schuld an dem höchst unglücklichen Verlaufe ihrer Ehe treffe, wenn nicht in Friedrich Ebeling der dritten Gattin Bürgers ein warmer Verteidiger erstanden wäre, der die „Verleumdete" in einem Buche von allen Vorwürfen reinigen und sie als einen Spiegel der Tugend hinstellen wollte, indem er die Schuld zum grössten Teile Bürger selbst zuschrieb. Ebeling sprach der „Ehestandsgeschichte" von vorneherein jede Authentizität ab, indem er sagte, Reinhard seien bei der Publikation bloss die ersten Konzepte von Bürgers Hand vorgelegen, in welchen die Briefe noch keineswegs ihre definitive Gestalt hatten. Ausserdem aber fände sich in ihnen auch manche tendenziöse Interpolation. Bürger soll nämlich zur Zeit seiner dritten Heirat den Verkehr mit Reinhard aus nicht ganz aufgeklärten Gründen abgebrochen haben, so dass dieser ihn nicht mehr in seinem Hause besuchen konnte. Er kannte Elise daher nicht näher, und hatte über ihren Charakter kein selbständiges Urteil. Die Art, wie er dazu kam, eine Publikation wie die „Ehestandsgeschichte", deren Spitze sich gegen Elise wandte, herauszugeben, erklärt Ebeling auf sehr eigentümliche Weise.

Wie Reinhard Elisen, so kannte auch sie ihn nur dem Namen nach. Da jener schon in den ersten Jahren nach Bürgers Tode sein Möglichstes gethan haben soll, um Elise in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, konnte er wohl auch vermuten, dass sie ihm nicht sehr gewogen sei. Demungeachtet stattete er ihr am 15. Juni 1800 einen Besuch ab, bei welchem er ihr so herzlich begegnete, dass sie seine Zärtlichkeit durch eine Ohrfeige abwehren musste, die er „verblüfft, aber lächelnd" hinnahm. Beim Abschiede sagte er zu ihr: „Madame, Sie haben mich zu Ihrem Schuldner gemacht, ich hoffe mich revanchieren zu können." Elf Jahre später versuchte er es abermals, sich ihr zu nähern, jedoch mit ebenso geringem Erfolge. Damals soll der Gedanke der Rachethat in ihm gereift sein, welche uns in der Ehestandsgeschichte vorliegt. Ebeling schöpfte seine um-

fassenden Kenntnisse aus einem Briefe, den Elise kurz nach dem zweiten Besuche Reinhards an ihre Freundin, Frau D—r in Berlin, schrieb; ob sich die Sache thatsächlich so verhielt, müssen wir dahingestellt lassen.

Auf die sonderbare Idee, den Mohren Elise weiss zu waschen, kam Ebeling durch seine Bekanntschaft mit Bürgers verwitweter Schwiegertochter (der Witwe Emil Bürgers), einer „ehrbaren Greisin", welche ihn in die Lage setzte, ausser bisher unbekannten Briefen von und an Bürger, von und an Elise, auch andere Aufzeichnungen von der Hand der letzteren, sowie von anderen beteiligten Personen, „welche die Arggeschmähte persönlich gekannt", und endlich auch Überbleibsel eines Tagebuches von Elise zu benutzen. Aus diesen Quellen schien ihm hervorzugehen, dass man „das Unglück jener Ehe bisher gar zu einseitig der Schwäbin aufgebürdet habe, dass es an der Zeit sei, Kläger und Richter nicht länger in einer Person gelten zu lassen, und ... einen Akt gedankenlos oder grausam vorenthaltener Gerechtigkeit zu vollziehen". Bürger habe ein Verbrechen begangen, indem er „ein junges Wild in seinen verödeten Hag lockte". Von ihr war es lediglich ein entschuldbarer Irrtum, wenn sie den Dichter mit dem Menschen Bürger verwechselte. Als sie einsah, dass er für sie viel zu alt sei, habe sie sich durch Gesellschaften etc. zu zerstreuen gesucht, welche Vergnügungen nur Wasser auf die Mühle der Verleumdungen waren. Elise sei leichtfertig, vergnügungssüchtig gewesen, aber wer es nicht vergesse, wie sie umgarnt worden, „um an den morschen Grenzpfahl, Bürger genannt, gepflöckt zu werden, der dürfe sie nicht verurtheilen". Neben Bürger treffe die Hauptschuld an dem Unglück das Ehepaar Ehrmann.

Das Buch, welches Ebeling am Tage der Siebenschläfer 1868 mit einer Widmung an den gefeierten Schauspieler Hermann Hendrichs, den treuesten Freund der „Arggeschmähten", herausgab, hat kaum einen Leser zu überzeugen vermocht. In wie weit wir seinen Enthüllungen Glauben schenken dürfen, ist schwer zu entscheiden, da wir nicht die geringste Kontrolle über die

Wahrheit seiner Behauptungen üben können. Das litterarische Ansehen, dessen sich der Verfasser erfreute, kann uns die Dokumente, die ausser ihm niemand gesehen hat, nicht ersetzen, und dass er unparteiisch gewesen, wird ihm niemand nachsagen wollen. Wir können uns also nur darauf beschränken, seine Aussagen mit den übrigen uns erhaltenen Quellen zusammenzustellen, und nach Thunlichkeit in Einklang zu bringen, um dem Leser ein möglichst wahrheitsgetreues Bild dieses Abschnittes von Bürgers Leben zu geben.

Anfang September 1789 wurde zu Stuttgart dem Geographen Theophil Friedrich Ehrmann (geb. 1762, † 1811), welcher die Wochenschrift „Der Beobachter" herausgab, ein von einer ungenannten Dame verfasstes Gedicht zum Einrücken zugeschickt. Es trug die Überschrift „An den Dichter Bürger" und den Zusatz „Nach einem scherzhaften Gespräche bei Lesung seiner Gedichte von einem Württembergischen Frauenzimmer".*) Da Ehrmann keinen Grund hatte, diese freimütige Huldigung an einen beliebten Dichter zurückzuweisen, liess er es am 8. September 1789 in seinem „Beobachter" erscheinen. In zwölf Strophen bekennt die Verfasserin dem Dichter, dass sie ihn nur nach einem Porträt kenne, dass sie ihn aber von Herzen liebe, seine Lieder ergriffen sie mächtig, sie möchte ihn küssen. Sodann entwirft sie ihm eine kurze Charakteristik ihrer selbst, und fordert ihn auf, um sie zu freien:

„Denn kämen tausend Freier her
Und trügen Säcke Goldes schwer
Und Bürger zeigte sich —
So gäb' ich sittsam ihm die Hand
Und tauschte mit dem Vaterland
Geliebter Dich!
Und kommt Dir mal das Freien ein,
So lass's ein Schwabenmädel sein
Und wähle dann nur mich!

*) Bürger nahm es später in etwas veränderter Gestalt in den Musen-Almanach für 1791 auf.

Mit echter Schwaben-Redlichkeit
Und deutschem Sinn und Offenheit
Liebt ferner Dich —

Die Verfasserin.
— — Y — —"
. . . .

Dieses Gedicht erregte in dem klatschsüchtigen Stuttgart begreifliches Aufsehen; man wollte von Ehrmann den Namen der Verfasserin erfahren, aber dieser hatte keine Ahnung, wer es sei.

Ehrmanns Gattin, Frau Marianne Ehrmann (geb. 1753, † 1795), trug sich zu dieser Zeit mit dem Plane, eine Zeitschrift „Amaliens Mussestunden" herauszugeben, deren Ankündigung sie an alle bedeutenden Schriftsteller sandte, um sie zur Mitarbeiterschaft aufzufordern. Ihrem Schreiben an Bürger legte sie die in Rede stehende Nummer des „Beobachters" bei, wo jener zu seinem grössten Erstaunen die poetische Apostrophe fand. Seine Freunde glaubten anfangs an eine Mystifikation, und er wurde mit dem Schwabenmädchen nicht wenig geneckt; er aber scheint an dessen Existenz nie gezweifelt zu haben. Er schrieb am 20. November 1789 an Frau Ehrmann, dass er die Verfasserin um jeden Preis namentlich und näher kennen lernen wolle; sie möge die kleine Verräterei immerhin begehen, ohne den geringsten Missbrauch zu fürchten. Dann wolle er dem Schwabenmädchen zuverlässig antworten, und dieses solle aus seiner Erwiderung erkennen, dass man sich für seine Verse von den „wackern Mädchen" sehr gern ein wenig lieb haben lasse. Bürger brachte es indessen nicht über sich, den Brief an Frau Ehrmann zu schliessen, ohne auf die Liebeserklärung geantwortet zu haben. Die Dichterin solle sehen, dass sie ihr Lied nicht einem Manne von Holz vorgesungen habe, und er legte das Gedicht bei:

„Was singt mir dort aus Myrthenhecken
Im Ton der liebevollen Braut?"

in welchem er die Unbekannte auffordert, nicht bloss sein Ohr, sondern auch sein Auge zu bezaubern,

„Denn ach! Die Liebesgötter wallen
Zu meinem Herzen wie zu allen
Durchs Auge lieber als durchs Ohr."

Obgleich Bürger in einem Briefe an Boie sagt, die Verse des anonymen Gedichtes seien leider nicht viel wert, hatten sie tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Seine Phantasie wurde durch den poetischen Heiratsantrag mächtig erregt, seine Gedanken gehörten fortan nur seiner unbekannten Verehrerin. „Ist die ganze Geschichte nicht drollig? Es ist doch wenigstens eine artige Anekdote in der Geschichte der deutschen Litteratur," meinte der arglose Dichter, der von dem Ausgange dieses Abenteuers keine Ahnung haben konnte, da er sonst vor der poetischen Ehewerberin schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Der Bedauernswerte dachte sogar mit Vorliebe daran, ob nicht doch vielleicht daraus Ernst werden könnte; dieses kühne Schwabenmädchen wäre vielleicht im stande, ihm die unvergessliche Molly zu ersetzen. Er sah ein, „dass das Weib, welches das Bild der Einzig- und Höchstgeliebten Unvergesslichen gänzlich in Schatten zurückzudrängen vermöchte, ein wahres Meister- und Schöpferwerk an ihm verrichten würde". aber warum sollte es dieser feurigen Emanzipierten nicht gelingen? Gewiss eher ihr, als einer anderen! Längst hatte er geglaubt, dass ihm ein solches Glück an seines Lebens „Nachmittag" nicht mehr beschieden sei — was er jedoch dafür hielt, war nur ein Unglück, das seinen Lebensabend noch verkürzte.

Bevor wir Bürgers Liebesabenteuer weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf das Schwabenmädchen selbst werfen, und auf den Anlass zurückkommen, welchem das verhängnisvolle Gedicht seine Entstehung verdankte. Maria Christiane Elisabeth Hahn wurde am 17. (nach anderen am 19.) November 1769 als die Tochter des Expeditionsrates, General-Magazindirektors und Theater-Kassierers Christoph Eberhard Hahn († 1781) zu Stuttgart geboren. Sie war somit, als jenes Gedicht gedruckt wurde, gerade 20 Jahre alt. Der Vater war bereits seit acht Jahren tot. Die Mutter, Christiane Elisabeth, geb. Aschoff, lebte von ihren Renten. Sie soll einst die Geliebte des Dichters Cronegk gewesen sein; zur Zeit, da der Roman von Bürgers dritter Ehe begann, unterhielt sie Beziehungen zu einem obscuren stud. phil. namens Nast, dem Bruder eines Freundes ihres verstorbenen

Gatten. Ausser der Tochter hatte sie nur noch einen Sohn, welcher württembergischer Offizier war. Wie der Mutter, so sagte man auch der Tochter bereits damals allerlei in Stuttgart nach. Beide sollen schon deshalb etwas missliebig gewesen sein, weil sie nicht schwäbisch, wie alle Welt, sondern hochdeutsch sprachen, was wohl in den Beziehungen der Mutter zu Cronegk seinen ersten Grund gehabt haben mag. Elise speziell soll sich mit Vorliebe über die Normen des gesellschaftlichen Lebens hinweggesetzt haben und die Lästerchronik der Stadt wusste von ihr verschiedene „Geniestreiche" und „verfängliche Geschichten" zu erzählen. Dies gibt auch Elisens Champion Ebeling zu. „Nur was der Jungfrau eigenste Ehre ausmacht, sei niemals in Zweifel gestellt worden." Das letztere that erst Bürger, als sie eine „ziemliche Kunde in der Liederlichkeit an den Tag legte", worauf wir noch zurückkommen. Ehrmann, der sie — jedoch nicht als die Verfasserin des Gedichtes — kannte, nennt sie ein „feinfühlendes, lebhaftes, geistreiches, liebenswürdiges Frauenzimmer", und billigte jenen Stadtklatsch keineswegs, mit dem Hinweise auf die Thatsache, dass die besten Menschen stets am meisten verleumdet würden. Jedenfalls besass Elise einen ungewöhnlichen Verstand, und eine gründliche Bildung. Ihre Anlage zur Poesie zeigt sich in den Stücken und Gedichten, welche wir von ihr besitzen, in keiner besonders hervorragenden Weise, dagegen scheint sie ein grosses schauspielerisches Talent besessen zu haben. Sie wandte sich nach Bürgers Tode der Bühne zu, und errang auf derselben bedeutende Erfolge.

Elise muss sehr schön gewesen sein; sogar ihr Stiefsohn Emil Bürger, der für die dritte Gattin seines Vaters durchaus nicht eingenommen war, soll für ihre Reize keine Worte gefunden haben. Ihre Freunde und Feinde stimmten in der Bewunderung ihrer Schönheit überein, und so glauben wir gerne, dass ihr noch im 40. Jahre die Herzen junger Männer ungestüm entgegenschlugen, „zumal wenn die Musik ihrer herrlichen Sprache erklang". Dagegen glauben wir nicht, dass ihr blosser wiederholter Anblick heilskräftig auf den jahrelangen Irrsinn eines

alten böhmischen Edelmannes gewirkt habe, wie Ebeling versichert. Sie selbst lehnte übertriebene Komplimente, die ihr gemacht wurden, gerne ab, und sagte, Schönheit habe sie nie beschwert. Aber sie habe einen guten Wuchs, eine schlanke Taille, blitzende Augen und schwarzes Lenoren-Rabenhaar gehabt. Im übrigen habe sich ihr Aussehen nicht über das Niveau des Mittelmässigen erhoben. Den Vorwurf, sich dem Dichter zur Gattin angetragen zu haben, wies Elise stets energisch zurück. Das Gedicht sei der Ausfluss einer tollen Laune gewesen; nichts weiter. Es entstand an einem lustigen Abende im Hause von Elisens Mutter. Eine Anzahl Mädchen und junger Männer, darunter Elise, spielten Pfänder, und Elise wurde die Aufgabe zu teil, ihr Pfand mit einer Antwort an Bürger, der kurz vorher durch einen scherzhaften Aufruf in einem Gedichte die Mädchen gebeten hatte, sich seiner Witwerschaft zu erbarmen, auszulösen. Dass sie sehr für Bürger und seine Gedichte schwärmte, war der Gesellschaft bekannt. „Ich war — so soll Elise die Sache selbst einem alten Freunde erzählt haben — ein überspanntes Ding, ausserdem übermütig über die Massen. Stolz gab ich Ihnen das schnell entstandene Gedicht, lachend mein Pfand zurücknehmend.“ Nach anderen Nachrichten trug Elise in jener Gesellschaft einige Gedichte Bürgers vor, und als der Studiosus Nast, der Geliebte ihrer Mutter, an denselben mancherlei aussetzte, ergriff sie des Dichters Partei. Ihre jugendlichen Verehrer gerieten dadurch in Hitze, neckten sie wegen ihrer Vorliebe für Bürgers Porträt, und widersprachen ihr stets von neuem. Sie liess sich in ihrer Leidenschaftlichkeit zu allen erdenklichen Lobpreisungen Bürgers hinreissen, und erklärte schliesslich, sie fühle sich zu dem Sänger der „Nachtfeier der Venus“ wie zu ihrem Geliebten hingezogen; solchem Geiste wollte sie ihr Dasein verbunden wissen. In dieser Begeisterung habe sie, einer scherzhaften Aufforderung Nasts Folge leistend, das Gedicht niedergeschrieben. Nast nahm dieses sodann ohne ihr Wissen an sich, und sein Bruder übersandte es dem Herausgeber des „Beobachters“ zur Publikation.

Elise behauptete stets, dass die Verse, welche für sie eine Quelle des Verdrusses wurden, ohne ihr Wissen gedruckt worden seien. Ebenso äusserte sich Frau Ehrmann, und auch Bürger war zeitlebens dieser Ansicht; es ist kein Grund vorhanden, hieran zu zweifeln.

Noch vor Ablauf des Jahres 1789 erkannte das Ehepaar Ehrmann in Elise Hahn die Verfasserin des vielbesprochenen Gedichtes. Ein Verdacht war bereits früher auf sie gefallen, doch schwankte man eine Zeit lang zwischen ihr und einer Demoiselle B. Gewissheit erlangte Ehrmann, als er die Handschrift, in welcher das Gedicht geschrieben war, in dem Stammbuche eines Freundes wiederfand, wo auch der Name der Schreiberin beigesetzt war. Die Ehrmanns hatten so viel Takt, dem Dichter den Namen seiner Verehrerin zu verschweigen, wie sehr er auch in sie drang. Mme. Ehrmann beschränkte sich darauf, ihm natürlich ungenügende Schilderungen ihrer Persönlichkeit und ihres Charakters zu geben. Als Bürger vernahm, dass sie „hübsch, offen, munter, helldenkend, allerliebst" sei, stieg seine Neugierde immer mehr, und diese dürfte an dem Fieber Schuld gewesen sein, welches ihn zu jener Zeit quälte. Erst als er trotzig zum Fieber sprach: „Fort mit Dir! Noch sollst Du mir die Lust an dem originalsten aller Originalromane nicht verderben," soll es einigermassen nachgelassen haben.

Sobald die Ehrmanns die Verfasserin des Gedichtes erkannt hatten, übermittelten sie ihr Bürgers poetische Antwort, die Elise und ihre Mutter jedoch, wie Ebeling versichert, entrüstet von sich wiesen. Nach vieler Mühe gelang es den Vermittlern, Elise zur Annahme derselben zu bewegen, was sie jedoch nur gethan haben soll, um Bürger nicht zu kränken. Eine Antwort erteilte sie auf sein Gedicht jedenfalls nicht.

Unterdessen hatte der Dichter auf anderem Wege den Vor-

*) Der Briefwechsel des Dichters mit Marianne Ehrmann wurde bereits 1802 als „Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters" mit einer historischen Einleitung von Theophil Friedrich Ehrmann herausgegeben. (Weimar, in 8°.)

namen des Schwabenmädchens ermittelt. Er fand nämlich unter den Stuttgarter Subskribenten auf die neue Ausgabe seiner Gedichte ein Fräulein Elise ***, die ohne Zweifel die Gesuchte sein musste. Der Zuname fehlte leider. Eine Woche später (4. Februar 1790) erfuhr er jedoch auch diesen. Landsleute des Schwabenmädchens dürften ihm denselben verraten haben. Er setzte Frau Ehrmann, die er in diesen Tagen mit Briefen bombardierte, davon in Kenntnis, indem er seinem Briefe nachstehendes „Räthsel" beilegte:

„Was Holdes lobt und liebet mich,
Und doch verbirgt das Holde sich,
Drob Neugier, drob zerrathe Dich!
Führt Dich der Reim auf rechte Bahn,
Triffst Du des Holden Namen an.
Mich lobt und liebt E .... H ..."

Der letzterwähnte Brief Bürgers an Frau Ehrmann war kaum abgesandt, als er von dieser das Porträt Elisens zugesandt erhielt. Wie ihm beim Empfange desselben das Herz hämmerte, wie ihm die Hände und jedes Glied am Leibe zitterten, das, meint er, könnte der Briefträger besser schildern als er selbst. „Es war so arg, dass dieser nicht einmal ihm im Angesicht seine Glossen zurückhalten konnte." Kaum war er fort, so schloss er seine Thür ab und hätte beim Öffnen des Päckchens fast alles „kurz und klein gerissen". Der erste Eindruck, den er von dem Bilde empfing, war jedoch kein so entzückender, wie man annehmen sollte. Er konnte sich noch eine Woche später den „feindlichen Zauber" nicht erklären, der sich damals seiner Augen und seines Herzens bemächtigte. Das Bild stellte eine Gestalt dar, die seinen Augen und seinem Herzen ganz fremd, beide nicht das mindeste anzugehen schien. Er legte daher das Bild weg und lief einige Male im Zimmer auf und ab „in einer Stimmung, die nichts weniger als behaglich war". Dann eilte er ins Freie und kam an ein Weizenfeld. Die Zeit wurde ihm gegenwärtig, da er das Lied gedichtet hatte: „O, was in tausend Liebespracht — —" und Molly mit den blonden Locken und dem sanften Blick schwebte ihm vor Augen. Thränen machten

seinem beklemmten Herzen Luft. Ihm war, als winkte jede Kornähre ihm den Gedanken zu: „Knüpfe kein Eheband mit dem poetischen Mädchen aus Schwaben!“ Sinnend, wie er sich aus diesem Handel auf eine rechtliche Art herausziehen könne, ging er langsam zu seiner Wohnung zurück. Als er hier die mitfolgenden Briefe gelesen, und sich einigermassen gefasst hatte, schwand die vorige Unbehaglichkeit, er wusste selbst nicht zu sagen, wie? Als er das Bild abermals zur Hand nahm, schien es ihm, als hätten sich seine Augen längst an dasselbe gewöhnt. Er fühlte, dass sein Herz diesem Mädchen in Liebe entgegenschlagen könne, und dieses Gefühl nahm von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag bei ihm zu. Nun kann er es lange Zeit hindurch ansehen, und sich fast tot darüber grübeln, wie es zugehen konnte, dass es ihm nicht gleich anfangs ebenso lieb gewesen.

Wir verdanken die genaue Schilderung dieser Vorgänge Elisa v. d. Recke, welche einen ausführlichen Brief, den ihr Bürger damals schrieb, im „Gesellschafter“*) aus dem Gedächtnis rekonstruierte. Bürgers Befremdung bei dem ersten Anblick von Elisens Bilde erklärt sich aus dem Umstande, dass seine Phantasie stets ein blondes, sanftes, holdes Wesen wie Molly vor sich sah; als eine „hardie brunette“ hatte er sich sein Schwabenmädchen nicht vorgestellt, und es bedurfte daher einiger Zeit, um dieses neue Gebilde eine seit nahezu 20 Jahren gehegte Vorstellung bei ihm verdrängen zu lassen. Manches möchte er auch wohl auf die Rechnung des Malers setzen, der den Haaren „das Ansehen einer grossen, kohlschwarzen Allongenperrücke, und sonst sowohl dem Gesicht als der Stellung manches gegeben hatte, welches sich zuverlässig in dem Original nicht findet.“

*) 1823. S. 751.

XXVII.

Die dritte Heirat.

1790.

Bürgers „Beichte“ an Elise Hahn — Elisens abweisende Antwort auf seinen Heiratsantrag — Bürgers Fahrt nach Stuttgart — Verlobung — Warnungen der Freunde — Vermählung.

Seinem nächsten Briefe an Frau Ehrmann, die er „das wackerste aller Weiber, Eine — wenn Gott und sie selbst will — allenfalls ausgenommen“ nennt, legte Bürger ein umfangreiches, für Elise Hahn bestimmtes Dokument bei, welches wir bereits mehrmals genannt haben. Es ist die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will“.*)

In der „Beichte“ gibt Bürger Elisen ein getreues, wahres Bild seiner selbst, und verbindet damit einen solennen Heiratsantrag. Er gesteht ihr, dass er sich zu ihr hingezogen fühle, dass sie sein Herz eingenommen habe, allein er will sie nicht veranlassen, sich mit Bezug auf ihn irgend einer Täuschung hinzugeben. Er will sie durch die „Beichte“ nur auffordern, sich und ihre Neigung zu ihm zu prüfen, bevor sie sich beide zu Schritten verleiten liessen, die sie nachher bereuen könnten. Da wir die Schilderung von Bürgers eigener Persönlichkeit in der „Beichte“ bereits an einer früheren Stelle kurz wiedergegeben haben, erübrigt uns hier nur wenig nachzutragen. Ganz besonders nimmt es uns für Bürger ein, dass er offenherzig über seine schlechte pekuniäre Lage spricht, die er zum Teil auf seine „Unordentlichkeit“ als Haushälter, zum Teil auf äussere Ursachen zurückführt. Er erinnert Elise daran, dass er drei Kinder habe, die zu seinem grossen Schmerze fern von ihm weilen, und die er, obwohl es ihnen an ihrem bisherigen Aufenthalte an nichts fehle, doch gerne gelegentlich einer Wiederverheiratung zu sich nehmen wollte, da er über die Abwesenheit und Zerstreuung seiner

*) Zuerst gedruckt in Althofs Bürger-Biographie, sodann in G. A. Bürgers Ehestandsgeschichte, bei Ebeling, in „Briefe von und an G. A. Bürger“ u. a. a. O.

„Küchlein“ oft Herzweh empfinde. Ihnen solle durch eine Stiefmutter kein herbes Los zu Teil werden. Da es nun vorkomme, dass Stiefkinder einem oft unschuldigerweise zuwider sein könnten, bittet er Elise, über diesen Punkt ganz besonders nachzudenken.

Er schildert ihr auch seine bisherigen Herzensschicksale, die er aus seinem leidenschaftlichen Charakter erklärt, und spricht sogar von seiner Doppelehe mit den beiden Schwestern. Er versichert sie, dass ihn der Besitz eines geliebten Weibes zu verjüngen vermöge, wie dies seine Ehe mit Molly zeige, und glaubt immerhin, dass auch eine Frau an seiner Seite glücklich werden könne, wenn sie ihn wahrhaft liebe. Sie möge von der Reinheit und Wahrheit seiner Gefühle überzeugt sein. Schliesslich fordert er sie auf, sich sorgfältig zu prüfen, ob sie ihn nach diesen Eröffnungen noch zu lieben im stande sei. Sei dies der Fall, so wolle er ganz in der Stille, unerkannt und unter fremdem Namen, um weder sie, noch sich selbst vor der Welt bloss zu stellen, nach Stuttgart kommen. Denn obwohl er sie im Geiste schon längst mit hoher Liebe umfasse, könne er sich nicht entscheiden, bevor er sie nicht gesehen habe, wie sie leibe und lebe. Geist, Herz, Charakter, Lebensart, Sitten, Stand, Ehre, Vermögen seien zwar wichtige Ingredienzen zu einer glücklichen Ehe, allein auch die Sinnlichkeit wolle ihre Rechte haben. Die Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses, in welche kein Zweifel zu setzen ist, lässt Bürgers Charakter sehr sympathisch erscheinen.

Elise war später der Ansicht, dass ihr die Liebe zu Bürger erst wenige Zeit nach der Drucklegung jenes Gedichtes, allmählich von verschiedenen Seiten suggeriert wurde. Sie wurde „in ein Verhältnis zu dem unbekannten Manne förmlich hineingesteigert, und brannte danach, ihn kennen zu lernen“. Dass es ihm Ernst sei, entnahm sie schon aus den ersten Briefen an Frau Ehrmann, welche ihr diese zeigte; als sie jedoch vollends die „Beichte“ erhielt „bemächtigte sich ihrer eine süsse Empfindung, sie hoffte, in ihm denjenigen gefunden zu haben, den sich ihre Phantasie oft malte, einen Mann voll Biedersinn, liebevoll und treu, der Kopf hätte und sie als Gattin zur glück-

..Mamsell La Reg'e

„Mamsell La Regle".
Gestochen von Hofmann (in der „Urania" 1830).

„Der Hund aus der Pfennigschenke".
Gestochen von Lips (in der „Urania" 1830).

lichsten Frau machen könnte.“ Bürgers Alter war ihr bekannt, allein es war, wie sie selbst schreibt, immer ihr Wunsch gewesen, einen älteren Gatten zu bekommen, weil sie „die jungen faselnden Geschöpfgen nicht ausstehen könne“. Von seinen pekuniären Verhältnissen vermutete sie, dass sie nicht besonders glänzend seien, doch hinderte sie dies nicht im geringsten, Bürger für den ihr bestimmten Mann zu halten, „da ihre Wünsche bei einer Gattenwahl vielleicht eher etwas schwärmerisch als eigennützig seien“.

Unter lebhaftem Herzklopfen, von Thränen oft unterbrochen und mit zitternder Stimme las Elise, die eben erst von dem roten Fleckfieber genesen war, ihrer Mutter die „Beichte“ vor — so berichtet sie selbst in einem Briefe an ihren späteren Gatten. Des Morgens darauf fragte Frau Hahn ihre Tochter um ihre Entschliessung. „Mutter,“ erwiderte sie, „wenn Bürger beim persönlichen Anblick der Mann meines Herzens ist, und er mich lieben kann, so bin ich die seinige, wenn sie es genehm halten.“ Entsetzen malte sich nach diesen Worten auf dem Gesicht ihrer „sonst so guten Mutter“. „Unbesonnene!“ rief sie aus, „was willst Du thun? Den redlichen braven Mann und Dich und seine Kinder unglücklich machen!“ Und sie fing an, ihr die Pflichten einer Mutter „weitläufiger als je“ vorzustellen. Die Übernahme von drei Kindern, wovon das älteste schon elf Jahre zählte, dünkte ihr für ein so junges, unerfahrenes und lebenslustiges Mädchen eine zu schwere Bürde, umsomehr, als zu diesen noch einige neue dazukommen könnten. Auch könne sie ihr ausser ihrer Ausstattung nur ein kleines Kapital mitgeben, welches jedoch viel zu gering sei, um eine so vielköpfige Familie in dem teuren Göttingen zu erhalten. Da auch der Beichtvater der Mutter Elisen nicht für geeignet erklärte, die Erziehung von drei Kindern zu leiten, musste sich diese entschliessen, jeden Gedanken an eine Vermählung mit Bürger aufzugeben und ihn brieflich zu bitten, die Reise nach Stuttgart als nutzlos zu unterlassen. Ihrer ungeteiltesten Hochachtung und Freundschaft möge er immerhin versichert sein.

Der Brief, welcher diesen „zierlichen und manierlichen Korb“ enthielt, traf Bürger indes nicht mehr in Göttingen an; er war den Tag zuvor — die Osterferien hatten bereits begonnen —, ohne eine Antwort auf seine „Beichte“ abzuwarten, in Gesellschaft eines schwäbischen Kollegen nach Stuttgart abgereist. Die Fahrt, auf welcher er incognito blieb, soll reich an Abenteuern gewesen sein. So gab er sich in Kannstadt für seinen Freund, den Major Franz Frh. v. Zach zu Seeberg, der sich als Astronom eines bedeutenden Rufes erfreute, aus. Als der Diakonus von Kannstadt namens Jäger erfuhr, dass dieser Offizier angekommen sei, eilte er in den Gasthof, um ihm seine Aufwartung zu machen, und Bürger musste alle seine astronomischen Kenntnisse aufbieten, um den Diakon zu befriedigen. So soll er selbst dem Professor Ehrmann erzählt haben.

Die persönliche Begegnung mit Elise führte zur definitiven Verlobung, obwohl die letztere ihrer eigenen Aussage zufolge bereits damals ein Abnehmen ihrer Liebesglut für den Dichter, dessen Persönlichkeit ihren Illusionen nicht entsprach, fühlte. Sie hatte indessen nicht den Mut, dies einzugestehen. Umsomehr hätte Bürger, der erfahrene Mann von 42 Jahren, soviel Einsicht besitzen sollen, um angesichts dieses Mädchens von einem so unvernünftigen Schritte zurückzutreten. Aber den liebestollen Dichter, der sich bereits daheim an dem Anblicke des Bildes und an den liebeglühenden Versen berauscht hatte, erinnerte in diesem Augenblicke kein Gedanke an den gewaltigen Gegensatz zwischen ihm und diesem jungen Geschöpfe. Er schien alle die schweren Schicksalsschläge, alle Krankheit und Leiden, die aus ihm frühzeitig einen Greis gemacht hatten, vergessen zu haben, und sein immer junges Herz schlug so feurig, wie vor 15 oder 20 Jahren, als er mit dem Studiosus Ratje wegen Mme. Bandmann in Streitigkeiten geriet, oder als er Doretten zum Altare führte, oder Molly zum ersten Male liebend umfing. Er sah in der Zukunft ein neues, junges Glück und griff mit Freuden nach dieser Hand, die sich ihm aus der Ferne darbot — nicht ahnend, wie sehr er diesen Entschluss

der ihm so wenig Kopfzerbrechen bereitete, einst bereuen sollte.

Die ungleichen Brautleute begaben sich zu Elisens Mutter, um sich ihre Einwilligung zu erbitten. Frau Hahn soll zwar gerade damals, als sie Hand in Hand vor sie hintraten, „in dem inneren und äusseren Wesen beider disparate, unversöhnliche Gegensätze" wahrgenommen haben, gab jedoch endlich ihre Zustimmung. Sie selbst wollte keine Schuld daran tragen, wenn Bürger oder ihre Tochter einst mit Bedauern an diese Stunde zurückdächten, und sie soll noch am Hochzeitstage zu Frau Ehrmann gesagt haben: „Wenn diese Heirat übel ausschlägt, so haben Sie es zu verantworten, denn Sie haben das Ganze angestiftet." — Dem Ehepaare Ehrmann galt einer der ersten Besuche, welche die Verlobten machten, denn Bürger hatte seiner mütterlichen Freundin seit dem Briefe, dem die „Beichte" beilag, nicht mehr geschrieben, obwohl ihn Mme. Ehrmann an die versprochenen Gratisbeiträge zu ihrer Zeitung und an deren Rezension in einem wirksamen Journale wiederholt erinnert hatte.

Wenn Bürger mit offenen Augen in sein Verderben rannte, so ist die Schuld diesmal ihm allein zuzuschreiben, da ihn seine Freunde wiederholt vor dem kühnen Schritte warnten. Seine geliebte Schwester Friederike schrieb ihm in gutgemeintem Tone: „Aber sage mir, willst Du alter, abgeliebter Krepel denn wirklich und im Ernst den abenteuerlichen Ritterzug nach Stuttgart beginnen? Junge, Junge, das Mädchen wird Dich fenstern, mein Alter sagt, sie stellt sich rarere Sachen unter dem grossen Bürger vor." Dass Elise sich in ihm irre, schien ihr eine ausgemachte Sache; sie fürchtete jedoch, dass auch das Umgekehrte der Fall sein könnte. Sein jüngster Schwager Georg Leonhart, der Zeuge von Mollys Tode gewesen war, und mit dem ihn seit dieser traurigsten Stunde seines Lebens eine innige, wahre Freundschaft verband, machte damals den Feldzug an der Mosel mit, von wo aus er mit Bürger in lebhafter Korrespondenz blieb. Er schrieb seinem Oheim, er komme ihm vor, wie ein alter Milz- und Lungensüchtiger, der in seinen letzten Wintertagen einen

letzten Stoss- und Notseufzer zum Himmel schicke, um noch einen freundlichen und lächelnden Frühling für sich herabzuflehen. Aber er besorge, dass die langen Wintertage die Wurzeln seines veralteten Stammes zu sehr mitgenommen und erstarrt haben, als dass eine noch so milde Frühlingssonne wieder frische Säfte und blühendes Leben hineinscheinen könnte. Auch seine Freundin Elisa von der Recke hatte ihn freimütig gewarnt. Sie sah ihn gelegentlich eines Aufenthaltes in Pyrmont, wohin sie der Kur wegen häufig kam. „Seelenvolle Gespräche heiligten diese Stunden." In einer solchen sagte sie dem Dichter offenherzig, dass sie bei diesem poetischen Roman kein gutes Ende voraussehe, und sie würde ihm glückwünschen, wenn die Heirat zurückginge. Darauf schrieb ihr Bürger einen langen, sehr interessanten Brief, den er mit den Worten schloss: „Poetisch-phantastisch fing mein Liebeshandel an; aber ich hoffe meine Ehe soll prosaisch-glücklich sein." Es war der letzte Brief, den sie von Bürger erhielt. Sie scheint Elise Hahn durch Bürger kurze Zeit darauf selbst kennen gelernt zu haben, und versicherte ihm am 1. August 1790, ohne Zweifel, um das junge Glück des Dichters nicht zu trüben, dass jene ein geistvolles und interessantes Mädchen sei, das sie sehr lieben könnte. Der Geist, der aus Elisens Gedichten hervorstrahle, verspreche eine schöne Seele. Elisa v. d. Recke sah den Freund nicht wieder, und hörte bald zu ihrem Schmerze, dass ihre damalige Furcht begründet gewesen sei.

Bürgers Freund F. L. W. Meyer, damals in Rom, sandte eine „Warnung" in Form eines Gedichtes, welches „aus Italien" datiert ist, und die Unterschrift „Frau Menschenschreck" trägt, — eine Chiffre, deren sich sowohl Bürger als Meyer im Musen-Almanach mit Vorliebe bedienten.*) Sie ist wohl dem Holbergischen Stück „Dietrich Menschenschreck" entnommen. Die Idee des Gedichtes gipfelt in den Versen:

---

*) Vgl. Gedichte von Schofelschreck, Menschenschreck und Frau. Als Anhang zu den Gedichten von G. A. B. Germanien 1808. XIV, 94 S. 16°.

„Es will das Jüngferlein aus Schwaben
Den ersten Gatten bald begraben,
Darum erwählt sie Dich."

Wer die Verfasserin war, ist nicht bekannt; Meyer, der eine bestimmte Person im Auge gehabt zu haben scheint, schreibt, er glaube, die alte Vettel sei gar eifersüchtig, wenn Bürger sich mit einer anderen beschäftige. Sie sei auf die Furciferaria zur Zeit, als Bürger diese liebte, gleichfalls immer übel zu sprechen gewesen. Bürger nahm dieses Gedicht samt der „Antwort an Frau Menschenschreck" in den Musen-Almanach für 1791 auf. Er schrieb die letztere in der nämlichen Stunde, in der er Meyers Brief erhalten, und unterzeichnete sie mit „Elise". Die reinen Absichten und die untadelhafte Gesinnung des Schwabenmädchens werden in dieser „Antwort" verteidigt.

Bürger war taub für alle diese Warnungen. Er vergass taumelnd

„Ob eingefallene Wangen,
Und ein Auge, das kaum Sternengeflimmer noch glich,
Lange der Schwärmerin wohl noch da zu gefallen vermöchten,
Wo der Adonen ein Heer Augen und Ohren bestürmt."*)

Zu Michaelis 1790 liess er sich mit Elisen in Stuttgart trauen, und zog nach einer kleinen Reise über Heilbronn und Heidelberg, wo sie Verwandte Elisens besuchten, mit ihr nach Göttingen. Zugleich nahm er seine beiden Töchter, die damals zwölf und fünf Jahre zählten, ins Haus, während er seinen Sohn Emil, der bald darauf die Schule zu Weissenfels zu besuchen begann, nach wie vor in der Obhut seiner Schwester Friederike beliess.

*) Goeckingk, Elegie auf Bürgers Tod.

XXVIII.

Eine unglückliche Ehe.

1790—1791.

Die Flitterwochen — Bürgers schlechte Vermögensverhältnisse — Spannung zwischen ihm und Dieterich — Elisens Vergnügungs- und Putzsucht — Einzelheiten aus ihrem Jugendleben — Beziehungen zu Dr. Michaelis, Schwengelm und Beulwitz — Geburt Agathons — Graf Friedrich Hardenberg.

In Göttingen war man sehr gespannt, die berühmte Schönheit zu sehen, welche sich der Professor Bürger zur Gattin erkoren. Selbst missgünstige Zeitgenossen sollen eingestanden haben, „dass ihr Erscheinen dem Rufe entsprach, der ihr voranging", aber unter den erfahrenen Männern fehlte es auch nicht an solchen, welche mit Besorgnis auf das ungleiche Paar sahen, und ihre Befürchtungen rückhaltlos aussprachen. So soll Kästner jemandem, der mit Bezug auf Bürgers Vermählung entzückt ausrief: „Welch' eine Eroberung!" erwidert haben: „Welch' eine Niederlage!", und als Lichtenberg erfuhr, dass Bürger mit seiner jungen Frau im Anzuge sei, wollte er sogar kondolieren; als man ihm die Schönheit der Mme. Bürger lobte, meinte er: „Sero Jupiter diphteram inspexit."*)

Im Anfang schien es, als wenn sich die Unglückspropheten getäuscht hätten. Bürgers junge Ehe machte den Eindruck einer überaus glücklichen Verbindung. Elise fühlte sich in ihrer neuen Würde als Frau Professor ganz wohl. Sie schrieb an Frau Ehrmann, dass ihr Göttingen in jeder Beziehung sehr gut gefalle. Sie findet die Stadt hübsch, die Leute klug, und viele auch gut; besonders freut es sie, dass sie hier „ein paar Batzen mehr gelte

*) Lateinische Übersetzung des griechischen Senars *Ὁ Ζεὺς κατεῖδε χρονιος εἰς τας διφθερας* d. h. Zeus sah spät nach seinem Pergamente, ein Ausdruck, der sprichwörtlich für eine späte Vergeltung gebraucht wurde, da Zeus nach der Meinung der Alten sich alle zu bestrafenden Missethaten notierte. Vgl. Erasmus Roterodamus Adagiorum omnium tam graecorum quam latinorum aureum flumen ... Excudebat Joh. Prael. Colonia MDXXXIII. p. 484.

als in Stuttgart", und dass man sie für sehr gescheit halte. Nur ihre Selbstkenntnis bewahre sie vor Eitelkeit. Fast möchte man glauben, dass sie eine gute Hausfrau würde. Sie beschäftigt sich mit der Ausbesserung der Wäsche, der Einrichtungsstücke. Noch steht sie täglich vor 8 Uhr früh auf, macht selbst den Kaffee, räumt die Zimmer auf und beschäftigt sich in jeder Weise häuslich. Auch an ihrem Verkehr ist in dieser ersten Zeit nichts auszusetzen. Unter den Frauen, deren Bekanntschaft sie in Göttingen machte, schätzte sie besonders die Konsistorialrätin Less, geborene Steinheil, die Gattin des Professors der Theologie und Konsistorialrats Dr. Gottried Less, die schon im November 1791 zu Hannover eines jähen Todes starb. Man rühmte an dieser würdigen Dame „die seltene Pflichttreue als Gattin, Mutter und Hausfrau, ihre geräuschlose Wohlthätigkeit, ihre aufgeklärte Frömmigkeit und ihre hohen Geistesgaben".

Bald machte sich jedoch bei Elise eine gewisse Vergnügungs- und Putzsucht bemerkbar, die mit den pekuniären Verhältnissen ihres Gatten nicht recht im Einklange zu stehen schien. Tatter schreibt schon im Februar 1791 an seinen Freund F. L. W. Meyer, dass Bürgers Gattin stets auffallend schön gekleidet sei, und er fürchtet, „dass dies nicht die beste Wendung nehmen werde". In der That gestattete Bürgers materielle Lage keineswegs die Entfaltung von Luxus. Die Einnahme von seiner Lehrthätigkeit war, da er kein fixes Gehalt bezog, eine sehr geringe. Wenn er in einem seiner Briefe an Elise sagt, dass ihm dieselbe noch kein einziges Jahr weniger als 600 Reichsthaler eingetragen habe, so halten wir diese Angabe in Anbetracht des geringen „Zulaufes" zu Bürgers Kollegien und des niedrigen Honorares für Vorlesungen an der philosophischen Fakultät zu Göttingen für etwas übertrieben. Das Kollegiengeld betrug halbjährig meist 5 Reichsthaler, nur Grafen pflegten das Doppelte zu bezahlen. Einiges verdiente der Dichter nebenbei durch Privatunterricht. Wenn er daher 500 Reichsthaler erwarb, war dies unter solchen Umständen bereits sehr viel. Freimütig hatte er in der „Beichte" bekannt, dass er weniger als nichts

besässe, wenn nicht so viele Grundstücke (gemeint sind die 74½ Morgen Ackerlandes, die er mit seinen Geschwistern von seiner Mutter ererbt hatte) sein Eigen wären, dass damit seine Schulden getilgt werden könnten — eine Behauptung, die mit Rücksicht auf die hohe Belastung dieser Ländereien nicht ganz einwandfrei erscheint. Sein empfindlicher Geldmangel hatte ihn erst kurz vorher genötigt, von seinem Lieblingsgedanken, dem Ankaufe eines eigenen Hauses, abzustehen. Obwohl er auf die Bequemlichkeit, sein eigener Hausherr zu sein, grossen Wert gelegt hätte, blieb er daher nach wie vor in dem Hause seines Freundes und Verlegers Dieterich, dem er als Mietschilling die beispiellos niedrige Summe von 50 Reichsthalern jährlich bezahlte. Nach seiner dritten Vermählung empfand Bürger den Mangel eines eigenen Hauses doppelt schmerzlich, da der alte Dieterich, der mit der Zeit etwas grämlich geworden war, mit Elise schlecht harmonierte, und Reparaturen, um welche ihn diese ersuchte, häufig nicht machen liess. Er antwortete ihr auf diesbezügliche Bitten mitunter sehr unwirsch, und pflegte sich in solchen Fällen gerne auf den Wohlthäter der Bürgerschen Familie hinauszuspielen. Er hatte den Dichter oft bei sich aufgenommen, und bewirtet, ihn auf einer Reise nach Hamburg freigehalten, und ihm häufig „Galanteriegeschenke" gemacht, ohne bei alledem zu wissen, „wie ein Heller von Bürger aussehe". Als Elise sich bei ihrem Gatten über Dieterichs Unliebenswürdigkeit beschwerte, legte ihm jener den Standpunkt in einem langen Briefe energisch klar. Ohne der Wohlthaten zu vergessen, die er ihm danke, erinnert er ihn daran, dass er durch den Verlag seiner Gedichte und anderer Schriften von ihm doch schon manches Stück Geld eingenommen habe; er schreibe nun durch 20 Jahre für den Musen-Almanach, den er zum 15. Male selbst redigiere; er habe ihm den Macbeth und den Münchhausen umsonst überlassen u. a. m. Er verlange daher endlich eine klare Abrechnung. Dieterich soll auf diesen Brief Bürgers in sehr unfreundlicher Weise geantwortet haben. — Um die Spannung nicht allzulange währen zu lassen, erbot sich Bürger am 7. April die in Rede

stehenden Reparaturen selbst machen zu lassen, und Verleger und Dichter waren bald wieder gute Freunde.

Indessen mehrten sich die Schulden. 1788 wurde Bürger an ein Darlehen von 350 Reichsthalern erinnert, das noch aus dem Jahre 1780 datierte; da der Darlehensgeber, ein Bauer, sich nicht mehr gedulden wollte, und der Dichter, wie stets, kein flüssiges Geld hatte, musste er sich die Summe wahrscheinlich von Dieterich vorstrecken lassen. Dieser hat ihm in der Zeit 1784—90 Vorschüsse bis zum allmählichen Betrage von 1500 Thalern geleistet, auf deren Erstattung aus dem Nachlasse er später zu Gunsten der hinterbliebenen Kinder verzichtete. Zu einer Abrechnung zwischen den beiden kam es wohl niemals. Stets hiess es, die Rechnung sei schon ausgezogen, aber sie könne noch nicht summiert werden, weil man nicht wisse, wie hoch einige Gänse anzuschlagen seien, die Bürger dem Verleger von Appenrode aus zum Geschenke gemacht hatte. Eine arge Geldsorge, die Leonhartsche Vormundschaft, wurde Bürger zwar im Dezember 1790 endgültig los, aber es war gesorgt, dass es an ähnlichen Anlässen, Geld zu verlieren, auch in Hinkunft nicht fehle. Die Witwe Leonhart mit ihren Töchtern aus erster Ehe, Francisca und Wilhelmine Strecker, die im Jahre 1789 bereits 36 resp. 26 Jahre alt waren, machten in Gieboldshausen Schulden, weswegen sie ihre Schwäger nicht wenig belästigten. Erst als am 18. April 1790 die alte Frau Leonhart, 64jährig, starb, brachte man etwas Ordnung in die zerrütteten Vermögensverhältnisse. Die ältere Tochter zog nach Duderstadt, wo sie 1831 unvermählt starb, die jüngere nahm Elderhorst zu sich nach Bissendorf, wo sie sich 1793, 30 Jahre alt, mit dem dortigen Amtsschreiber St. J. H. Nanne vermählte.

Was Elise betrifft, so schreibt Bürger an Elderhorst, dass sie „nicht ohne Vermögen sei, und überdies sehr wahrscheinliche Aussichten zu ansehnlichen Erbschaften habe“ — was jedoch nicht als ganz sicher hingenommen werden kann. Bürgers Schwester, der ein gewisses Urteil in solchen Fragen nicht abzusprechen ist, hielt sie für „so einen Pastorenschlag von 5—6000 Reichsthaler“,

und meinte, „wenn nun da die Frau Mutter auch noch von mitgehen müsse, so möchte sie ihm wohl nicht aus der Not helfen können". Sie selbst soll einem Kaufmann, der sie 1814 zu Frankfurt a. M. um ein Darlehen anging, gesagt haben, dass ihr Erbteil nie derart gewesen sei, dass sie von seinen Interessen ihre Bedürfnisse bestreiten konnte — auch wenn sie jeden Luxus ferne gehalten hätte.

Solange Elise einigermassen häuslich war, war kein Grund zu besonderen Befürchtungen vorhanden. Allein es kam anders, und dies früher als man glauben mochte. „Wir waren kaum zwei Monate hier," schreibt Bürger später an Frau Hahn, „als kein Tag verging, da nicht der eine oder andere Cour machte und an jedem Donnerstage in der Woche war grosse volle Assamblee bei uns, zu welchen auch eins und das andere Frauenzimmer, besonders solche, die ihre Anbeter hier wussten, mitkamen. Da ging es mit Blindekuh und allerlei anderen Spielen sehr laut zu. Es wurden auch Sprichwörter gespielt, und aus diesen Spielen entstanden endlich gar Komödien, worüber sich die Stadt sehr skandalisierte, weil Mme. durch ihre Naseweisigkeit, durch ihre Coquetterie und Eroberungssucht sich sehr früh eine Menge Feinde und Feindinnen machte." Bürger versuchte durch sanfte Vorstellungen, Elise von dieser „Begierde nach lärmenden Ergötzlichkeiten" zu heilen, aber seine Bemühungen waren vergeblich, und sich „mit Gewalt und Trotz dagegen zu stemmen" war seiner Gutmütigkeit unmöglich. Er glaubte, dies alles werde sich legen, sobald Elise sich nur erst Mutter fühlen würde. Da Bürger an diesen Unterhaltungen meist keinen Anteil nahm, sondern ruhig auf seinem Studierzimmer blieb, war eine gewisse Spannung zwischen ihm und Elise schon in dieser ersten Zeit unvermeidlich; es gab hin und wieder kleine Streitigkeiten, und der Dichter wurde „durch ihren heftigen Widerspruchsgeist, durch ihren superklugen Dünkel, durch ihre Rechthaberei gegen alle gesunde Vernunft" zu lebhaften Aufwallungen gereizt. Doch kam es gemeiniglich noch in derselben Stunde zum Friedenskusse. In der Folge geriet Elise in heftige, tragische Klagen, dass er

sie nicht so wie Molly liebe, ein Vorwurf, an welchem sie bis in ihr spätestes Alter festhielt. Noch kurz vor ihrem Tode antwortete Elise einem Freunde, welcher meinte, dass ein Weib, welches Molly vergessen machen konnte, ein ideales Weib gewesen sein müsse: „Ach schweigen Sie mir davon, ich bitte! Bürger hat seine Molly meinetwegen nie vergessen. Eitelkeit, Caprice, Langeweile waren es, die ihn durch jenes unselige Gedicht zu mir zogen, und mich aus einem glücklich angelegten Geschöpf ein verzweifelndes, nach Betäubung suchendes Wesen werden liessen. Das lammfromme Gemüth einer Dora war mir vom Schicksal versagt; sie konnte sogar der Lebenden vergeben, ich hasste die Todte noch in ihrem Grabe. Wäre ich geliebt, heiss und innig wie Molly, ich wäre nie geworden, was ich bin, ich hätte leben, athmen und vergehen können in einer einzigen grossen Liebe!“ ... Als Elise ihrem Gatten ihre Eifersucht auf die Verstorbene zum ersten Male enthüllte, kämpften Zorn und Erstaunen in ihm miteinander, aber sie bat ihn in einem Billet, das glühende Liebe atmete, alsbald um Verzeihung und die Versöhnung liess auch diesmal nicht lange warten. „Es war ein Regenschauer, wie sie im Lande der Liebe zu Tausenden fallen, und dieses Land sonst nur desto fruchtbarer und reizender machen.“

Da Elisens Vergnügungssucht jedoch nicht abnahm, kam es bald zu ernsteren Auftritten zwischen den Gatten. Bürger versichert zwar, nie „den brummigen Ehemann“ gegen sie gespielt zu haben, aber eine gewisse Kälte und Zurückhaltung trat dennoch bald an die Stelle seiner früheren Zärtlichkeit.

Nach Ebelings Angaben soll Elise einer Freundin „züchtig verblümt“ bekannt haben, dass Bürger in den ersten Wochen seiner Verehelichung „sehr unmässig und ausgeartet gewesen sei.“ Ebeling, der gerade bei Besprechung dieser delicaten Angelegenheiten bemüht ist, alle Schuld auf Bürger zu wälzen, zieht daraus den kuriosen Schluss, dass sie „trotz aller Gluth keusch — er dagegen gemein“ gewesen sei. Bürger selbst erzählt, dass er sich Elisen durch allzugrosse Zudringlichkeit nicht gerne widerwärtig machen wollte, doch habe sie an seiner Sinnlichkeit im Anfang

selbst den regsten Anteil genommen. Manchmal habe ihm wohl die Frage nahegelegen, ob es stets so werde bleiben können, aber er vertraute auf ihre Rechtschaffenheit und Tugend, und als Elise ihre Liebkosungen unter dem Vorwande ihrer Schwangerschaft zuerst einschränkte, und ihm dieselben schliesslich ganz weigerte, schrieb Bürger dies einer bloss vorübergehenden Missstimmung zu. In Wirklichkeit hatte es einen anderen Grund, und die Zeit, da sich an Bürger „die Schatten seiner seeligen Frauen in der lebendigen rächen sollten", war nicht mehr ferne. Schon damals hatte es Elise leicht, die Enthaltsame zu spielen, da sie anderweitig Genüge fand.

Wenn wir einem Briefe Bürgers an seine Schwiegermutter Glauben schenken, so wurde er von seiner zukünftigen Gattin bereits im Brautsommer betrogen. Damals stand sie in lebhafter Korrespondenz mit einem Herrn von R., den sie des Nachts, wenn die Mutter schlief, ins Haus eingelassen haben soll. Dieser Herr von R. äusserte in der Folge die Absicht, wenn er einst nach Göttingen käme, aus dem Professor Bürger einen „rechten Schaafskopf" zu machen. Den Briefwechsel und ein nächtliches Rendezvous mit R. gestand Elise ihrem Gatten selbst ein, doch habe die Zusammenkunft nur den Zweck des Abschiednehmens gehabt, was die Kammerzofe bestätigte. Zur Nachtzeit habe es nur deshalb (?) stattgefunden, weil die argusäugige Mutter Tags über die Tochter zu streng bewachte. Dass Elise zu „verliebten Ausschweifungen" incliniere, bemerkte Bürger schon bei seiner ersten Anwesenheit in Stuttgart, gelegentlich einiger Umarmungen und Küsse. Seine Verblendung liess ihn jedoch keinen Argwohn fassen, und er hielt es nur für „Ausbrüche der lieben, rohen, unwissenden Unschuld, welche nicht nötig zu haben glaubt, in den Armen ihres Verlobten unwillkürliche Triebe zu verbergen."

Später zweifelte Bürger immer mehr daran, dass Elise bei ihrer Hochzeit noch unberührt gewesen, und er hat diesem Bedenken in seinem Briefe an Frau Hahn, in welchem er ihr von seiner Scheidung Mitteilung macht, rückhaltlos Ausdruck ge-

geben. Fürs erste, meinte er, konnte ein ganz unschuldiges Geschöpf nicht so schnell verderbt werden, dann aber habe sie gegen Dr. Althof, wie auch gegen ihn selbst manches geäussert, was auf eine ziemliche Erfahrung schliessen lasse. Als Bürger sich hierüber wunderte, gab sie vor, ihre Mutter habe ihr dies erzählt, wobei sie sich in Bezug auf ihre eigene Vergangenheit in verschiedene Widersprüche verwickelte, die in „G. A. Bürgers Ehestandsgeschichte" zu lesen sind, von deren Wiedergabe wir jedoch an dieser Stelle absehen müssen.

So zweifelhaft stand es um Elisens gute Sitte bereits vor ihrer Vermählung mit dem Dichter der „Lenore". Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn sie ihm bereits nach zweimonatlicher Ehe die Treue brach. Der erste Geliebte Elisens nach ihrer Heirat erwarb sich ihre Gunst, wie sie später selbst eingestand, bereits zu Anfang ihres Aufenthalts in Göttingen. Es war der junge Dr. med. Ch. Philipp Michaelis, der Sohn des berühmten Orientalisten und Universitätsprofessors Johann David Michaelis († 1791), dessen Tod Bürger in einem schwungvollen Gedichte („Totenopfer den Manen J. D. Michaelis' dargebracht von seinen Verehrern im August 1791")*) besungen hat, und der Bruder der verwitweten Caroline Böhmer geb. Michaelis, der späteren Gattin A. W. Schlegels und Schellings. Kaum vierzehn Tage nach der Ankunft des jungvermählten Paares begann er ihr sehr auffallend zu huldigen, und kam bald täglich ins Haus, obwohl Bürger und Dr. Althof sich alle Mühe gaben, Elise aufmerksam zu machen, dass Michaelis in keinem guten Rufe stehe, sondern als ein „wollüstiger Weiberknecht bekannt sei". Der Dichter bezeichnet ihn als „eine lang aufgeschossene Hopfenstange, mit Armen und Beinen gleich einer Maispinne, mit einem Kopf nicht grösser als ein Gänsekopf, in welchem auch nicht viel mehr befindlich ist, als in einem Gänsekopfe". Mit seinem ellenbreiten Munde spreche er, als hätte er ihn voll Brei, und was

*) Göttinger Musen-Almanach für 1792, wohl nach einem Einzeldrucke.

er spreche, sei ein abgeschmackter Brei, der sich widerwärtig heraushaspelt.

Nach den Aussagen von Elisens Kammerfrau Elisabeth, welche sie aus Stuttgart mitgebracht hatte, machte Dr. Michaelis jener bereits ziemlich lange vor Weihnacht 1790, als Bürger einst nicht daheim war, spät abends einen längeren Besuch, bei welcher Gelegenheit die beiden schon sehr vertraut miteinander waren. Etwa vierzehn Tage später begannen seine Visiten regelmässig zu werden, er kam täglich nachmittags, zu welcher Zeit Bürger durch Stundengeben von dem Zimmer seiner Frau ferngehalten war. Die beiden schlossen sich ungeniert ein, und wenn der Dichter nach Elise fragte, hatte die Magd den Auftrag zu sagen, Madame schlafe. Elisabeth war überhaupt die Vertrauensperson der beiden, man verwendete sie zu Liebesbotschaften, und ihr wurde auch die schwierige Aufgabe zu teil, die zweite, uneingeweihte Magd in kritischen Stunden zu überwachen.

Einst störte Bürger ein Stelldichein seiner Gattin mit Michaelis, war jedoch gutmütig genug, eine Ausrede, welche Elisen zur rechten Zeit einfiel, zu glauben. Sie versicherte ihm, Michaelis habe ihr bloss Frankfurter Krönungsdukaten gebracht, mit welchen sie ihm (Bürger) zu seinem Geburtstage eine Überraschung habe bereiten wollen. Trotz der Verlegenheit Elisens und des Doktors, den Bürger alsbald aus einem Verstecke, in welches er sich geflüchtet hatte, hervorzog, mochte der Dichter an eine wirkliche Untreue seiner Gattin nicht glauben. Warum Michaelis sich aber in eine Kammer verkroch, anstatt über den angeblichen Dukaten einfach die Hand zu schliessen, war ihm schon damals verdächtig. Es beruht daher keineswegs auf Wahrheit, wenn behauptet wurde, dass Bürgers ehelicher Himmel im Januar 1791 noch ganz wolkenlos gewesen sei.

Nach ca. dreimonatlichem Verkehre wurde Dr. Michaelis durch den liefländischen Studenten Peter von Schwengelm bei Elisen verdrängt. Bürger nennt den letzteren „im Körperlichen einen ganz ordinären Menschen; am Geist und im Umgange einen schwachen Tropf". Gleichwohl habe sie ihn schon bei der zweiten

Zusammenkunft Du genannt. Schwengelm besuchte sie abends, zu welchem Zwecke sie ihm, sobald sie erfahren hatte, dass Bürger nicht daheim sein werde, durch Elisabeth Billets ins Haus schickte. Das Verhältnis scheint von Schwengelms Seite gelöst worden zu sein. Die Zofe erzählte, dass sie ihm einst wie gewöhnlich ein Billet in die Wohnung gebracht habe, worauf er sich ins Fenster stellte und weinte. Als ihn Elisabeth teilnahmsvoll um den Grund seines Schmerzes fragte, antwortete er, dass er Bedenken trage, seine Besuche fortzusetzen, um nicht, wenn der Herr Professor einmal etwas davon erführe, sich selbst, die Frau Professorin und den Herrn Professor unglücklich zu machen.

Neben Schwengelm begünstigte Elise auch den Stud. jur. Anton Friedrich Adolf von Beulwitz, den Sohn des Geheimen Rates Ludwig Friedrich von Beulwitz zu Hannover. Er korrespondierte noch mit ihr, nachdem er die Universität verlassen hatte. Soweit Bürger diesen Briefwechsel einsah, enthielt derselbe nichts als „freundschaftliche Unterhaltung". Der Dichter gesteht aber, dass es ihm so vorkomme, als ob es nur an dem gutmütigen Beulwitz gelegen habe, dass nicht eine Liebeskorrespondenz hieraus erwachsen sei. Die Stadt meinte jedenfalls, dass es sich nicht um blosse Freundschaft handle, denn Elise hatte sich durch den Verkehr mit ihm mehr kompromittiert, als durch jenen mit Schwengelm oder Dr. Michaelis.

Man begann sich zu jener Zeit bereits allgemein über den Professor Bürger als einen stadtbekannten Hahnrei lustig zu machen. Zu Ostern 1791 kam eine gehörnte Karrikatur auf ihn zum Vorschein und später passierte es ihm noch wiederholt, dass man sich über seine häuslichen Verhältnisse in seiner Gegenwart unterhielt. Dienstboten und Lakaien machten darüber ihre Glossen. Aus der oben erwähnten Geschichte von den Krönungsdukaten bildete sich die skandal- und klatschsüchtige Göttinger Gesellschaft eine ganz neue Legende: Bürger hätte seine Frau mit einem Geliebten überrascht, sei zornig geworden, und habe sich erst beruhigt, als sie ihm drei Louisd'or zeigte, mit welchen sie

der Geliebte entlohnt habe. Als Bürger einst krank war, hielt man dies für die Folge von Prügeln, die er von seiner Frau und einem ihrer Buhler erhalten. Solches und noch Schlimmeres wurde erzählt.

Alles dies kam Bürger jedoch erst viel später zu Ohren. Vorläufig hatte er noch volles Vertrauen in Elisens Treue. Hatte sie ihn denn nicht selbst aus der Ferne zu sich gerufen? Behandelte er sie nicht stets mit der grössten Liebe, ohne ihr zum Unmut den geringsten Anlass zu geben? Sie hütete sich auch wohl, mit ihrem Gatten von jenen Männern zu sprechen, welche vor ihren Augen Gnade gefunden hatten, und sprach nur von jenen, „die ihr Latein bei ihr verloren". Besonders viel that sie sich auf ihren Widerstand gegen die Galanterien des aus Paris zugereisten Studenten August de Launay de Tillières, dessen Name unter den Subskribenten auf die zweite Ausgabe von Bürgers Gedichten erscheint, zu gute.

Elise hatte demnach vielfach gesündigt, bevor sie ihrem Gatten das erste Pfand ihrer „Liebe" schenkte — einen Knaben, welchen sie ihm am 1. August 1791 gebar, und welcher den romantischen Namen Agathon erhielt. Das Kind war von sehr schwacher Konstitution, „hässlich wie die Nacht" (sagte Elise) und zeigte bereits kurz nach seiner Geburt die Symptome des Blödsinnes. Letzteren Umstand soll die Mutter als eine Folge von Bürgers früheren Verirrungen angesehen haben. An der Vaterschaft an diesem unglücklichen Kinde hat Bürger nie gezweifelt, da es zu einer Zeit empfangen wurde, „da er die Ungetreue noch Tag und Nacht gleichsam in der Tasche herumtrug, und noch kein fremder Buhler sich angesiedelt hatte".

Bürger hatte gehofft, dass Elise durch die Liebe zu einem Kinde von ihrer Sucht nach lärmenden Vergnügungen abgelenkt werden würde, aber mit schwerem Kummer nahm er wahr, dass ihr fast alle wahre, echte Mütterlichkeit fehle. „Nichts, nichts," ruft er ihr in dem Briefe vom 30. November 1791 zu, „hast Du für den armen verwahrlosten Agathon, als jene elende vornehme Weiberweise aus der entarteten Welt, die höchstens einmal von

Tafel XXIII

Dr. Ludwig

Dr. Ludwig Christoph Althof.

Nach dem Ölgemälde im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hermann Althof in Weimar.

Zeit zu Zeit ein paar Minuten mit dem Kinde tändelt, aber auch nicht die mindeste Ungemächlichkeit seinetwegen zu dulden im stande ist. Grosser Gott, was habe ich nicht oft andere, so gut wie Du Gemächlichkeit und Vergnügen liebende Mütter ihren Kindern aufopfern sehen! Dir aber darf das Kind ja nicht die mindeste Beschwerde machen; Dir darf es an Deinen hundert Frivolitäten nicht den mindesten Abbruch thun —". Alles wurde darauf angelegt, in dem von Natur aus schwächlichen Kind die Lebenskraft zu ersticken.

Elise legte einen Ehrgeiz darein, das Kind selbst zu stillen; da sie jedoch von ihren Vergnügungen nicht abliess, war sie dies in kurzer Zeit nicht mehr im stande. „Das Kind," erzählt Bürger, „wurde schon in den ersten 8 oder 14 Tagen wider meinen und aller vernünftigen Ärzte Willen mit Brei gestopft, diesem infamen Buchbinder-Kleister, den Gott verdammen wolle, trotz aller Vertheidigungen, die er unter unwissenden, vernunftlosen Menschen findet, weil auch viele Kinder dabei leben, gesund bleiben und gross werden sollen. ... Die Folge von jenem Verfahren war, dass das von einer kerngesunden Mutter kerngesund und stark geborene Kind nach 3—4 Monaten ein elender Schwächling war und blieb, und Runzeln hatte wie ein alter Mann. Erst nachdem endlich der verfluchte Brei abgeschafft und das Kind bloss mit Milch, Wasser und Zwieback genährt worden, hat es sich ein wenig zu benehmen angefangen. Dennoch aber ist es für sein Alter noch sehr weit zurück." „Selbst gute und billige Personen," fährt Bürger in seiner Strafpredigt an Elise fort, „die Dir alle Deine übrigen Thorheiten zu übersehen geneigt sind, können Dir doch das nicht verzeihen, dass Du Dein erstes und einziges Kind so Deiner unerhörten Eitelkeit, so Deinem übermässigen Hange zu schwärmenden und lärmenden Vergnügungen aufzuopfern im stande warst ... Warum sagtest Du mir denn nicht früher, dass Du Deinem Kinde auch nicht einen elenden Walzer aufopfern könntest? Ich würde dann mit Gewalt auf einer Amme bestanden haben, um doch nun ein gesundes und wohl genährtes Kind vor mir erblicken zu können,

anstatt dass nunmehr der Anblick des armen Wurmes mein Herz verwundet. Denn entweder stirbt der arme Junge vor der Zeit hin, und darum möchte ich schier Gott bitten, oder er erwächst zu einem immer siechen und kränkelnden Leben.“ Elise rechtfertigte ihren Mangel an Milch mit dem geringen Appetit, den sie hatte, und meinte, Bürger solle mit der Vorsehung hadern, die ihr diese grösste aller Mutterfreuden, wie so viel tausend anderen Frauen versagt habe.

Am 8. Oktober 1791 schreibt Elise an ihre Mutter, dass sie sich seit ihrer Entbindung merklich verschönert habe. Die Familie Bürger begab sich damals zu Besuch zu dem Grafen August Wilhelm Carl von Hardenberg, welcher Drost des Amts Rothenkirchen war, und später Gross-Zeremonienmeister des Königs von Westfalen wurde. In diesem Hause verkehrte sehr viel vornehme Gesellschaft. Aber trotz der zahlreichen Damen des hohen Adels glänzte Elise als Ballkönigin bei einer von 26 geladenen Gästen besuchten „fête“. Bei dieser Gelegenheit sah sie den jüngsten Bruder des Grafen Hardenberg, Friedrich August Burkhard, einen 21jährigen jungen Mann, der seine Stelle als Lieutnant im Garde du Corps 1791 mit der eines Hofjunkers zu Hannover vertauschte. Elise nennt ihn in einem Briefe an ihre Mutter einen „schönen, einnehmenden jungen Menschen dato noch nichts weiter“. Sie schloss um diese Zeit mit Hardenbergs Schwester, der Gattin des Kammerherrn von Marenholz zu Braunschweig, eine innige Freundschaft, die ihr bei ihren späteren Beziehungen zu dem jungen Grafen nicht wenig zu statten kam. Frau von Marenholz, die sich in zweiter Ehe mit Benjamin Constant vermählte, spielte in dem Verhältnisse Elisens zu ihrem Bruder eine etwas zweideutige Rolle. Noch schwerer kompromittiert als sie erscheint jedoch Friedrich Bouterweck (geb. 1765, † 1828), der, bevor er Professor der Philosophie zu Göttingen wurde, daselbst als Hofmeister weilte, und auch Bürgers Tochter Marianne unterrichtete. „Dieser Mensch,“ schreibt der Dichter, „bemengte sich entweder wider besser Wissen und Gewissen mit ihren sträflichen Angelegenheiten, oder welches

mir fast wahrscheinlicher ist, sie wusste ihn durch ihre schändliche Heuchelei, Lügen und Vorstellungskunst so einzunehmen, dass er sie für einen Tugendspiegel hielt, weil es ihr an Beschönigungen nie fehlt, die sie auch so leicht beschwören kann — wie man ein Glas Wasser trinkt." „Dieser jämmerliche Don Quixote" ging in seiner Verblendung für Elise soweit, dass er sich später ihrem Gatten gegenüber zu ihrem Ritter aufwarf, und an Bürger einen so impertinenten Brief schrieb, dass dieser nur mit Mühe abgehalten werden konnte, Elise vor der Zeit dem Gerichte zu überliefern. Er liess sich endlich damit genügen, den Don Quixote zu schütteln „wie sichs dem Manne mit der gerechten Sache gegen den mit der stinkenden geziemet". Bouterweck müsse froh sein, meinte Bürger, wenn er ihn nicht öffentlich als Kuppler und Ehebruchsvermittler an den Pranger stelle.

XXIX.

Zerwürfnis.

1791—1792.

Bürgers Strafpredigt an Elise, und ihre Betheuerungen, sich zu bessern — Häusliche Scenen — Baron Overschie de Nerifsche — Erwiesener Ehebruch — Elise verlässt Göttingen — Bürgers Schreiben an Frau Hahn.

Da Elise auch nach Agathons Geburt von ihrer Vergnügungssucht nicht abliess und durch ihr Benehmen die Missbilligung der Göttinger Gesellschaft immer mehr herausforderte, hielt es Bürger für an der Zeit, eine ernste Mahnung an sie ergehen zu lassen. Zum Anlass wählte er Elisens Geburtstag am 17. November 1791. Er setzte ihr in einem kurzen Schreiben auseinander, dass er des Festtages keineswegs vergessen habe, dass ihm seine Verhältnisse aber nicht gestatteten, ihn „mit Banketten bei Pauken und Trompeten zu begehen". Mit einem kleinen Geschenke, wie es die Armut zu geben vermöge, hätte er sich gerne eingestellt, aber er wisse nicht, was sie sich wünsche. Zu Versen fehle es

seinem Geiste und Herzen an der Stimmung, da deren Schwungkräfte von so manchem und manchem Steine niedergedrückt würden. Er habe daher ihren Geburtstag mit Gebet und Thränen zum Regierer aller Dinge begonnen, mit Gebet und Thränen, dass er sie willig machen möge, jene Steine von seinem Geiste und Herzen abzuwälzen. Zugleich bittet er sie um eine gelegentliche Unterredung. „Da wir nun einmal bestimmt sind, mit einander zu leben, o, so lass uns auch für einander leben."

Zu einer solchen mündlichen Auseinandersetzung schien Elise keine Lust zu verspüren. „Vermuthlich," meint Bürger, „weil gerade der Hauptbuhle unter allen bisher gehabten," der oben erwähnte Graf von Hardenberg, „mehrere Tage hindurch in der Stadt sich aufhielt, und täglich vor- und nachmittags im Hause war." Bürger griff daher am 29. November abermals zur Feder, und richtete jenes ernste, umfangreiche Schreiben an sie, welches 1847 von einem Anonymus unter dem Titel: „G. A. Bürgers letztes Manuscript" neuerdings herausgegeben wurde. Der Herausgeber behauptete damals, es seien bisher nur Bruchstücke dieses Dokuments im Drucke erschienen, und will den ganzen Brief in einem Nachlasse — in welchem, verschweigt er uns — gefunden haben. In der That wurde er bereits 35 Jahre früher in dem Buche: „G. A. Bürgers Ehestandsgeschichte" vollinhaltlich abgedruckt.

In dem Briefe, den man eine „Epistel an die Frauenwelt" genannt hat, hält Bürger seiner unverbesserlichen Gattin zuerst ihre Lieblosigkeit gegen ihn selbst vor, die sich darin äussere, dass sie sein letztes Schreiben keiner Antwort würdigte. Ob er guter Laune oder traurig sei, das sei ihr ganz gleichgültig. Da sie für die stille Sprache seines Kummers keinen Sinn zeige, sehe er sich gezwungen, laut und deutlich mit ihr zu reden. Er macht sie aufmerksam, dass ihr Lebenswandel ein öffentliches Ärgernis sei, und dies mit Recht, wie er ihr haarklein beweisen wolle. Zu diesem Zwecke betrachtet er Elise als Hausfrau als Mutter und als Gattin. Ihr täglicher Lebenslauf sei derart, dass man dessen Schilderung in einem Romane oder in einer

Komödie für übertrieben halten würde. Sie stehe um 9 oder gar erst um 10 Uhr auf, treibe „Frivolitäten“ bis mittags, wo sie eine Mahlzeit einnehme, an deren Zubereitung sie nicht den mindesten Anteil nehme, nach Tische schreibe sie ihre Lappalien-Briefe (denn dass Liebesbriefe darunter seien, wusste Bürger damals noch nicht), den Rest des Tages beschäftige sie sich mit ihrem Putz. Visiten nehmen und geben, Konzerte, Assambleen und Pickenicke besuchen treibe sie so unausgesetzt und regelmässig, als nur irgend ein gewissenhafter Professor seine Lehrstunden abzuwarten vermöchte. Demgemäss sei auch die Geldwirtschaft. Trotz einer Einnahme von gewiss weit mehr als 1200 Thalern, von welchen er ungefähr 300 Thaler voriger Schulden abgetragen habe und das übrige im Haushalte aufgegangen sei, seien aus dem verwichenen Jahre leicht noch einige Thaler Schulden zu bezahlen übrig. (Diese Mehrauslagen bezifferten sich nach einer späteren Anmerkung Bürgers auf mindestens 400 Thaler.) Dies sei auch ganz natürlich, da sie die Mägde nach ihrem freien Belieben wirtschaften lasse, ohne sich selbst um den Haushalt zu bekümmern; auch kosteten die zahlreichen Gesellschaften von 20 und 30 Personen, der kleineren Zusammenkünfte gar nicht zu gedenken, viel Geld. Was er ihr als Mutter vorhält, haben wir oben gelegentlich der Geburt und Ernährung Agathons bereits erwähnt. Doch auch in Rücksicht auf ihre Stieftochter spiele sie „trotz aller läppischen Zärtlichkeit zwischen ihnen beiden“ ihre Mutterrolle so, dass er die traurigsten Folgen vorahnden müsse. Was solle aus einem jungen, 14jährigen Mädchen werden, das an ihr ein solches Vorbild habe? Nicht besser kommt Elise natürlich als Gattin weg. Welche Erleichterung seines mühseligen Lebens habe er ihr zu danken? Gebe es einen dünkelhafteren, superklügeren, eigenliebigeren, prätensionsvolleren Haberecht, als sie? Und das selbst in Dingen, worin ihn vielleicht ganz Deutschland zum kompetenten Richter annehmen würde. Er kommt immer und immer wieder auf die Unehre zu sprechen, in welche sie den Ruf seines Hauses bringe. Stets von neuem tadelt er ihren Verkehr mit den „jungen Laffen“, von

welchen sie für ihre Freundlichkeit innigst verehrt zu werden glaube; dem sei indes nicht so, und es gebe keine andere Dame in der Stadt, auf deren Zimmer sie sich herausnehmen dürften, so studentisch zu schreien und zu lärmen als auf dem ihrigen. Mit Erstaunen höre er sie oft die Treppe heraufpoltern, an die Thür schlagen und hereinfahren, nicht anders als auf eine Studentenstube. Endlich habe sie auch durch Vermittlung bei Liebesaffairen in ihrer Bekanntschaft zu ihrem schlechten Renommée beigetragen.*)

Am Schlusse bespricht er das Entehrende ihrer Lage noch einmal in eindringlichen Worten. Was sie doch beide für einen gar verschiedenen Ehrbegriff hätten! Sie könne bei all' ihrer hochstrebenden Hoffahrt Schritte thun, wozu er sich mit all' seiner schlichten Demut nicht entschliessen könnte. Er zielt damit auf die Art und Weise ab, wie Elise die Kostgänger, welche sie zur Aufbesserung ihrer Verhältnisse aufgenommen hatte, für ihr Geld bewirtete. Wir entnehmen aus Bürgers Schreiben, dass diese meist adeligen jungen Herren, die sich in grossen Mengen zu dem Tische Elisens drängten, für ihr hohes Kostgeld nur „abgeschabte Brocken von einigen Mahlzeiten, abgenagte Gänsegerippe, von denen wenig oder nichts mehr herunterzubringen ist, oder Gemüse ohne eine überall gebräuchliche Zuthat" erhielten. In solchen Augenblicken wünschte Bürger sich vor Scham entfernen, ja sein Bewusstsein ganz verlieren zu können. Freilich müsse es eine schlechte Wirtin so machen, um nur einigermassen dabei zurecht zu kommen. Aber er wolle ja gerne jedem Überfluss, selbst den paar Gläsern Wein, an die er von Jugend auf gewöhnt sei, entsagen, und sich auf das schlechterdings Unentbehrliche einschränken, wenn er nicht anders als auf diese Weise bei Ehre und Reputation bleiben könne. Nun sie ihn einmal geheiratet hätte, zieme es ihr nicht, sich über seine

*) Elise schadete ihrem eigenen, wie dem Rufe ihres Hauses sehr, indem sie sich zur Unterhändlerin bei Liebesaffären anderer hergab. Bürger gedenkt speziell der Rolle, welche sie in den Liebesintriguen der Demoisellen Michaelis der Schwestern von Elisens oben erwähntem Geliebten spielte.

Sphäre zu erheben und die hohe, kostbare Dame zu spielen, wie sie kaum irgend eine andere in Göttingen spiele. Ändere sie sich auf seine Vorstellungen hin nicht, so müsse er entweder die ganze Lage der Dinge ihrer Mutter entdecken, und diese bitten, zu ihnen zu ziehen und das ausgeartete Kind wieder in Aufsicht und Zucht zu nehmen, oder er müsse sie nach Stuttgart schicken und dort lassen, bis sie weiser geworden sei.

In ihrer Antwort (vom 30. November) zeigte sich Elise als die Schwergekränkte. Bürger habe sie, das arme Geschöpf, das sich ohnedies nur mehr durch die Mittel der Verzweiflung aufrecht erhielt, vollends niedergeworfen. Sie habe gleich im Anfange ihrer Ehe eingesehen, dass er nicht der Mann sei, den sie sich erwartet hatte. Hundert Einzelheiten in seinem Benehmen ihr und anderen gegenüber hätten dazu beigetragen, sie in dieser Ansicht zu bestärken. Zudem habe sie verschiedenes Schlechtes über seinen Lebenswandel vor seiner Vermählung mit ihr gehört. Bürger habe ihre kleinen Schwachheiten nicht mit liebevoller Güte zurecht zu bringen gestrebt, sondern mit auffahrender Hitze zu vertreiben gesucht. Wäre sie zehn Jahre älter gewesen, so hätte es sie vielleicht schwermütig gemacht, jetzt, bei ihrem lustigen Temperamente, das sie nicht ändern könne, machte es sie leichtsinnig. Es sei auch sehr natürlich, dass ein junges Weib von 21—22 Jahren nicht immer allein zu Hause sitzen wolle, besonders wenn sie nichts an das Haus fessle. Liebe könne sie nach alledem nicht mehr für ihn empfinden, doch bewahre sie ihm die Freundschaft. Ihr Benehmen werde sie übrigens jetzt vollkommen ändern, ein eingezogenes, nur der Häuslichkeit gewidmetes Dasein führen, jegliche gesellschaftliche Unterhaltung meiden, und im eigentlichen Sinne des Wortes seine Magd sein. Sich gegen die einzelnen Vorwürfe des Dichters zu verteidigen, hält sie nicht für der Mühe wert. Nur möge er ihrer alten Mutter den Kummer ersparen und ihr von diesen Dingen keine Mitteilung machen; sie (Elise) könne alles ertragen, nur nicht den Gedanken, „die Mutter, die sie warnte und liebte, zu morden“. Der Brief war seiner

ganzen Fassung nach nicht so gehalten, um Bürger an einen Erfolg seiner Strafpredigt denken zu lassen; auch glaubte er den Grund ihrer Delikatesse der Mutter gegenüber nicht in kindlicher Pietät zu erblicken. Immerhin gab er seine Hoffnungen nicht ganz verloren. Tags darauf sandte er Dr. Althof, den „einzigen Freund und Vertrauten seines Kummers", zu ihr, damit er ihr ins Gewissen rede; allein dieser kehrte mit schlechtem Troste zurück. „Es ist umsonst," sagte er, „Du wirst sie nicht bessern!" In der Unterredung mit dem Arzte hatte Elise schon vieles von ihren Versprechungen zurückgenommen. Auf die Assambleen, Pickenicke und Konzerte wollte sie damals bereits nicht mehr verzichten; das einzige, was sie noch versprach, war bessere Hauswirtschaft. Bürger selbst schickte ihr noch am 30. November ein Billet, worin er ihr seine Entrüstung über ihre Antwort aussprach, nnd der Hoffnung Ausdruck gab, dass sie mit der Zeit in sich gehen und ihre vorschnelle Erwiderung bereuen werde. Hierauf folgte am 1. Dezember abermals ein Brief Elisens, in welchem sie ihren hinkünftig zu führenden eingezogenen Lebenswandel Stunde für Stunde genauestens normierte; auch wollte sie nun eine ihrer drei Mägde entlassen, bei jeder Gelegenheit zu ersparen trachten, und sich durch ihre ganze Aufführung seine Achtung erwerben.

Da Bürger in den darauffolgenden Tagen seine Frau mit den Schlüsseln im Hause mehr als sonst „auf- und abwirtschaften" hörte, ward er bald etwas vertrauensseliger, und sein Herz begann sich ihr von neuem zuzuneigen. Schon hatte sich ein besseres Einvernehmen zwischen ihnen hergestellt, als dasselbe durch die üblen Nachreden der schon vor längerer Zeit entlassenen Kammerfrau Elisabeth wieder gestört wurde. Da ihm die Gerüchte immer bestimmter zu Ohren drangen, beschloss er, der Sache auf den Grund zu gehen, „um womöglich, wenn das Mensch ohne Grund lästerte, ihr öffentlich das Maul zu stopfen". Er unterzog sie einem geheimen, ausführlichen Verhör, und wenn er ihren Aussagen auch noch bei weitem nicht vollen Glauben beimass, so geriet er doch in eine gewisse Unruhe, nach deren

Grund ihn Elise anscheinend in der liebreichsten, teilnehmendsten Weise fragte. So kam es am 10. Dezember 1791 zwischen Bürger und seiner Gattin zu einer Scene, bei welcher er „Gott zum Rächer und Richter zwischen ihm und dem ungetreuen Weibe anrief, wenn sie ihn hintergienge". Er forderte sie auf, sich den Aussagen der Kammerfrau gegenüber zu rechtfertigen. Elise beschränkte sich jedoch darauf, jene als eine Verleumderin hinzustellen, und ihm „unter der Maske himmlischer Wahrhaftigkeit und Unschuld allen Argwohn von irgend einem verdächtigen Verkehr mit Michaelis oder Schwengelm auszureden". Dennoch war ihre Verteidigung derart, dass Bürger von der Wahrheit der Aussagen Elisabeths immer mehr überzeugt werden musste Er that alles, was in seinen Kräften stand, um Elisen zu einem freimütigen Geständnis zu bringen. Unter dem Versprechen, ihr, was immer sie auch begangen haben möge, zu verzeihen, beschwor er sie, ihm alles zu bekennen. Endlich gab sie zu, dass ihr während der Dauer ihrer Ehe „bei einem und dem andern artigen jungen Manne der Gedanke aufgestiegen sei, wie sie mit so einem wohl glücklicher sein könnte, als mit ihm." Dies sei aber auch alles. Von jeder wirklichen und wesentlichen Untreue wisse sie sich frei. Durch einige weitere Beschwörungen brachte sie Bürger zu dem Geständnisse, dass auch jetzt noch ein „junger liebenswürdiger Mann vorhanden sei, von welchem sich ihr Herz angezogen fühle, und der auch nicht gleichgültig gegen sie zu sein scheine". Der Dichter erkannte nach einigem Schwanken, dass sie von dem Grafen Friedrich von Hardenberg spreche, mit welchem sie bereits seit längerer Zeit in intimen Beziehungen stand. Sie leugnete jedoch, dass es zu Erklärungen zwischen ihnen gekommen sei, obwohl Hardenberg im Gespräche „von ferne darauf hingeditten" (hingedeutet), und sich ihr durch sanfte Händedrücke und dgl. schon wiederholt verraten habe. Sie versprach freiwillig, ihn nicht mehr wiederzusehen.

Bürger nahm ihr nun einen feierlichen Eid zur Bekräftigung der Wahrheit ihrer Aussagen ab, welchen sie ruhig ablegte. Sie beteuerte, dass ihr Gott nicht mehr gnädig sein solle, wenn sie

ihn hinterginge. Da Bürger sie eines Meineides nicht fähig hielt, schloss er sie beruhigt mit Inbrunst in die Arme, überhäufte sie mit thränenvollen Küssen und Liebkosungen, und gelobte in seinem Herzen, ihr ferner zu vertrauen, und sie zu lieben, „wie es nur immer der beste und zärtlichste Gatte vermag". Und doch hatte sie ihn an diesem Tage ebenso betrogen, wie unzählige Male früher.

Elise scheint jedoch nicht nur ihren Gatten, sondern auch sich selbst mit Vorliebe belogen zu haben, denn in ihren Papieren findet sich nach Ebelings Mitteilungen eine Stelle, worin es mit Bezug auf diese Scene heisst: „Ich erinnere mich nur, dass es mir unaussprechlich leid that, dass ich ihm alles versprach, was zu seiner Beruhigung dienen konnte, dass ich ihm jedes Opfer zu bringen entschlossen war. Was ich ihm aber auch versprochen haben mag, eins hatte ich gewiss mit gutem Gewissen geschworen, nämlich dass ich noch keinem andern Manne das Recht gestattet, welches ich dem Ehemanne schuldete." — „Nie habe ich mich mit einem Ehebruche befleckt", pflegte sie bei jeder Gelegenheit zu sagen.

Es herrschte nun wieder eine Zeit lang vollkommene Eintracht zwischen den Gatten. Aber die Entrüstung in der Göttinger Gesellschaft dauerte fort, und Bürger erhielt warnende, anonyme Briefe. Man machte ihn darauf aufmerksam, dass Elise mit Hardenberg in lebhaftem Briefwechsel stehe, was der Umstand zu bestätigen schien, dass sie ängstlich besorgt war, die ankommende Post stets selbst, oder durch die vertraute Magd Leonore in Empfang zu nehmen. Die schweren Kümmernisse warfen Bürger bald nach Neujahr 1792 aufs Krankenlager. Während der 8—14 Tage, da er bettlägerig war, zeigte sich Elise abermals äusserst zärtlich und um ihn besorgt; eine zufällige Äusserung von ihr verriet ihm aber, dass sie dennoch mit Hardenberg heimlich korrespondiere, und machte in ihm den Verdacht zur Gewissheit, dass sie einen Meineid geschworen habe. Noch brachte er es nicht über sich, Elise vollkommen zu verurteilen. Er erinnerte sich der menschlichen Schwachheit, und

dachte, Hardenberg könne vielleicht ihre „erste und einzige wahre Liebschaft“ sein, vielleicht sei es auch noch nicht zum ärgsten gekommen. Dennoch beschloss er, fürderhin das Betragen seiner Frau auf das sorgfältigste zu beobachten.

„Wäre Hardenberg der einzige, so wollte ich für die Ehebrecherin noch Hochachtung hegen!“ schrieb Bürger einige Zeit, nachdem er die Treulose entlarvt hatte; der Mann, mit welchem er sie auf frischer That ertappen sollte, war jedoch ein „käsebleicher, mit Finnen im Gesichte besäeter Knirps, eines holländischen Käses hoch“. Der Umstand, dass ihn die Natur ungleich schlechter mit äusseren Glücksgütern bedacht hatte, als Hardenberg, liess in Bürger lange Zeit keinen Verdacht gegen den unscheinbaren Baron Emanuel d'Overschie de Nerifsche, der 1791 aus Brabant zum Studium der Philosophie nach Göttingen gekommen war, entstehen. Umsomehr sollte ihn die Entdeckung überraschen. Am 24. und 25. Januar litt Elise an einem Schnupfenfieber, und lag den ganzen Tag über in ihrem Zimmer auf dem Sopha. Die jungen Herren ihrer Bekanntschaft besuchten sie sämtlich. Um 4 Uhr Nachmittags kam auch Nerifsche. Dieser war noch um 8 Uhr abends da, und Bürger, der von Zeit zu Zeit in das Zimmer sah, bemerkte, dass er der Patientin von Stunde zu Stunde näher rückte. Als er um $^1/_2$9 Uhr wieder zu Elisen kam, fand er sie und den Baron bereits in einer Stellung, die wenig Zweifel über das Vorgefallene zuliess. Das Licht brannte sehr dunkel, da es seit langem nicht geputzt worden war. Bürger trat näher, putzte dasselbe und begann zu reden, worauf sich auch die beiden bald von ihrem stummen Schrecken erholten und so redselig wurden, „dass es eine Lust war“. Beim Abendessen klagte Elise, dass sie der Baron den ganzen Nachmittag entsetzlich gelangweilt habe, und der Dichter beschränkte sich darauf, ihr zu sagen, dass die Stellung des Barons „nicht dem Wohlanstande gemäss“ gewesen sei.

Elise und der Baron trieben ihr Spiel in den nächsten Tagen ruhig weiter. Bürger aber bohrte ein Loch in die Thür von Elisens Zimmer, welches ihm gestattete, das Sopha ganz zu über-

sehen. Damals wählte Nerifsche zu seinen Besuchen jene Stunden, da Bürger seine Kollegien las. Am 3. Februar, als dieser in seiner Vorlesung eben den Monolog eines eifersüchtigen Ehemannes rezitierte, der auf den Geliebten seiner Gattin Jagd macht, ergrift ihn die Übereinstimmung von dessen Situation mit seiner eigenen so lebhaft, dass er seine Heiserkeit zum Vorwande nahm, um das Kollegium vor dem festgesetzten Zeitpunkte zu schliessen. Er eilte in seine Wohnung, und blickte durch das Loch in der Thür. Die Scene, welche sich seinem Auge darbot, beschreibt Bürger in dem Briefe an Frau Hahn ausführlich; wir müssen jedoch darauf verzichten, sie wiederzugeben. Auch Strodtmann hat sie in dem Wiederabdruck der Briefe, wie manches andere, weggelassen. „Und das geschah," sagt Bürger, „auf einem Sopha, nahe am lichten, hellen Fenster, zwar einer Hinterstube, allein doch den Blicken aus mehr als einem Fenster der Hinternachbarn ausgesetzt." Der Dichter drang in das Zimmer ein, versetzte dem Baron ein paar Faustschläge mit der Rechten, und Elisen, „die mit offenem Munde erstarrt da lag", einige mit der Linken. Der Baron nahm Reissaus, und Bürger konnte ihm nur noch einen raschen Fusstritt geben, da es ihm vor allem um die Brieftasche der Ehebrecherin zu thun war, die sie stets auf dem Leibe trug. Nach hartem Kampfe, bei welchem beide zu Boden stürzten, entriss er ihr diese, und hatte noch Zeit, ihr, während er sie mit den Knien auf dem Boden festhielt, „ein Dutzend derjenigen Ohrfeigen zu geben, die sie zu Tausenden verdiente". Jetzt war es Elise, welche ihn ermahnte, seine und ihre Ehre vor den Leuten zu wahren, keinen überflüssigen Skandal zu provozieren, und sich ruhig scheiden zu lassen. Bürger, der sie zuerst aus dem Hause peitschen wollte, fasste sich allmählich, „donnerte ihr ihre ganze Abscheulichkeit vor", konnte jedoch nicht weit kommen, weil ihm Stimme und Atem fehlten. Elise erlangte ihre freche Kaltblütigkeit bald wieder. „Nun ja," sagte sie, „ich habe gefehlt, allein alle Dein Declamiren kann doch nun nichts helfen. Genug wir trennen uns."

Bürger verhielt seine Frau allsogleich, einen eigenhändigen

Revers auszustellen, worin sie „gerne“ eingestand, ihrem Gatten die schuldige, eheliche Treue völlig verletzt zu haben. und sich unwürdig erklärte, ferner seine Gattin zu sein und zu heissen Sie gab darin zu, mit Michaelis bereits im ersten Monat ihrer Ehe „ihr Spiel getrieben zu haben“; ebenso gestand sie ihren Umgang mit Schwengelm und Hardenberg ein, doch habe sie keinen von ihnen geliebt, auch keinen wirklichen Ehebruch begangen; nur die Anbetungen der jungen Herren hätten sie, wie Bürger sagt, „zur verbuhlten Coquette gemacht“. Was sie nun thun werde, wusste sie selbst nicht. Sie schwankte, ob sie sich Hardenberg oder Nerifsche an den Hals hängen solle; nebenbei dachte sie daran, als marchande des modes nach Brüssel zu gehen. Sie erlangte von Bürger, dass er mit der Einbringung der Ehescheidungsklage bis zu diesem Zeitpunkte wartete. Unterdessen liess er sich von ihr noch drei ähnliche Reverse ausstellen, wovon der eine auf ihren wiederholten Ehebruch mit mehreren Mannspersonen, der zweite auf den mit Hardenberg, der dritte auf jenen mit Nerifsche lautete. Da ihr Bürger die Wahl liess, welcher seiner Klage zu Grunde gelegt werden solle, entschied sie sich für den zweiten (mit Graf Hardenberg); doch wurde der Name des Geliebten später aus dem Dokument gestrichen und an seine Stelle bloss „der Mann H.“ gesetzt, da Bürger sich die angesehene Familie nicht „auf den Hals laden“ wollte. In diesem Reverse erkannte Elise auch einige Stellen aus ihrem Briefwechsel mit dem Grafen Hardenberg, welche Bürger als Beweise des begangenen Ehebruches benötigte, als authentisch an. Das Schuldbekenntnis wurde von zwei Zeugen, den Doktoren Ludwig Christoph Althof und Johann Heinrich Jäger unterzeichnet. Auf die Zurückerstattung ihres Eingebrachten, dessen sie nach den Rechtsvorschriften ohnehin verlustig wurde, verzichtete Elise. Ihre Kleider und ihre Leibwäsche wurden ihr dagegen verabfolgt.

Da der Skandal mit Nerifsche von dessen Bedienten weiter erzählt worden war, und sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt verbreitet hatte, war Elise bedacht, bald das Terrain zu räumen, um drohenden Insulten des Pöbels zu entgehen. Die

Erbitterung, welche in Göttingen gegen sie herrschte, kannte keine Grenzen. Sie begab sich daher am 6. Februar zunächst nach Hannover, um dort Hardenberg zu sprechen, und von da nach Braunschweig zu dessen Schwester Frau von Marenholz. Bürger erhielt noch am 12. Februar einen Brief von seiner Gattin. Was derselbe enthielt, ist nicht bekannt. Der Dichter wünschte nur, dass es der Unglücklichen bei diesem Briefe Ernst gewesen sein, und auch bleiben möge, wiewohl er leider daran zweifeln musste.

Wenige Tage später kehrte Elise zu ihrer Mutter nach Stuttgart zurück. Die letztere hatte unterdessen bereits jenes ausführliche Schreiben von Bürger erhalten, dem wir die Details dieser skandalösen Geschichte entnahmen. Er arbeitete an seiner Abfassung vom 3. bis 12. Februar, und es sollte die Scheidung vor den Augen seiner Schwiegermutter, für welche er stets eine grosse Achtung hegte, rechtfertigen. „Schmerzlich, gute Mutter, schmerzlich ist es mir“ — so beginnt Bürger — „dass ich Ihre Tochter so schwer anklagen, dass ich mich von ihr scheiden muss. Sie ist ein verschwenderisches, üppiges, heuchlerisches, verbuhltes und ehebrecherisches Weib. Ich Armer bin vielleicht der letzte in der ganzen Stadt, der sie endlich, durch allzu unleugbare Proben überzeugt, dafür erkennen musste.“ Er gibt ihr sodann, wie er sagt, nur einen kurzen Abriss der Geschichte seiner Ehe — denn „unter der Ausführung einer längeren wäre er erlegen“. Alle Briefe, die er an Elise, und die sie an ihn gerichtet, sind wortgetreu darin mitgeteilt und so ist es kein Wunder, wenn der Bericht zu ca. 50 Druckseiten in Grossoktav anschwoll. Bürger ruft Gott zum Zeugen an, dass er sein Möglichstes gethan habe, um die Katastrophe hintanzuhalten, „Alles, was mit der Würde eines edlen, gesitteten Mannes bestand“, habe er mündlich und schriftlich mehr als einmal versucht. Donnernde und blitzende Worte, Einsperrungen, Karbatschenhiebe u. s. w. lagen ausser seiner Sphäre.

Aus Frau Hahns kurzer Antwort geht hervor, dass sie sich keineswegs auf die Seite ihrer Tochter stellte. „Mein Kind,“

schreibt sie in schlechtem Stile und in noch schlechterer Orthographie, „ist um Ehre und um ihre zeitliche Wohlfahrt gebracht; Gott der Barmherzige helfe ihr nur die Seeligkeit zu erlangen, darum bitte ich täglich.“ Sie beteuert Elisens Reinheit zur Zeit ihrer Vermählung mit Bürger, und klagt sich selbst an, weil sie zu schwach gewesen sei, dieser Ehe, „mit der niemand zufrieden war“, ihre Zustimmung zu verweigern.

XXX.

Scheidung (1792). — Elisens weitere Schicksale.

Das Scheidungsurteil — Seelenstimmung und materielle Verhältnisse Bürgers nach gelöster Ehe — Sein Sohn Emil — Elise als Schauspielerin und Schriftstellerin — Schmähschritten gegen sie — Kunstreisen und Engagement in Dresden — Aufenthalt zu Frankfurt a. M. — Hermann Hendrichs — Elisens Tod.

Am 13. Februar 1792 überreichte Bürger der Universität, welche damals die Jurisdiktion über ihre Mitglieder ausübte, seine Ehescheidungsklage. Die Aktenstücke derselben sind sämtlich erhalten.*) Die Gerichtsdeputation bestand den Vorschriften gemäss aus dem Prorektor (Prof. phil. Lüder Kulenkamp), den vier Dekanen (Th. J. Planck, J. St. Pütter, H. A. Wrisberg, J. G. H. Feder) und da ersterer kein Jurist war, noch einem Juristen (J. N. Möckert). Bürger verlangte in seiner Klageschrift auf Grund des „von zwei unverwerflichen Zeugen“ bestätigten Geständnisses seiner Gattin die gänzliche Trennung der Ehe, die Erlaubnis zur anderweitigen Verheiratung, sowie dass ihm das von Elise mitgebrachte Heiratsgut (welches ohnedies nicht mehr vorhanden war), verbleibe.

Zur Entgegennahme des Urteils, welches dem Begehren Bürgers in allen Punkten stattgab, und am 31. März erfloss,

*) Abgedruckt in „Briefe von und an G. A. Bürger“. IV. S. 195—204.

erschien Elise nicht selbst, sondern liess sich durch den Prokurator Oppermann, einen jüngeren Bruder von Bürgers einstigem Gegner, vertreten. Als dem schuldigen Teile wurde ihr eine Wiederverheiratung nicht gestattet.

Solange Bürger mit Elise noch unter einem Dache lebte, hatte er unter den fortwährenden Aufregungen kaum Zeit gefunden, sich die Trostlosigkeit seiner Lage zu vergegenwärtigen. Zur rechten Einsicht seiner Verirrung kam er erst nach der Scheidung; er atmete jedoch zugleich erleichtert auf, und war zufrieden, dass ihm dieses Abenteuer an Leib und Seele nicht mehr geschadet hatte, als es in der That der Fall war. „Wenn das Capital meiner Leibes- und Gemüthskräfte nicht so unerschöpflich wäre," schreibt er an Schlegel, „so würde ich unstreitig jetzt nirgends mehr als bloss in der deutschen Litteraturgeschichte noch leben. Solch' ein Kabinetsstück von ehelicher Untugend, wie dieses Weib war, existirt wohl in der Natur der Dinge nicht mehr. Millionen Männer sind zwar schon von Weibern betrogen worden; aber das darf ich ohne Hyperbel behaupten, keiner unwürdiger und schmählicher als ich." Bürger hätte der Schuldigen die ganze Last ihrer Verbrechen in seiner Güte nachgesehen, aber dass sie ihn in so schändlicher Weise in seiner Ehre herabsetzte, das konnte er ihr nicht verzeihen. „Bei dem höchsten Gotte schwöre ich Dir" — versichert der Dichter seine ältere Schwester — „wäre diese Elende nur eine honette Ehebrecherin und sonst ein rechtliches Weib gewesen, ich hätte Augen und Mund fest zugedrückt ... aber sie war ein von Dünkel und Rechthaberei strotzendes, verlogenes, heuchlerisches, höchst verschwenderisches, verbuhltes und ehebrecherisches Weib .." „Gottlob," fährt er an anderer Stelle fort, „ich bin seit dem März dieses Jahres von dieser — —, gegen die alle anderen Susannen sind, durch Urthel und Recht geschieden ... Hätte ich das Weib nur noch ein Jahr auf dem Halse behalten, so wäre ich an Geist, Leib und Vermögen rein zu Grunde gegangen." Er sah ein, dass er neben ihr „wie an einer Schandsäule" gestanden habe, aber die ganzen Ereignisse der letzten

zwei Jahre erschienen ihm wie ein böser Traum. Er glaubte Molly zu sehen, wie sie in dem Glanze ihrer Schönheit vor seinem geistigen Auge vorüberschwebe, sanft lächelnd ob der Verirrung des geliebten Mannes.

Weinend wie zur Sühne hub' ich an,
„Wahn, ich fände Dich, o Engel wieder,
Zog ins Netz der Heuchelei mich nieder."

„Wisse nun, o lieber blinder Mann,"
Sagte sie mit holdem Flötentone,
„Dass ich nirgends als im Himmel wohne." *)

In seinen späteren Gedichten findet sich nur selten eine herbe Erinnerung an die Unwürdige; so lesen wir z. B. in dem Epigramm: „Ein kleiner Schlag ins Auge" (1792):

„Der Ausbruch wilder Au'rhahnsbrunst
Heisst zum Exempel — falzen.
Thut eben das mit Schwabenkunst,
So heisst die Sache — walzen."

„Der beträchtliche Verlust an Gesundheit des Leibes und der Seele" scheint sich ihm nach und nach wieder zu ersetzen, und die paar Tausend Thaler, die er durch die „üppige Verschwenderin" eingebüsst hat, verschmerzt er am leichtesten. Die materielle Benachteiligung, die für Bürger aus dieser Verbindung resultierte, lässt sich heute nicht mehr genau beziffern, da er in seiner Leidenschaftlichkeit bisweilen ein wenig übertrieb, und wir auch die Höhe seiner jährlichen Einnahme nicht genau kennen. Der Verlust dürfte sich auf ca. 1500 Reichsthaler belaufen haben. Freilich kam er auch noch auf andere Weise durch Elise zu Schaden. „Das Weib hat unerhört gewirtschaftet," schreibt der Dichter an seine ältere Schwester. Es übersteige alle Begriffe, was an allen Arten des Hausgerätes durch ihre Nachlässigkeit verwüstet und gestohlen worden sei. Er sei vor der Heirat gewiss recht gut und elegant eingerichtet gewesen, nun bestehe sein Haus-, Tisch-, Bett-, Leinen-, Drell- und anderes

*) „Die Erscheinung" (im Musen-Almanach für 1793).

Gerät aus lauter beschädigten Trümmern. Ungeachtet er immer so viel Geld zum Haushalte hergab, dass jedermann darüber erstaunte, habe sie dennoch angetastet und vertrödelt, was sie nur einigermassen in Geheim konnte, um ihren v..... Leib täglich mit neuem Putze behängen zu können. Sie habe nicht einmal der Kleider und der Wäsche seiner beiden verstorbenen Frauen geschont, die er wie ein Heiligtum für deren Kinder aufbewahrte, und von denen er auch das kleinste Stück erst in der letzten Not, nach neuntägigem Hunger angegriffen hätte. Elise hinwiederum meinte, dass Bürger nicht klagen dürfe, sie vergeude seine Einkünfte. Sie soll gelegentlich zu Kosegarten geäussert haben, dass diese unmöglich zur Bestreitung des einfachsten Hauswesens — nach ihren Begriffen — hinreichten, umsomehr als er die ihn fortwährend bedrängenden Gläubiger von Zeit zu Zeit etwas beschwichtigen musste. Sie behauptete, im ersten Jahre ihrer Ehe 1500 fl. von ihrem eigenen Vermögen zugesetzt zu haben, welche Angabe auch mit jener in einem Briefe Elisens an ihren Stiefsohn Emil Bürger vom 21. April 1808 stimmen soll.

Nach der Scheidung sah sich Bürger zu seinem Schmerze gezwungen, seine Kinder, welche er durch kurze Zeit um sich gehabt hatte, wieder von sich zu entfernen. Seinen jüngsten Sohn, Agathon, empfahl er der Obhut von Elisens Mutter. Seine beiden Töchter dürften zu denselben Verwandten zurückgekehrt sein, bei denen sie vor der unglücklichen Heirat ihres Vaters erzogen worden waren. Dagegen nahm Bürger im Oktober 1792 seinen Sohn Emil, dem Molly 1782 zu Langendorf das Leben geschenkt, und der während der Zeit der dritten Ehe bei Friederike Müllner geblieben war, zu sich nach Göttingen. Emil hatte unter Friederikens Anleitung, die übrigens nach ihren eigenen Briefen zu urteilen, recht viel zu wünschen übrig liess, die Anfangsgründe der deutschen Sprache gelernt, und war sodann (1790) in die Weissenfelser Schule geschickt worden, wo er leidliche Fortschritte machte. Nur klagt Friederike, dass er sich stets „schofeln Umgang“ erwähle. Immer geselle er sich „an Schofel, deren ihr Kopf und Herz leer war“; auch sei er ein

„rasender Sausewind", und das Spielen gehe ihm über alles. Da in dem Hause Friederikens, die mit ihren eigenen Söhnen genug Sorgen hatte, an eine gedeihliche Erziehung Emils nicht zu denken war — Friederikens Gatte, der Amtsprokurator Müllner, war ein nachlässiger, fast läppischer Mann ohne jeglichen Ernst — beschloss der Dichter, die Ausbildung des Knaben nunmehr selbst zu überwachen. Emil blieb von Oktober 1792 bis zu dem Tode seines Vaters bei diesem in Göttingen. Er eignete sich hier eine gewisse Vorliebe für Poesie und Litteratur an. Kaum elf Jahre alt, überraschte er Bürger mit einem poetischen Glückwunsch zu dessen Geburtstage. Er wurde später Buchhändler.

* * *

Elise Bürger verweilte nach der Scheidung nur wenige Tage bei ihrer Mutter in Stuttgart. Da sie sich keineswegs in glänzenden Verhältnissen befand, sah sie sich genötigt, selbst Geld zu verdienen, und sie wählte die Bühne, zu welcher sie sich von Jugend auf hingezogen fühlte. Auf die neue Laufbahn bereitete sie sich in Hannover, Braunschweig und besonders in Leipzig unter der Leitung des Professors Schocher vor, nach dessen Muster sie später deklamatorische Akademien veranstaltete. Bürger erfuhr nur mehr durch vage Gerüchte von ihrem Verbleiben. So schreibt er am 11. September 1792 an Goeckingk, sie sei einer Nachricht zufolge nach Wien in die Dienste seiner kaiserlichen Majestät, nach einer anderen aber nach Berlin „vermuthlich in die Dienste des Publikums unter der Direction der Mme. Schupitz" gegangen. Letzteres scheint ihm am wahrscheinlichsten, denn auf der Bühne seien ihre Talente ganz allein an der rechten Stelle. „Zum ein- oder zweimaligen Versuch in dieser Qualität" könne er sie auch jedermann mit gutem Gewissen empfehlen, allein keinem, auch seinem Feinde nicht, zur beständigen Maitresse, viel weniger zur Frau."

Auch seinen Sohn Agathon scheint Bürger nicht wieder gesehen zu haben. Dieser blieb wohl bis 1794 bei seiner Grossmutter, Frau Hahn in Stuttgart. Nach Bürgers Tode nahm sein

Vormund, Dr. Althof, den kränklichen verwaisten Knaben, dessen Mutter als Schauspielerin und Deklamatorin in ganz Deutschland herumreiste, zu sich. Aus einem uns unbekannten Anlasse überwarf sich Elise jedoch später mit dem braven Arzte*), der ihrem Kinde ein zweiter Vater gewesen, und als sie (1802) nach Dresden ging, nahm sie Agathon dahin mit, und gab ihn zur Erziehung in das Institut des Professors Lange, wo er am 26. November 1813 — nach anderen Nachrichten schon 1809 — den Folgen einer Erkältung erlag.

Im Oktober 1796 trat Elise ihr Engagement am Altonaer Nationaltheater mit einer monatlichen Gage von 65 fl. an; sie verblieb hier drei Jahre, und benutzte ihre Urlaubsreisen zu deklamatorischen Akademien, in denen sie durch die mimisch-plastischen Darstellungen, die damals durch die Händel-Schütz in Deutschland beliebt geworden waren, grossen Beifall errang. 1799 spielte sie mit Erfolg durch sieben Monate in Bremen. Sie soll die erste gewesen sein, welcher dort bei ihrem Abschiede vom Publikum mit Kränzen gehuldigt wurde, und ihr Gastspiel ist deshalb in den Annalen der Stadt denkwürdig geblieben. In diesem Jahre begann sie auch ihre schriftstellerische Thätigkeit, die ihr jedoch nie so grosse Erfolge eintrug, wie ihr Spiel. Wie sie sich als Schauspielerin entgegen der Anordnung des Scheidungsurteils stets des Namens ihres Gatten bediente, so nannte sie sich auch auf den Titelblättern ihrer Schriften stets: Elise Bürger geb. Hahn. Damals erschien ihr bedeutendstes dramatisches Werk, das Ritterschauspiel „Adelheid Gräfin von Teck", für dessen Beliebtheit der Umstand spricht, dass es bis zum Jahre 1810 an drei verschiedenen Orten nachgedruckt wurde.**) Es ist

*) Im Jahre 1798 stand Elise mit Dr. Althof noch auf dem besten Fusse, wie die handschriftliche, an jenen gerichtete Zueignung in einem, in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Exemplare ihres Buches: „Irrgänge des weiblichen Herzens" beweist. Dieselbe lautet: „Meinem theuren Freunde Professor Althof zum Denkmal reinster und dankbarster Achtung von der Verfasserin geb. Hahn. Altona 28. Oktober 1798."

**) Die rechtmässige Ausgabe erschien zu Hamburg und Altona 1799 in 8°; Nachdrucke Grätz 1800 in 8°, Lemgo 1801 in 8°, Grätz 1810, 102 S. in 8°.

ein Spektakelstück im Geiste jener Zeit. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein Ritter, Georg von Hechingen, welcher Adelheid von Teck, die Tochter des Bürgermeisters von Augsburg, liebt, die wider ihren Willen an einen ungeliebten Mann verheiratet wurde. Georg ist im Begriffe, sein eigenes Herz zu überwinden, und Marie, die ihm treu ergebene Schwester Adelheids, welche ihn während einer schweren Krankheit pflegte, heimzuführen, als Adelheid Witwe wird, und sich dem Heissgeliebten an den Hals wirft. Es entsteht ein edler Wettstreit zwischen den Schwestern, von denen jede zu Gunsten der anderen dem Geliebten entsagen will. Adelheid nimmt endlich das Opfer ihrer Schwester an, und wird Georgs Gattin, nachdem der Ritter Jobst von Stauffeneck, der sich mit Gewalt in den Besitz der schönen Burgfrau von Teck setzen wollte, glücklich besiegt worden ist. Marie reicht einem Verbündeten Georgs, der sie und ihre Mutter aus einer Lebensgefahr rettete, die Hand. An Verkleidungen, Geistererscheinungen und Visionen ist in dem abenteuerlichen Stücke kein Mangel. Obwohl es in seinem Aufbau einiges Geschick und eine beträchtliche Bühnenroutine der Verfasserin beweist, können uns die zahlreichen sentimentalen Gefühlsergüsse nicht für den Mangel wahren poetischen Geistes entschädigen.

In demselben Jahre 1799 veröffentlichte Elise Bürger auch noch eine „dialogisirte Geschichte“: „Schein und Wahrheit“ *), sowie zwei Novellen unter dem gemeinsamen Titel „Irrgänge des weiblichen Herzens“.**) Die erste derselben, „Dirza“, behandelt die Schicksale einer schönen Abenteurerin, welche von einem Mönche Mutter eines mit der Tonsur geborenen Knaben wird, sich im Laufe ihres weiteren Lebens der Gunst verschiedener hochgestellter Persönlichkeiten erfreut, sodann heiratet, von ihrem Gatten verlassen, des Ehebruchs beschuldigt und in den Kerker geworfen wird, ihren Sohn im Strudel der französischen Revolution durch die Guillotine verliert, das grosse Los mit 60000 Gulden

*) Hannover in 8°.

**) Hamburg und Altona in 8°. Jena 1812 in 8°.

gewinnt, und endlich unter Zigeunern, denen sie sich an ihrem Lebensabend zugesellt, den Tod findet. — Die zweite, „Aglaja", schildert die Verfolgungen, welchen eine junge Witwe ausgesetzt ist, die mit dem Thronfolger eines deutschen Duodezstaates einen Herzensbund geschlossen hat. Die Intriguen der Verwandten des Prinzen Eugen zwingen sie zuerst, sich als Putzmacherin ihren Unterhalt zu verdienen und dann zum Theater zu gehen, wo sie in der gefeierten Madame B., in welcher wir unschwer die Verfasserin erkennen, eine warme Freundin findet.

In Hannover, wo Elise im Jahre 1800 spielte, sollen anonyme Lobgedichte auf sie im Theater deklamiert und auf den Strassen verkauft worden sein. Sie wurde für das nächste Jahr engagiert. Doch wurden damals auch schon einzelne Stimmen gegen sie laut. So wurde sie in dem anonym erschienenen Pasquill: „Fragment eines Gespräches bei J. P. Bernhard" ziemlich unsanft mitgenommen. Diese Schrift scheint auf Veranlassung einer eifersüchtigen Rivalin Elisens, in welcher Ebeling die Base des angeblich kurze Zeit früher von ihr geohrfeigten Karl (von) Reinhard erkannte, von einem bezahlten „Winkelreimschmied" verfasst worden zu sein. Die Feindschaft zwischen Elise und Mme. Reinhard war indes bereits älteren Datums, da die erstere ihre Gegnerin schon 1799 als Mme. R. in sehr gehässiger Weise in der oben erwähnten Novelle „Aglaja" mitnahm. Solche und andere Intriguen zwangen Elise, noch in demselben Jahre das Feld zu räumen. Allein ihre Feinde liessen von ihrer Verfolgung nicht ab. In Altona, wohin sie sich abermals wandte, erreichte sie eine neue Schmähschrift: „Schicksale einer theatralischen Abenteurerin" (Hannover 1801), in deren Autorschaft sich Karl (von) Reinhard, dessen Base und deren Gatte geteilt haben sollen. Elisens Leben von ihrer Scheidung bis zum Abschiede von Hannover wurde darin in scharfer Weise kritisiert. Die gegen sie erhobenen Anschuldigungen widerlegte Elise in der Broschüre „Über meinen Aufenthalt in Hannover"; doch gestattete ihr die Eile, wie sie später selbst bedauernd bemerkte, nicht, die gehörige Sorgfalt auf

Elisa Bürger als Kleopatra in der Oktavia von Kotzebue.

Aus Dr. G. W. Beckers „Einige Charaktere aus den Darstellungen der Churfürstlich Sächsischen Hofschauspielergesellschaften, nach dem Leben gezeichnet, gestochen und kolorirt von J. F. Schröter und K. Oetzner". — Nach dem Originale im Besitze des Herrn k. k. Hofschauspielers Hugo Thimig in Wien.

diese Verteidigung zu verwenden. In Hannover begann die Vielgeschmähte ihre „Sämtlichen theatralischen Werke“ herauszugeben, von welchen jedoch nur der erste Band*) erschien. Derselbe enthielt das sehr schwache zweiaktige Schauspiel „Das Bouquet“ und das nicht bessere Nachspiel „Die Heiratslustigen“, die beide eine nähere Betrachtung nicht verdienen. Elise Bürger hat später nur mehr ein Bühnenwerk veröffentlicht, das einaktige Familiengemälde „Die Überraschung“.**) Ein fünfaktiges Drama „Clara von Montalban“ (nach dem Roman der Frau von Genlis: „Die Belagerung von Rochelle“, frei bearbeitet) ist als Manuskript***) erhalten.

Auf einer Kunstreise im Jahre 1802 kam Elise nach Weimar und Jena. Goethe unterhielt sich eine Weile mit ihr „auf das leutseligste und achtungsvollste“. Dagegen empfing sie Schiller „hoffärtig und kalt“. Er hätte ihr Gastspiel am liebsten vereitelt, und freute sich daher sehr, als Elise bereits am ersten Abende (als Ariadne) einen solchen Misserfolg erzielte, dass sie auf einen zweiten verzichtete.†) Ihr naturalistisches Spiel gefiel den Weimaranern, die von dem Schauspieler eine idealisierende Auffassung verlangten, nicht. Wieland, dem sie gleichfalls einen Besuch abstattete, konnte sich darüber nicht genug wundern. „Ich weiss nicht, was die Heringsnasen in Weimar von ihr wollen,“ schrieb er an Jacobs, „sie ist eine ganz eminente Person, und hat ein excellentes Ingenium“.

Kurz darauf wurde Elise Mitglied der deutschen Hofschauspielergesellschaft in Dresden, wo sie bis 1807 blieb. Sie nennt diese Jahre „eine schöne, freudige Zeit, verlebt im Vereine der Geselligkeit, der Künste und des Berufslebens“. Es ist ein schöner Zug von ihr, dass sie hier 1805 die Abhaltung einer jährlichen Gedächtnisfeier zu Ehren Schillers anregte. Sie hatte in seinen Rollen stets geglänzt, und ihm den unfreundlichen Empfang, den

*) Lemgo 1801.
**) Hannover 1804 in 8°.
***) In der k. k. Hofbibliothek zu Wien.
†) Schiller an Kirms 4. Mai 1802.

er ihr zu teil werden liess, nicht nachgetragen. In die Dresdener Zeit fällt die Veröffentlichung ihres „Taschenbuches“.*)

1807 zog sich Elise nach Frankfurt a. M. zurück, wo sie nun mit zeitweiligen Unterbrechungen, die sie zu Gastspielen und Deklamationsreisen benutzte, bis zu ihrem Tode verblieb. Zahlreiche gekrönte Häupter haben sie für ihre Kunst ausgezeichnet, und sind ihr mit grosser Liebenswürdigkeit begegnet. Hie und da wurde ihr jedoch auch ein weniger schmeichelhafter Empfang zu teil, wie z. B. in Wien, wo sie im Jahre 1809 durch ihre politisch freisinnigen Äusserungen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zog. Sie wurde nach der ungarischen Bergstadt Schemnitz „abgeschoben“, und hier erst infolge der Intervention einer sächsischen Prinzessin auf freien Fuss gesetzt. 1811 finden wir sie wieder in Hamburg, wo sich Karl Reinhard abermals an sie herandrängte. Als ihn Elise ebenso kühl zurückwies, wie vor elf Jahren, soll sich jener zur Publikation der „Ehestandsgeschichte“ entschlossen haben. Elise verzichtete auf jede Verteidigung, angeblich weil sie in einer solchen den verstorbenen Dichter in einer Weise hätte anschuldigen müssen, „die ihn in den Augen der Nation auf das tiefste herabgesetzt hätte“. „Ich will den Kindern,“ sagte sie, „keinen Anlass geben, kleiner von einem Vater zu denken, der ihnen ehrwürdig sein soll“ — sonst hätte sie längst den Bitten ihrer Freunde nachgegeben, und die wahre Geschichte jener Ehe durch den Druck bekannt gemacht. Noch 1826 schrieb sie ein Sonett auf Bürger, das lediglich dem Dichter gilt und in welchem sie den Gatten und Menschen vollständig vergessen zu haben scheint.

1813 und 14 ging Elise unter die Freiheitsdichter; sie liess patriotische Lieder („Kriegslieder“ 1813, „Lieder am Rhein, gedichtet auf den heiligen Krieg der Jahre 1813 und 14“, „Lieder dem heiligen Kriege für die Rettung des Volkes gesungen“ 1814) auf eigene Kosten drucken und unter die württembergische Armee verteilen. Auch andere poetische und politische Heldenthaten

*) „Mein Taschenbuch“. Pirna 1804—1805. 2 Bde. in 8°.

werden ihr nachgerühmt. Elise hatte seit 1804 die dramatische Dichtung allem Anscheine nach ganz aufgegeben; sie wandte sich der Lyrik und erzählenden Prosa zu. 1812 erschien zu Hamburg der erste Band ihrer Gedichte, Reiseblätter, Kunst- und Lebensansichten, mit welchem Werke sie einigen Beifall errungen zu haben scheint, da sie elf Jahre später noch einmal mit einer ähnlichen Publikation hervortrat. Dies sind die „Lilienblätter von Theodora", deren erster Band mit einer Widmung an die Grossherzogin von Hessen, deren zweiter mit einer solchen an die Königin Therese von Bayern erschien. Unter den Subskribenten, deren Zahl 700 übersteigt, ragen ca. ein halbes Hundert „allerhöchster Beförderer" hervor. Die Lilienblätter sind eine Sammlung von poetischen und prosaischen Kleinigkeiten, in welchen kurze Reiseerinnerungen (Feld- und Wasserlilienblätter) mit Gefühlsergüssen der verschiedensten Art abwechseln. Was in diesen besonders überrascht, ist die schwärmerische Frömmigkeit der Verfasserin (Glaubenslilienblätter), die sie häufig zu begeisterten Apostrophen an Gott, die überirdischen Güter und ähnliche Dinge hinreissen, für welche wir der Gattin Bürgers kein besonderes Verständnis zugetraut hätten. Irdische Liebe, die sie doch früher nicht verachtete, kommt in diesen altjüngferlichen Enunciationen fast gar nicht zu Worte. Ein Kranz von Totenklagen (Zypressenzweige) beschliesst das Buch.

Elise war alt und fromm geworden. In den letzten Jahren ihres Lebens verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt durch dramatischen Unterricht und durch Anfertigung von Gelegenheitsgedichten, welche sie allen, die sie wünschten, das Stück für zwei Brabanter Thaler lieferte. Sie unterscheidet sich hierin bedeutsam von Bürger, der es auch in den Tagen der grössten Not nicht über sich brachte, einen Neujahrswunsch gegen Bezahlung zu verfertigen. Der Trost ihres Alters wurde der später berühmt gewordene Berliner Hofschauspieler Hermann Hendrichs, damals ein armer Junge, der nach dem Wunsche seiner Eltern

*) Offenbach 1823—1826. 2 Bde. in 8°.

das Schneiderhandwerk ausüben sollte. Da sie sein grosses Talent erkannte, gab sie ihm die Stunde für 36 Kreuzer, wie überhaupt ihre Wohlthätigkeit uns in dieser Zeit manches aus dem früheren Leben dieser Frau vergessen lässt. Eine grosse Vorliebe für schöne Gewänder, Putz und Tand blieb ihr jedoch selbst in ihren traurigsten Zeiten. Dem jungen Hendrichs versprach sie für ihren Todesfall ihr Gedenkbuch, in welches ihr Schiller, Goethe, Jean Paul und andere Grössen Verse geschrieben hatten, allein jener erhielt es nie, und man weiss nicht, wo es hingekommen ist. Als sie wenige Jahre vor ihrem Tode erblindete, war es Hendrichs, welcher für sie Briefe schrieb, und sich ihrer in jeder Weise annahm. Einer Operation, welcher ihr möglicherweise die Sehkraft wiedergegeben hätte, konnte sie sich aus Mangel an Geld nicht unterziehen. Sie starb am 24. November 1833 in ihrer ärmlichen Wohnung in der Bockenheimer Gasse zu Frankfurt a. M., 64 Jahre alt. Da sie nicht so viel hinterliess, um die Kosten ihres Begräbnisses zu bestreiten, musste zu diesem Zwecke eine Kollekte unter ihren Freunden veranstaltet werden.

XXXI.

Polemik und letzte Dichtungen.

1791—1794.

Schillers Rezension — Ihr Eindruck auf Bürger — Dessen „Vorläufige Antikritik und Anzeige“ — Schillers Verteidigung — Bürgers Epigramme — Umarbeitung älterer Gedichte — Unlust an der Poesie — Heloise an Abelard — Die Königin von Golkonde — Aktenstücke über einen poetischen Wettstreit — Hübnerus redivivus.

Die Verstimmung, in welche das Verhängnis der dritten Ehe Bürger versetzt hatte, wurde noch erhöht durch einen unerwarteten Schlag, welcher den Dichter in seiner litterarischen Würde auf das tiefste verletzte, und der für ihn um so empfindlicher war, als er von einem Manne geführt wurde, der eher

geeignet schien, die Vorzüge der Muse Bürgers vollinhaltlich anzuerkennen. Es war dies die anonyme Rezension der Gedichtsammlung von 1789, welche in der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung*) erschien, und deren Verfasser kein geringerer war als Schiller. Der gehässige Ton, in welchem sich der Dichter des „Don Carlos" darin gegen seinen um zwölf Jahre älteren Bruder in Apoll wendete, berührt um so sonderbarer, als kein Anlass bekannt ist, welcher dieses Vorgehen Schillers gegen einen allerseits verehrten Dichter wie Bürger rechtfertigen könnte. Im Jahre 1789 standen Bürger und Schiller noch im besten Einvernehmen miteinander. Im April kam Bürger nach Weimar, und wir wissen aus einem Briefe Schillers an Charlotte von Lengefeld**), dass dieser die wenige Zeit, die Bürger dort zubrachte, in seiner Gesellschaft verlebte. Schiller meinte damals, Bürger sei ein „gerader, guter Mensch, aber der Frühling seines Geistes sei vorüber". Er verabredete mit ihm auch „einen kleinen Wettkampf der Kunst zu gefallen", der darin bestehen sollte, dass sie beide das nämliche Stück aus Virgils Äneide, jeder in einer anderen Versart, übersetzten. Schiller wählte die Stanze, und da er ausser dem vierten Buche („Dido") nur noch das zweite („Die Zerstörung Trojas") übersetzt hat, dürfte dieses der Gegenstand des Wettkampfes gewesen sein. Bürger entschied sich nach seinen damaligen Ansichten wohl für den Hexameter. Wir haben jedoch nicht die geringste Andeutung, dass er auch nur zur Feder gegriffen hätte. Schwerlich können wir annehmen, dass diese Nichteinhaltung der Verabredung von Seite Bürgers den jüngeren Dichter zum Unwillen gegen ihn reizte. Schillers Animosität dürfte auf andere Ursachen zurückzuführen sein. Dass der letztere in seiner Kritik nicht nur von rein sachlichen Motiven beeinflusst war, ist kaum zu bezweifeln, da er eine Besprechung von Bürgers Gedichten, sofern ihm diese nicht zu-

*) Nr. 13 und 14 vom 15. und 17. Januar 1791. Spalte 97—102, 105—110. Wiederholt in Schillers Sämtlichen Schriften. Historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. VI. Bd. Stuttgart 1869. S. 314 ff.

**) 30. April 1789.

sagten, sonst schwerlich übernommen hätte. Bürger stand als Dichter im Jahre 1789 auf dem Gipfel seines Ruhmes, und Schiller hat sich durch diese Kritik gewiss sehr wenige Freunde erworben.

Interessant ist die Rezension trotz ihrer Gehässigkeit, die durch einiges Lob am Schlusse nicht aufgewogen wird, weil in ihr die Verschiedenheit der Auffassungen zweier bedeutender Genies von der Poesie und ihren Aufgaben klar zu Tage treten. Während Bürgers Muse an den urwüchsigen Produkten der Volksdichtung herangereift war, hatte sich Schillers abgeklärtes Talent an den Klassikern gebildet, zu welchen Bürger ohne solchen Erfolg in die Schule gegangen war. Während dieser nur danach strebte, wiederzugeben, was natürlich, suchte Schiller sich selbst und den Leser in höhere Regionen fortzuziehen; wollte Bürger, dass seine Gedichte wahr seien, so hatte es Schiller besonders auf die Schönheit abgesehen; sah Bürger die erste Aufgabe des Dichters in der klaren Beobachtung der Natur, so verlangte Schiller von ihm die Läuterung seiner eigenen Individualität, kurz die Polemik der beiden grössten Balladendichter der deutschen Nation zeigt uns den Kampf zwischen Realismus und Idealismus in der Poesie, der in späterer Zeit noch zu verschiedenen Malen ausgefochten werden sollte. Damals behielt der eben neu erstarkte Idealismus die Oberhand.

Schiller geht in seiner Besprechung der Bürgerschen Gedichte von dem Zwecke der Dichtkunst, der Veredlung der Menschen, aus; er behauptet, dass sie diesen nicht erfüllen könne, wenn sie nicht aus reifen und gebildeten Händen hervorgehe. Begeisterung allein sei nicht genug; man fordere die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben könne, sei seine Individualität. Diese müsse also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Kein noch so grosses Talent könne dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebreche. Schiller wendet sich sodann gegen Bürgers Auffassung von Popularität; er gibt zu, dass diese das Siegel der Vollkommenheit eines Gedichtes sei, verlangt

jedoch, dass der Popularität zu liebe nichts von der höheren Schönheit aufgeopfert werde, dass der Dichter nicht etwa, um dem grossen Haufen zu gefallen, den Geschmack der Kenner bisweilen unberücksichtigt lasse — ein Vorwurf, von welchem er Bürger nicht in allen Gedichten freisprechen könne. Mangle doch so vielen derselben jener milde, sich immer gleiche, helle, männliche Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteige, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugne. Bürger vermische sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich emporzuziehen, gefalle es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Er wisse unter allen Bürgerschen Gedichten beinahe keines zu nennen, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Missfallen erkauften Genuss gewährt hätte, sei es, dass er die Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken vermisse, oder dass er die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung oder auch nur ein unedles, die Schönheit der Gedanken entstellendes Bild, einen ins Platte fallenden Ausdruck, einen unnützen Wörterprunk, einen unechten Reim oder einen harten Vers (was oft die harmonische Wirkung des Ganzen störe) tadeln müsse. Und solche Störungen, so schliesst Schiller, seien ihm bei so vollem Genusse um so widriger gewesen, weil sie ihm das Urteil abnötigten, dass der Geist, der sich in diesen Gedichten darstelle, kein vollendeter Geist sei; dass seinen Produkten nur deshalb die letzte Hand fehle, weil sie ihm selbst fehlte.

Ferner — und dies ist sein hauptsächlichster Einwand — vermisst Schiller bei Bürger die Idealisierung, Veredlung, ohne welche der Dichter aufhöre, seinen Namen zu verdienen. Bürgers Muse scheint ihm einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen; Liebe sei ihm selten etwas anderes, als Genuss oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend und Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben. Die Gemälde, die Bürger aufstelle, möchte er eher einen Zusammenwurf von Bildern, eine

Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. So unnachahmlich schön in den meisten Gedichten an Molly Diktion und Versbau seien, so poetisch sie gesungen sein mögen, so unpoetisch scheinen sie ihm empfunden. Das Idealschöne werde schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebe. Bei Bürger seien dagegen die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermut des Dichters nicht bloss der Gegenstand, den er besinge, sondern leider oft auch der Apoll, der ihn begeistere.

Schiller erläutert sodann seine Behauptungen durch Anführung von Beispielen aus verschiedenen Bürgerschen Gedichten. Er wählt dieselben vornehmlich aus der „Elegie, als Molly sich losreissen wollte", die er als eines der „mattesten Produkte" Bürgers bezeichnet. Nur die vier letzten Strophen seien von ungemeiner Schönheit. „Das Blümchen Wunderhold" nennt er eine Tändelei; hinsichtlich des „Hohen Liedes" — und dies ist bezeichnend für seine Kunstanschauung — stimmt Schiller in einen grossen Teil des Lobes, das diesem Werke schon gespendet worden war, ein; doch verliere sich die Begeisterung darin oft in die Grenzen des Wahnsinns, das Feuer des Dichters werde oft zur Furie. Er möchte es nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, d. h. ein Gedicht, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeihe, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung fehle, die allein den guten Geschmack befriedigt. Man werde darin zu oft an den Dichter selbst erinnert, und er kenne überhaupt unter den neueren Dichtern keinen, der das Sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit solchem Missbrauch im Munde führe wie Bürger. Den hohen Wert der Balladen Bürgers gibt Schiller zu, dagegen spricht er ihm das Talent für die leichte scherzende Gattung ab; die letztere sage seiner starken, nervigten Manier nicht zu. Am Schlusse lässt der Ingrimm des Rezensenten etwas nach. Es liesse sich von den Gedichten auch unendlich viel schönes sagen, und wenn einer von unseren Dichtern es wert sei, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so sei

es Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheide, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, seien es wert, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Grösse zu gatten, und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen.

Wie hart Bürger eine solche Herabsetzung empfinden musste, lässt sich denken. Er, dessen einziges Streben es seit 20 Jahren gewesen, ein echter Volksdichter zu sein, sollte nun hören, wie man an seinen besten Gedichten kaum ein gutes Haar liess! Vergebens suchte er sich durch seinen Humor über die ihm widerfahrene Kränkung hinwegzusetzen — es gelang ihm nicht. Bürger hatte in der ersten Zeit noch keine Gewissheit, wer der Verfasser dieser abfälligen Besprechung sei; er hörte nur vage Gerüchte, welche bald den Romanschriftsteller Johann Jakob Engel, bald Schiller als denselben bezeichneten. Jedenfalls schrieb er noch am 13. März 1791 an Schütz: „Grüssen Sie mir auch ja Herrn Schiller ganz besonders, wenn er auch wirklich der Verfasser sein sollte. Denn ich bin wahrhaftig nicht böse, sondern nur in high and merry spirits.“ Das letztere zeigte sich auch in Bürgers Erwiderung auf die ihm zu Teil gewordene kritische Massregelung, welche als „Vorläufige Antikritik und Anzeige“ im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung vom 6. April 1791*) erschien. Er bereute es später, dass er sich durch seine Entrüstung hatte hinreissen lassen, aber sein leidenschaftlich aufwallendes Temperament liess ihn in dieser Lage seinen Gleichmut nicht bewahren. Wie gerne er später diesen Schritt ungeschehen gemacht hätte, entnahm Dr. Althof aus einem unvollendeten, von Bürger für die „Akademie der schönen Redekünste“ bestimmten Aufsatze unter dem Titel: „Über mich und

*) Spalte 383—387 (Nr. 46). — Wiederholt in Schillers Sämtliche Schriften ib. S. 330 ff.

meine Werke. Materialien zu einem künftigen Gebäude". Wie gelegentlich unzähliger anderer Verdriesslichkeiten, die ihm in seinem Leben begegneten, kam Bürger auch damals zu der verspäteten Einsicht, dass in der Apathie gegen derartige Angriffe eine Würde liege, deren Gefühl süsser sei, als alle Siege gegen den Gegner auch in der gerechtesten Fehde. Diese Würde habe er nunmehr verloren, und dieser Verlust gehe ihm nahe, wie der reinen Unschuld der erste Flecken in ihrem weissen Gewande. Die voreilige Beantwortung der Schillerschen Rezension musste er um so mehr bedauern, als er keinen einzigen Einwand seines Gegners eigentlich widerlegt, sondern lediglich einen nach dem anderen hatte Revue passieren lassen, und jeden mit einigen satyrischen Bemerkungen bedacht hatte. Allerdings machte er auch einen Versuch, den Kritiker mit dessen eigenen Waffen zu schlagen, indem er es so darzustellen wusste, als hätte der Verfasser der Besprechung Goethe, Gleim, ja Schiller selbst durch seine Aussetzungen getroffen. Der Rezensent — so schloss Bürger — könne daher kein ausübender Künstler, sondern müsse ein Metaphysiker sein. Denn jeder Dichter, der selbst mit der Muse bereits ein Kind erzeugte, hätte demselben durch jene Rezension das Todesurteil gesprochen. Er müsse lachen, wenn man ihm Engel oder Schiller als ihren Verfasser bezeichne, und bitte daher den Anonymus, sein Visier aufzuziehen, die Maske abzuwerfen. Dann wolle er den offenen Kampf mit ihm aufnehmen, und zwar, um die Insertionskosten zu sparen, in seinem eigenen Journale, der „Akademie der schönen Redekünste".

Schiller liess noch in dieselbe Nummer des „Intelligenzblattes"*) eine „Vertheidigung gegen die obige Antikritik" einrücken, worin er seiner Enttäuschung über die Art der Erwiderung Bürgers Ausdruck gibt; er habe erwartet, durch etwas Gerechteres, als durch Autorität, Exklamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Missdeutung, pathetische Apostrophen, und lästige Tiraden widerlegt zu werden. Trotz Bürgers Aufforderung

*) Sp. 387—392. Schillers Sämtliche Schriften ib. S. 335 ff.

lüftete Schiller auch diesmal sein Inkognito nicht — ein Zug, der uns an ihm nicht gefällt, und der seinem ganzen Vorgehen einen hämischen, hässlichen Charakter gibt. Wenn er Bürger in solcher Weise herabsetzen konnte, musste er für seine Ansicht auch mit seinem Namen eintreten können. Schiller aber meinte, wo mit Vernunftgründen und aus lauterem Interesse an der Wahrheit gestritten werde, streite man niemals im Dunkeln. Das Dunkel trete nur ein, wenn die Personen die Sache verdrängten.

Bürger hatte, wie aus dem Epigramm „Über Antikritiken" (im Musen-Almanach für 1793) hervorgeht, von dieser Art Polemik nun vollends genug; er meinte:

„Man lasse dem das letzte Wort,
Dem doch das erste nicht gebühret,"

handelte in Wirklichkeit jedoch keineswegs nach diesem Grundsatz. Derselbe Jahrgang des Musen-Almanachs (1793) enthält noch eine ganze Reihe anderer grösserer und kleinerer Gedichte, die gegen Schiller gerichtet sind. Hierher gehört: „Der Vogel Urselbst, seine Rezensenten und der Genius, eine Fabel in Burkard Waldis' Manier", sowie einige ziemlich scharfe Epigramme, z. B. „Unterschied":

„Der Kunstkritik bin ich wie der Religion
Zu tiefer Reverenz erbötig;
Nur ist nicht eben dieser Ton
Von ihren schlechten Pfaffen nötig."

Als Motto hatte er diesen Versen einen charakteristischen Satz aus Schillers Entgegnung auf seine Antikritik vorangesetzt.*) Er unterzeichnete diese Ausfälle meist mit „Menschenschreck" oder „Anonymus". Schiller hat auf diese Angriffe nicht mehr reagiert; er setzte sich darüber mit Gleichmut hinweg, und schrieb am 15. Oktober 1792 an Körner: „In dem Neuen Göttinger

*) „Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert."

Musen-Almanach hat Bürger seine Galle an mir und an der Literaturzeitung recht ausgelassen. Die Platitüden dieses Menschen, seine Anmassungen und seine völlige Unbekanntschaft mit dem, was ihm in meiner Rezension gesagt worden ist, wird Dich in Verwunderung setzen."

„Der Vogel Urselbst", sowie einige von den Epigrammen des Musen-Almanachs für 1793 treffen neben Schiller auch noch den Gothaer Georg Schatz (geb. 1763, † 1795), den Verfasser der „Blumen auf den Altar der Grazien" (1787), welchem Bürger gleichfalls für eine abfällige Besprechung der Gedichte — sei es jene in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek — Revanche schuldig war. Mit Bezug auf Schiller, Schatz und andere sagt Bürger in der „Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Gedichten, die aber nicht vorgedruckt werden soll":

„Den Böcken zu Jena, zu Leipzig, Berlin
Und Salzburg will ich ihr Recht nicht entziehn.
Lass' Menschen, was Menschen gebühret, o Christ!
Dem Ziegenbock lass', was des Ziegenbocks ist."

Auch Leopold Aloys Hoffmann, der Herausgeber der „Wiener Zeitschrift"*) — Bürger nennt ihn „einen Zeitschriftsteller, der wider Menschenrecht, Freiheit, Aufklärung, grosse und edle Menschen etc. etc. kopf-, herz- und geschmacklos schrieb" —, ferner der Romanschriftsteller Karl Grosse („Karl der Grosse als Dichter"), Kotzebue („An einen gewissen nicht leicht zu errathenden"), sowie einige andere werden mit wohlgezielten Hieben bedacht.

* * *

Der Vorwurf Schillers, dass Bürger die Einwände, die er in jener Rezension gegen seine Gedichte erhoben, nicht aufgefasst habe, ist ein wohl begründeter, und die Art, wie jener ihnen fürder zu begegnen dachte, beweist dies zur Genüge. Wie hätte

*) 6 Bände, 1792—1793.

es auch Schiller gelingen sollen, einen Dichter wie Bürger, dessen Talent gerade in dieser naturalistischen Originalität bestand, eine neue Art von Poesie zu lehren, selbst wenn sich der Kritisierte willfährig zeigte, den ihm gestellten Anforderungen gerecht zu werden? Das letztere war bei Bürger, wie sehr er auch wetterte und knirschte, doch der Fall, wie die nach dem Erscheinen von Schillers Rezension erfolgten Umarbeitungen einer Anzahl seiner Gedichte darthun. Dass jedoch keines dieser Werke durch die ihm gewaltsam aufgedrungene Feile besser werden konnte, ist leicht einzusehen, war doch nicht mehr Bürgers eigene Überzeugung, sondern ein fremdes Urteil der Masstab, wonach er sich richtete. Durch seine Änderungen wollte er jedem Einwand Schillers und ähnlich Gesinnter von vorneherein ausweichen und verstümmelte dadurch einige seiner originellsten Produktionen in einer uns heute völlig grausam dünkenden Weise. Die „Nachtfeier der Venus“ erlebte damals ihre letzte Umgestaltung und Bürger schrieb aus diesem Anlasse den schon früher erwähnten umfangreichen Exkurs, worin er über die in diesem Gedichte vorgenommenen Veränderungen Rechenschaft ablegte. Dieser wurde erst aus seinem Nachlasse von Reinhard herausgegeben. Die Lieder „An den Traumgott“, „Herr Bacchus“, „Der Liebesdichter“, „Ständchen“, „Das Mädel, das ich meine“ (jetzt „Die Holde, die ich meine“, weil Schiller zu dem Ausdruck „Mädel“ ein ? gesetzt hatte), „Gegenliebe“ u. a. wurden tiefgreifenden Umarbeitungen unterzogen, die ihnen in den seltensten Fällen zum Vorteile gereichten. Ja sogar sein Lieblingswerk, das von Schiller als „Gelegenheitsgedicht“ gebrandmarkte „Hohe Lied“ entschloss sich Bürger zu verbessern. Die so verunstalteten Gedichte erschienen zum Teile in den folgenden noch von Bürger herausgegebenen Jahrgängen des Musen-Almanachs, zum Teile sparte sie der Dichter für die projektierte Prachtausgabe seiner Gedichte auf. Diese sollte indes trotz aller Vorarbeiten Bürgers nicht mehr zustande kommen. Die Drucklegung wurde bald aus diesem, bald aus jenem Grunde von Ostermesse zu Ostermesse verschoben. War Bürger einmal daran, sein Manuskript in

Druck zu geben, so zeigte es sich, dass Dieterich statt des in der Ankündigung versprochenen Velinpapieres anderes, statt der Didotschen Schrift Prillwitzer hatte kommen lassen, die unterdessen auch schon stumpf gedruckt worden war u. a. m. Je länger sich die Sache hinzog, desto drückender empfand Bürger die Verpflichtung, die er den Pränumeranten gegenüber auf sich genommen hatte. Die 205 Louisd'or, welche ihm bis 1791 an Subskriptionsgeldern im voraus zugekommen waren, wurden noch in demselben Jahre unter den Stürmen der unglücklichen dritten Ehe ausgegeben. Wie gelegentlich der zweiten Ausgabe kamen auch jetzt die Mahnungen; Bekannte erkundigten sich persönlich, Fremde wählten den Weg durch die Zeitung, und dem kranken Dichter wurden die Anfragen schliesslich so verhasst, dass ihn auch jede absichtslose Erwähnung jener geplanten Ausgabe im Gespräche mit Freunden „zu peinlichem Missmuthe" verstimmen konnte.

In den letzten Jahren seines Lebens schien Bürger die Lust an der Poesie gänzlich zu verlieren. „Ich kann nicht begreifen", schreibt er ein Jahr vor seinem Tode an Goeckingk, „wie andere, zum Exempel Gleim das Versmachen bis ins höchste Alter hinein noch so con amore treiben können." Geschähe es nicht der Not halber, so sähe er keine poetische Zeile, nicht einmal von sich selber mehr an. Wenn Bürger für den Musen-Almanach für 1793 und 1794 ungewöhnlich viele Stücke lieferte, so that er es nur des Honorars wegen. Es sind meist kleine Gedichte, Lückenbüsser, besonders Epigramme, zu welchen ihm der Zorn, nicht die Begeisterung die Feder in die Hand drückte. An der „echten Volkspoesie", jenem Genre, in welchem er Unerreichbares geschaffen, hatte er in dieser Zeit kein Gefallen mehr. Die Beurteilung, die seinen „lieben Kindlein" zu Teil geworden, hielt ihn ab, neue in die Welt zu setzen.

Die beiden grösseren poetischen Werke, welche wir aus den Jahren 1792 und 1793 zu verzeichnen haben, tragen einen ganz anderen Charakter. Vortrefflich in ihrer Art, zeigen sie uns doch deutlich, dass Bürgers einst so kühnes Selbstvertrauen damals

schon stark gelitten hatte. Er vermochte sich zu keiner originellen Schöpfung mehr aufzuraffen, sondern er stützte sich auf einen englischen Versmacher oder einen schlüpfrigen französischen Prosaisten, um den müden Pegasus noch einmal besteigen zu können.

Die Epistel Heloisens an Abelard „frei nach Popen" teilt die Vorzüge und Fehler der übrigen Bürgerschen Übersetzungen, übertrifft sie jedoch sämtlich an Selbständigkeit. Der deutsche Dichter, der sich Homer und Shakespeare nicht anzuschmiegen vermochte, konnte dies noch viel weniger bei dem langweiligen englischen Kunstdichter, dessen monotonen aber präzisen Stil er durch eine überaus prächtige, bilderreiche Sprache ersetzte, auf die er sich nicht wenig zu gute that. Aus einem Briefe Bürgers an Schlegel geht hervor, dass er sich mit dieser Arbeit bereits früher beschäftigt hatte, und dass sie Ende Oktober 1791 fast zu Ende gediehen war. Die letzte Hand legte er jedoch erst im Sommer 1792 daran, und er hat auch später noch einzelne Stellen ganz umgearbeitet. Die letzten 20 Verse benützte Bürger ungeachtet des Tadels seines Gegners, der es ihm zum Vorwurfe gemacht hatte, dass er in seinen Gedichten zu viel von sich selbst spreche, um eine tief empfundene Klage über sein eigenes Geschick einzuflechten.

Heloise erklärt, dass, wenn ihr das Glück nicht den Nachruhm neide, sich einst ein Sänger erheben werde,

„Der an einer Seelenwunde leidet,
Die der meinigen an Tiefe gleicht;
Der umsonst, umsonst durch lange Jahre
Seiner Hochgeliebten nachgeweint,
Bis ihn noch mit ihr — doch vor der Bahre! —
Das Geschick minutenlang vereint.
. . . . .
Bei dem Liede mein- und seiner Schmerzen
Werde jedes Hörers Brust erregt!
Denn nur der beweget leicht die Herzen
Welchem selbst ein Herz im Busen schlägt."

Ein Pendant dazu bildet „Die Königin von Golkonde"*), eine gelungene Versifikation der Erzählung des Marquis de Boufflers

*) Zuerst einzeln gedruckt London o. J.

(La reine de Golconde 1761). Der leichte, graziöse Stil des Originals ist in Bürgers Bearbeitung äusserst glücklich nachgeahmt, und sein Gedicht erhebt sich weit über ähnliche Produkte älterer deutscher Dichter.

Von anderen Gedichten der letzten Jahre erwähnen wir hier „Sinnesänderung" (1793) und das „Feldjägerlied" (1794). In ihnen scheint ein Rest früherer Bürgerscher Poesie fortzuleben, und sie sind die letzten Wahrzeichen des für den Dichter charakteristischen Strebens nach echter Volkstümlichkeit, das in der „Lenore", dem „Wilden Jäger", „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", „Der Kaiser und der Abt" und vielen anderen Balladen und Liebesliedern so herrliche, unvergängliche Blüten gezeitigt hat.

Im Jahre 1791 wurde Bürger als Instanz in einem poetischen Wettstreite angerufen, was nicht wenig dazu beigetragen haben mag, dass er bis in seine letzten Tage einen kleinen Rest von Selbstvertrauen bewahrte. Der Regierungsrat von Wildungen, ein Freiherr von Wülcknitz und ein Dr. Bunsen hatten sich damals verabredet, nach gegebenen Endreimen je einen poetischen Neujahrswunsch zu verfertigen. Die Zuerkennung des Preises war dem Geh. Justizrat Erxleben übertragen worden. Da die beiden Zurückgesetzten sich dem Votum dieses Richters jedoch nicht fügen wollten, wurden Bürger die zu einem ansehnlichen Paket angewachsenen „Acta" über diesen poetischen Wettstreit zur Revision des Urteils eingesendet. Der Dichter verfasste ein ausführliches Gutachten, in welchem er, im Gegensatze zu Erxleben, der Dr. Bunsens Gedicht als das vorzüglichste erklärt hatte, Wildungen die Prämie zusprach.*)

In den Oktober 1791 fällt die Ausarbeitung der „Kurzen Theorie der Reimkunst für Dilettanten", welche mit dem zweiten

*) Zuerst gedruckt 1793 ohne Nennung der Namen in „Aktenstücke über einen poetischen Wettstreit, geschlichtet auf dem deutschen Parnass". Berlin, in Kommission bei Friedrich Maurer. Mit Nennung der Namen und nach dem Originalmanuskript rektifiziert 1874 in „Eine humoristische Sängerfehde, entschieden durch Gottfried August Bürger". Berlin, Franz Vahlen. In abermals verbesserter Form abgedruckt in „Briefe von und an G. A. Bürger". IV. S. 90—112.

Titel „Hübnerus redivivus“ erst drei Jahre nach des Dichters Tode in der Fortsetzung seiner „Akademie der schönen Redekünste“*) erschien; sie leidet an dem Fehler aller derartigen Werke, ihr Studium kann die natürlichen Anlagen zur Poesie nicht ersetzen, und wenn die letzteren bei jemandem vorhanden sind, kann er derselben entraten. Bürger selbst hat seine „Metrik“ aus keinem Buche gelernt.

XXXII.

Einsamkeit.

1792—1793.

Zunehmende Kränklichkeit — Wehmütige Stimmung — Eingezogene Lebensweise — Üble Nachrede — Mitarbeiterschaft an Girtanners Annalen — Übersetzungen — Politische Ansichten — Bürger als Freimaurer.

Seit dem Winter 1791 auf 1792, welcher Bürger so schwere Prüfungen brachte, verschlechterte sich sein Gesundheitszustand von Monat zu Monat, nur bisweilen scheint eine kurze Besserung eingetreten zu sein, der jedoch stets ein schlimmerer Rückfall folgte. „Ich fürchte,“ schreibt er an Frau Hahn, „dass die grossen Leiden dieser Ehe den Samen des baldigen Todes in mir befruchtet haben.“ Noch vor der Trennung der dritten Ehe hatte sich Bürger ein Halsleiden zugezogen; da er sich jedoch, wie sein Arzt berichtet, trotz desselben täglich und stündlich in seiner leidenschaftlichen Erregung laut zu reden bemühte, verlor er endlich ganz die Fähigkeit, sich laut verständlich zu machen, und blieb heiser bis zu seinem 28 Monate später erfolgten Tode. „Manche seiner auch auswärtigen Freunde, welche ihn in dieser Zeit gesprochen haben,“ setzt Dr. Althof hinzu, „werden sich noch mit Rührung der dumpfen, rauhen und widrigen Stimme

*) G. A. Bürgers Akademie der schönen Redekünste. Fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. Ersten Bandes 4. Stück. Göttingen 1797. S. 345. Zweiten Bandes 1. Stück. 1798. S. 3.

des lieblichen Sängers erinnern.“ Bürger selbst schreibt an seine Schwester Henriette Philippine Oesfeld, er habe seine sonst eiserne Stimme und seinen Meilen langen Atem verloren, und er spreche nun so leise, dass man ihn drei Schritte weit kaum höre. Zu der Heiserkeit gesellten sich oft ein heftiger Husten und schmerzhafte Brustbeklemmungen, die ihn bereits im Winter 1792 wiederholt zwangen, durch acht und vierzehn Tage das Bett zu hüten. Gerne wollte er, wie ihm sein Arzt riet, einen Sommer lang seine Geschäfte aussetzen, und sich zu einer gründlichen Kur nach Karlsbad begeben, von der er sich viel versprach, wenn dadurch nur nicht ein so grosses Defizit in seinem ohnehin erschlafften Beutel entstünde. Die Armut hielt ihn, wie er sagt, an seinen Lastkarren gefesselt, und er musste es dahingestellt sein lassen, ob er sich unter dem Joche erholen werde oder nicht.

Seine Thätigkeit als Dozent fiel ihm nun doppelt schwer. Er, der die Gabe des Vortrages ohnedies nicht in hohem Masse besass, konnte sich nun kaum mehr seinen Hörern verständlich machen. Mehr und mehr schloss er sich in seine Studierstube ein, rastlos arbeitend, ohne auf seine schwächliche Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Die Thüre seines Kämmerleins öffnete er nur sehr wenigen Auserwählten. Unter diesen gebührt wohl seinem ergebenen Arzte und Biographen Dr. Althof der erste Platz. Seine Verwandten scheint Bürger in dieser Zeit, den älteren Sohn seiner Schwester Friederike ausgenommen, nicht mehr gesehen zu haben. An seinem Neffen Carl Müller, der seit 1789 in Göttingen Theologie studieren sollte, statt dessen jedoch meist Allotria trieb, wollte Bürger seiner Lieblingsschwester vergelten, was diese an ihm, Molly und seinem Sohne Emil gethan hatte. Er unterrichtete ihn im Englischen und nahm sich seiner auf das wärmste an, ohne dass es ihm jedoch gelang, ihn zu einem geordneten Leben zu erziehen. Mit Adolph, der zuerst die Schule zu Pforta besuchte, und dann zu Leipzig studierte, stand Bürger noch kurz vor seinem Tode in Korrespondenz. Damals sandte ihm jener einige seiner Gedichte, darunter eine

Übersetzung der horazischen Ode an den Blandusischen Quell nebst einem langen Exkurse voll philologischer Gelehrsamkeit zu, über welchen sich Bürger nicht genug wundern konnte. Sei doch er in Müllners Alter noch lange nicht so weit in humanistischen Kenntnissen vorgeschritten gewesen. Er tadelt daran die „leere Redseligkeit", die ein Nichts in einen Wortschwall von ganzen Seiten kleide, und Gelehrsamkeit zeige, nur um sie zu zeigen, ohne dass es nötig wäre. Er hofft, dass der leere Wortaufwand aus Müllners Briefen und Schriften bald verschwinden werde. Für die Poesie sprach er ihm jedoch, wie wir von anderer Seite wissen, das schöpferische Talent ganz ab, und glaubte ihn zu einer ernsteren Geistesrichtung hinlenken zu müssen. In der That entsagte Müllner nach dem Rate seines Oheims eine Zeit lang der Poesie, doch erwachte die unterdrückte Neigung später nur um so stärker in ihm.

Oft beschlich den Einsamen die Trauer um die vergangenen Tage der Jugend. Seine Stimmung spricht aus dem Gedichte „Resignation" (1792):

„Nichts kann mir fürder Freude geben.
Kein Saft aus Tokays edlen Reben,
Nicht Edelstein, nicht Goldesglanz,
Kein fettes Mahl, kein Freudentanz.

Lasst alle Rosen, alle Nelken,
Lasst alle Kinder Florens welken;
Zu Wohlgeruch und Honigseim
Entspriesse meinethalb kein Keim!

Der Sturm mag in empörten Wellen
Mein Fahrzeug, wann er will, zerschellen!
Mit kaltem, gleichmutsvollem Sinn
Geb' ich mein lästig Leben hin.

Mich täuschet ferner kein Vertrauen
Auf dieser Welt. Beim nahen Schauen
Ist jedes Glück der Erde Wahn:
Kein Weiser bleibt ihm zugethan."

„An meiner Lebensweise hat sich eben nichts geändert," schreibt er noch am 18. Juni 1793 an Goeckingk, „denn das

Leben eines Professors und vollends eines Göttingischen ist ein sehr einförmiges Leben Jahr aus, Jahr ein. Umgang habe ich soviel als gar nicht. Denn die Menschen sind hier fast alle, wenigstens für mich ungeniessbar, und ebendaher mag ich es ihnen auch wohl sein. Im ganzen bin ich das nun schon so ziemlich gewöhnt, oft aber übernimmt mich denn doch auch ein sehr lebhafter Überdruss, besonders wenn mir jemand erzählt, dass er zwei allerliebste chambres garnies im Töpferschen Hause unter den Linden in Berlin gemiethet habe, wo alle Augenblicke hübsche weibliche Figuren vorbeispazieren." Für weiblichen Reiz blieb Bürger bis in seine letzten Tage sehr empfänglich. Dass er sich nach seinen Erfahrungen nicht leicht zum vierten Male verheiraten werde — wozu er sich die Erlaubnis bei Einreichung der Ehescheidungsklage besonders erbeten — schien ihm zwar eine „ausgemachte Wahrheit" zu sein, aber so ganz darauf schwören will er noch im Frühjahr 1793 nicht. „Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe. Wer weiss, wann, wo, wie er einen nicht doch am Ende verschlinget." Mehr als je sehnt er sich in seiner Einsamkeit nach Liebe. Es sei sein Glück, meint er, dass die Leibes- und Seelengestalten, die seiner Phantasie vorschweben, ihm nicht leicht in der Wirklichkeit begegnen könnten. Er findet es äusserst unbehaglich, „zu hangen und zu verlangen, ohne rings um sich her etwas zu sehen, wonach man hanget und verlanget". Mit einem interimistischen Abenteuer sei in einer solchen Lage nichts geholfen, denn dieses werde einem gar bald zur allerdrückendsten Last, man sei aber zu gutmütig, sich das merken zu lassen. Zu lieben, ohne wieder geliebt zu werden, sei zwar ein bitteres Kraut, aber der Genuss desselben sei noch lange nicht so widerlich, als das fatale Süssholz, geliebt zu werden und nicht wieder zu lieben, ohne dieses sich merken lassen zu dürfen. In der Jugend gelinge einem in einem solchen Falle leicht ein bisschen Spiegelfechterei, in seinen Jahren werde man jedoch alle Augenblicke auf dem „fahlen Pfade" ertappt. Und, o weh! Wie werde man dann kuranzt! Man sollte glauben, solche Erfahrungen machten einen weise —

„und gleichwohl, o Goeckingk," ruft er aus — „man wird in seinem Leben nicht weise." — Bürger beklagte diese Thatsache 1792) in einem seiner zartesten und tiefst empfundenen Sonette, das an dieser Stelle seinen Platz finden möge:

An das Herz.

„Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füsse durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muss Dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

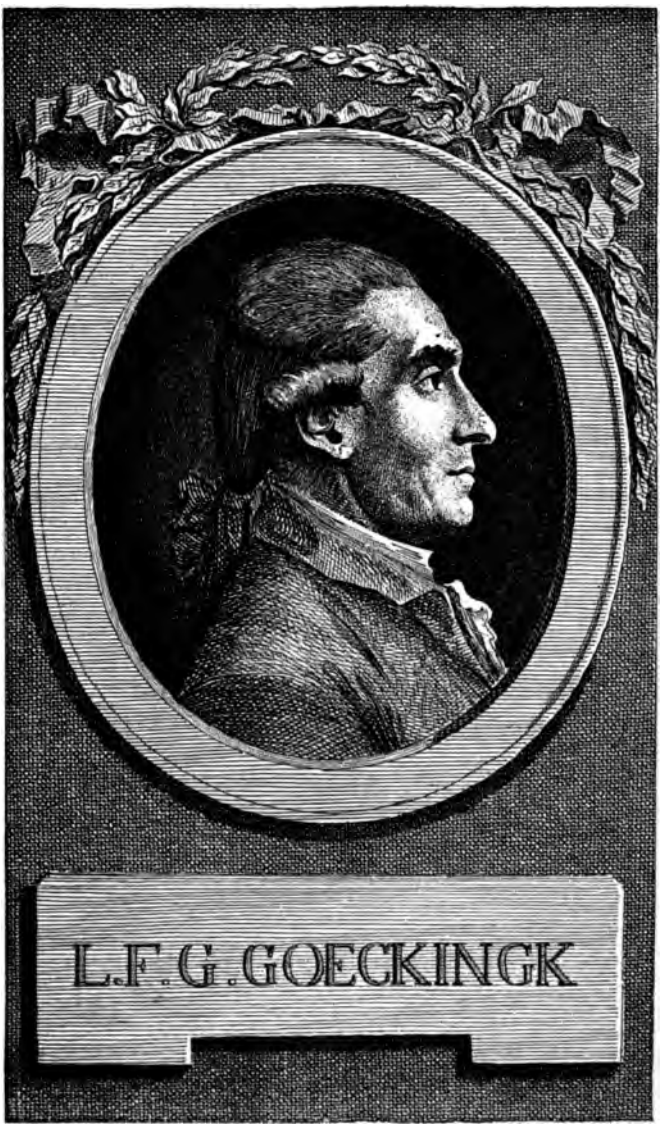
Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt
Fährst Du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, Du auch würdest alt!"

Durch sein eingezogenes Leben kam Bürger allmählich in den Ruf eines Sonderlings; man bezeichnete ihn, ohne ihn zu kennen, als unwirsch und unfreundlich. Höchst selten sah man ihn auf der Strasse, nur manchmal ritt er aus, und es hatte dann für die guten Göttinger etwas Gespenstisches. wenn sie den bleichen Mann auf seinem steifen, mageren Schimmel durch die Strassen traben sahen. Bald fehlte es, wie Dr. Althof berichtet, auch nicht an Leuten, welche ihn für hämisch, verbittert, böse übelwollend etc. hielten, Anschuldigungen, die bestimmt aus der Luft gegriffen waren. Wissen wir doch, dass sich Bürger bei allen schlechten Eigenschaften, die sein Charakter aufgewiesen haben mag, stets durch eine ganz besondere Herzensgüte auszeichnete. Sein Benehmen gegen Listn allein gibt genugsam Zeugnis für den Adel seines Gemütes, und sein Biograph erzählt, dass er in ähnlicher Weise unzählige Male durch Bitten von hilfsbedürftigen Gelehrten und Künstlern belästigt wurde,

denen er stets einige Gulden oder Thaler — selbst seine letzten — und zwar in einer solchen Art hingab, die den Empfänger oft zu grösserer Dankbarkeit hinriss als die Gabe selbst. Dass er sich in diesen Jahren von den Menschen zurückzog, ist bei seiner Kränklichkeit und den schlimmen Erfahrungen, die er gemacht hatte, kein Wunder, schrieb er doch schon 1773 an Listn: „O, die meisten Menschen sind solche Bestien, dass sie wert wären, dass sie in Mörsern zerstampft, und die Abtritte mit ihnen berapt würden" und 15 Jahre später an Bollmann: „Grossmuth und Menschenliebe; man denke! Man bekommt dafür nicht ein Glas Schnaps in der Welt!" Auf den Dank des Beschenkten verzichtete er gerne, denn der Wortdank war nach Bürgers Ansicht „eine Lausemode". Da er den schlechten Ruf, in welchem er stand, wohl kannte, schrieb er noch kurz vor seinem Tode an Heyne, nie wohl hätten einem Menschen seine Gebrechen und Fehltritte mehr Nachteil gebracht, keinem seien sie aber in den verzerrtesten Karrikatur-Zeichnungen länger mit lautem Geschrei nachgetragen worden, als ihm. Er könnte sich glücklich schätzen, wenn man nur zu jeder Verunglimpfung seines Namens und Charakters wenigstens einigen Grund gehabt hätte. Aber wie oft das nicht einmal! Die ungeheuersten, abenteuerlichsten, abgeschmacktesten Dinge, wie er sie nie geträumt habe, seien ihm nachgesagt worden. Nur im Kreise guter alter Freunde schwand Bürgers Verschlossenheit bisweilen. Da konnte er auftauen, ungezwungen, teilnehmend, ja heiter werden. Dann kam sein derbnatürliches, kindlich-liebenswürdiges Temperament zum Durchbruche, und es schien, als hätte er die Hand des Schicksals, die so schwer auf ihm lastete, für einige Augenblicke abgeschüttelt. In solchen Lagen dünkte er sich selbst bisweilen so jugendlich, wie vor 30 Jahren, und wenn ihn nicht seine Kinder eines anderen belehrten, so würde er glauben, „er hätte eben seinen ersten Ausflug gethan und hätte die ganze Lebensbahn noch vor sich".

So erscheint er uns bisweilen in seinen Briefen an Goeckingk, welcher der einzige war, mit dem Bürger noch kurz vor seinem Tode korrespondierte. Er ist wohl gemeint, wenn Dr. Althof



Leopold Friedrich Günther von Goeckingk.

Nach einem anonymen Stiche.

von einem Freunde des Dichters spricht, dessen Briefe diesen in seiner letzten Krankheit aufrichteten. Goeckingk, der im preussischen Staatsdienst zu hohen Würden gelangt war — seit 1793 war er geheimer Finanzrat mit 2000 Reichsthalern Gehalt —, bemühte sich damals noch immer, Bürger eine preussische Anstellung zu verschaffen, aber vergeblich. Er war auch einer von den wenigen, die ihn noch im letzten Jahre seines Lebens besucht haben. Den seit 1791 unterbrochenen Briefwechsel mit Boie nahm Bürger nicht wieder auf.

Trotz dieses zurückgezogenen Lebens, welches der Dichter seit der Scheidung der dritten Ehe führte, scheint sein Einkommen auch jetzt nicht zur Deckung seiner Bedürfnisse hingereicht zu haben. Seine beständige Notlage veranlasste ihn sogar, einem Unternehmen beizutreten, mit dessen Tendenzen er durchaus nicht einverstanden war. Noch im Jahre 1793 vereinigte er sich mit dem Göttinger Arzte Christoph G. Girtanner, der neben medizinischen und chemischen Studien auch eine rege journalistische Thätigkeit entfaltete, zur Herausgabe der „Politischen Annalen", welche in Halb-Monatsheften Darstellungen zur Zeitgeschichte brachten. Bürgers Name erschien jedoch nicht auf dem Titel dieser Zeitschrift, er widmete derselben bloss gegen eine ziemlich hohe Besoldung seine Feder. Wie aus einem Briefe des Dichters an Goeckingk deutlich hervorgeht, schämte er sich dieser „Verdingung". Das Profitchen schmecke ja sehr gut, allein er wolle deshalb seinen ehrlichen Namen nicht kompromittieren. Wenn man daher Goeckingk gegenüber bemerken sollte, dass Bürger an den Annalen mitarbeite, so möge jener nur ruhig sagen: er glaube es nicht ... Diese „politische Kannegiesser-Entreprise" nimmt ihn ziemlich in Anspruch, und lässt ihn an ein Verlassen Göttingens — welche Absicht er noch immer nicht ganz aufgegeben hatte — nicht mehr denken. Für die Annalen*) schrieb Bürger den Aufsatz: „Die Republik England, ein Gemälde zu reifem und heilsamem Nachdenken für jedermann,

*) I. 34, 230; II. 121; III. 297.

sonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neuesten Begebenheiten teilnehmen". Abgesehen davon scheint er für Girtanner auch aus fremden Sprachen übersetzt zu haben, denn Dr. Althof bemerkt: „Glück genug für ihn (Bürger), dass der Herausgeber einer periodischen Schrift ihm Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen auftrug, und dafür den ganzen Ertrag des Journales grossmüthig und freundschaftlich mit ihm teilte."

Doch auch anderweitig suchte Bürger durch Übersetzungen zu verdienen. So erschien 1792 bei Heinrich August Rottmann in Berlin: „Benjamin Franklins Jugendjahre von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben und übersetzt von Gottfried August Bürger". Nach Althofs Bericht erlernte Bürger auch noch zwei Jahre vor seinem Tode unter der Leitung des Geographen und Statistikers Professor Friedrich Gottlieb Canzler (geb. 1764, † 1811) die schwedische Sprache mit grossem Eifer, welche Kenntnis er jedoch nicht mehr verwerten konnte.

Mehr als früher nahm Bürger jetzt an den gewaltigen politischen Ereignissen seiner Zeit Anteil, und er widmete den bedeutsamen Vorgängen in Frankreich sein lebhaftestes Interesse. „Wahrlich, kein Liebesabenteuer," schreibt er mit Bezug auf die grosse Revolution in dem oben herangezogenen Briefe an Goeckingk, „hat je mein ganzes Wesen so sehr in sich hinein verstrickt, als das gegenwärtige grosse Weltabenteuer, von welchem ich keinen Ausgang sehe, ja nicht einmal zu ahnden im Stande bin."

Bürger war seiner innersten Überzeugung nach Demokrat, ja mehr als das: Revolutionär. Wie er sich stets für die Freiheit der Meinungen eingesetzt hat, so war er auch ein eifriger Verfechter der Menschenrechte, ein warmer Anwalt für die Gleichberechtigung der Stände, ein heftiger Gegner jeglichen Übergriffes von seiten „gewisser Kraten" (Herrscher). Wie er in solchen Dingen dachte, geht aus dem 1773 unter dem Eindruck von Goethes „Götz" entstandenen Gedichte: „Der Bauer. An seinen durchlauchtigen Tyrannen" hervor. Bürger war, so sehr er Frieden und Ruhe schätzte, doch zeitlebens eine kampfbereite

Natur, und er hatte nie etwas dagegen, wenn „der Friedenssumpf mal wieder ein wenig umgerührt wurde"; ja in Augenblicken der Begeisterung machte sich in seinem ganzen Wesen ein demagogischer Zug geltend, welcher die Vermutung rechtfertigt, dass er sich inmitten des politischen Lebens einer Nation vielleicht wohler gefühlt hätte, denn als Amtmann oder Professor.

Charakteristisch ist seine am 24. Januar 1793 niedergeschriebene politische Weissagung, die er kurz vor seinem Tode versiegelt dem Dr. Althof übergab. Er sagte darin den aristokratischen Despoten Englands in derben Ausdrücken ein klägliches Ende voraus, wenn sie sich nicht noch zur rechten Zeit besännen und den Frieden mit Frankreich dem ungerechten Kriege vorzögen. Seiner ungeteilten Bewunderung für die Franzosen gelegentlich ihrer Revolution gab Bürger wiederholt begeisterten Ausdruck, dagegen bedachte er sie mit einem „Strafliede", als sie im Anfange ihrer Kriege einige Misserfolge erzielten. Die Einmischung Deutschlands in die französischen Angelegenheiten missbilligte er entschieden. In einem leider nicht vollendeten Liede singt er aus diesem Anlasse:

„Für wen Du gutes deutsches Volk
Behängt man Dich mit Waffen?
Für wen lässt Du von Weib und Kind
Und Herd hinweg Dich raffen?
Für Fürsten- und für Adelsbrut
Und fürs Geschmeiss der Pfaffen."

Wie wir bereits gelegentlich des „Liedes vom braven Mann" bemerkt haben, gehörte Bürger seit dem Jahre 1775 der Freimaurerloge zum goldenen Zirkel in Göttingen an, und seit 1777 bekleidete er in derselben das Ehrenamt des Bruder Redners, mit einer dreijährigen Unterbrechung (1783—1786) bis zur Schliessung der Loge (5. November 1793). Als solcher hat er die Freiheit wiederholt verherrlicht, am glänzendsten wohl in der Rede „Ermunterung zur Freiheit" (1790), welche nebst zwei anderen erhalten ist.*) „Hören wir nicht," sagt Bürger in diesem

*) Abgedruckt in den Neuen Monatsheften zur Dichtkunst und Kritik I. 3. S. 225. Die Reden „Über die Zufriedenheit" und „Über den moralischen Mut"

oratorischen Meisterwerk, „was für ein edler gewaltiger Geist jetzt draussen seine Flügel regt? Soll dieser Flügelschlag nur die Aussenwände unserer Freiheitshallen umbrausen? Soll er nur unsere Ohren berühren, nicht aber auch unsere Herzen durchschauern? Soll er nicht stärker auf uns wirken als ein eitles Märchen, in müssigen Abendstunden am Kamin hergeplaudert, wenn wir vernehmen, wie der nach allen Seiten hin sich ausdehnende Geist der Menschheit die Bande zersprenget, welche Vorurteil und Aberglauben siebenfach um ihn herumgelegt hatten? Wenn wir vernehmen, wie kühn und unerschrocken er in das Heiligthum der Wahrheit dringet und der furchtbaren Göttin gerade ins Antlitz blicket, unbekümmert was ihm erscheinen werde, wenn nur sie selbst, die Wahrheit es ist, was ihm erscheinet. Wollen wir's träge und schläfrig anhören, wie er seine Himmelsfackel über lange verdunkelten Rechten der Menschheit erhebet, damit die unvertilgbaren Worte der ewigen Gesetztafeln deutlich, laut und öffentlich gelesen werden mögen?“

Als Freimaurer war Bürger auch Freidenker, und Philippine Gatterer, die ihn persönlich kannte, und ein frommes Gemüt war, schreibt ihm einmal: „Ich hoffe, dass Sie oft nur aus — ich weiss nicht was — scheinen gleichgültig in der Religion zu sein . .“ Dennoch macht es bisweilen den Eindruck, als hätte er an höhere Mächte geglaubt, und in einem Briefe, in welchem er Dieterich (1782) über den Tod seiner Tochter trösten will, und ihm rät, sich in Duldsamkeit und Vertrauen auf die Güte der Vorsehung zu fassen, und mit dem Geschicke nicht zu hadern,

---

(1788 und 1791) in der Bohtzschen Ausgabe S. 390 und 393. — Zum Thema seiner Antrittsrede (2. Februar 1777) wählte Bürger die Feier des Stiftungsfestes. Im Laufe des Jahres 1777 sprach er noch fünfmal: Über die erhabenen Pflichten der Redner in den Logen; Über das Betragen der Freimaurer gegen Fremde, und untereinander; Das Lied vom braven Mann; und Über die Notwendigkeit und den Nutzen der maurerischen Verschwiegenheit; die Themata seiner Reden vom 20. November 1777 und vom 8. Februar 1778 sind nicht bekannt; am 11. November 1778 sprach er über die Einigkeit, am 24. Juni 1779 über die Freude und Bedeutung des Johannisfestes. Später sprach er nur mehr selten.

schreibt er: „Du magst immer lächeln und sagen: Wie kömmt Saul unter die Propheten? wenn Du mich so moralisiren hörst. Ich versichere Dir doch aufrichtig, dass, so ein leichtsinniger Fittich ich auch scheinen mag, ich doch von Herzensgrunde an jene Wahrheiten glaube, und manchen Trost, manche Beruhigung schon daraus geschöpft habe."

Bei dem Dichter der „Lenore" und anderer schauriger Balladen wundert es uns nicht, wenn er dem Gespensterglauben in manchen Stunden zugänglich war. Althof bemerkt ausdrücklich, dass Bürger nicht bloss den Hang hatte, Gespenster und Spuke zu fürchten, sondern bisweilen auch an sie zu glauben. Er war der Ansicht, eine gewisse Art von Aberglauben liege so tief in der menschlichen Natur, dass die Philosophie ihn wohl bestreiten, aber selbst bei ihren Eingeweihten nicht ganz vertilgen könne.

XXXIII.

Letzte Krankheit und Tod.

1793—1794.

Fortschreitendes Siechtum — Fruchtlose Bemühungen der Ärzte — Besuch Matthissons — Supplik an die Regierung — Verkauf der ererbten Grundstücke — Heynes Teilnahme — Gnadengeschenk der Regierung — Wachsende Notlage — Tod.

Unterdessen schwanden Bürgers Lebenskräfte zusehends. Ein ausgedehnter Gebrauch von Molken, Brunnen und anderen Arzneimitteln schienen den Fortschritt seines Leidens eher zu fördern als zu hemmen. Er wird matt, mager und hinfällig. Die Fieberanfälle wiederholen sich, und im Herbst 1793 offenbart sich eine „förmliche Leberentzündung". Bürger beschreibt den Verlauf dieser langwierigen Krankheit in einem Briefe vom 14. März 1794 an seinen Schwager Oesfeld, der zum ersten Male bereits 1795 als „merkwürdiger letzter und unvollendeter Brief Bürgers"

im „Genius der Zeit“ von Hennings*) abgedruckt wurde. Die Zweifel an seiner Echtheit, welche Althof und Reinhard erhoben, entbehren eines stichhältigen Grundes.

Obwohl die Leberentzündung, „gleich einer hartnäckigen Fliege, die nach zehnmaligen Streichen, die sie nicht treffen, immer wieder kommt, doch endlich todt geschlagen wurde“, musste der Arzt erkennen, dass sie eine Leberschwindsucht, und „einen hässlichen lebernen Tod im Prospecte zeige“. Zugleich klagte Bürger über „Krämpfe, Krampfhusten, fieberhafte Dröhnungen durch das Nervensystem“ — die Vorboten der eiternden Lungenschwindsucht, welcher er endlich erliegen sollte. Vorläufig trat eine Besserung ein, das Fieber liess nach, und Bürger konnte sich bald während einiger Stunden des Tages, teils sitzend, teils stehend mit Schreiben beschäftigen. Doch brach ihm dabei schon nach wenigen Minuten der Angstschweiss aus. Erlaubte es das Wetter, so wurde ihm auch gestattet, auszufahren oder auszureiten.

Sei es, dass sich der Dichter zu wenig schonte, oder dass die Ursache einer damals in Göttingen herrschenden Epidemie zuzuschreiben war, das Fieber kehrte Ende Januar wieder und stieg zu einer unerwarteten Höhe. Dr. Althof, der ihn nach wie vor behandelte, liess ihn täglich 4—5 Quartier Tamarinther Molken trinken und beachtete es nicht, wenn die Kräfte des Dichters bei dieser Kur stets mehr abnahmen. Während er ihm die lebhaftesten Hoffnungen auf eine bald eintretende Erleichterung machte, missbilligte ein anderer, Althof und Bürger befreundeter Arzt (wahrscheinlich der Garnisonsmedikus Dr. Jäger), der ihn schon früher wiederholt besucht hatte, diese Behandlungsmethode in der schärfsten Weise, indem er meinte, Bürgers Zustände seien lediglich eine Folge seiner Schwäche, und man müsse ihm daher mit Eisen, Stahl, Quassia u. dgl. zu Leibe gehen. Da der Dichter sich bei allem Vertrauen auf Althof den Ansichten des anderen Arztes dennoch nicht ganz verschliessen wollte, wurde beschlossen, einen dritten „medizinischen Kernbeisser“ beizuziehen,

*) 5. Stück S. 41 ff.

der wohl mit dem namhaften Anatomen Professor Heinrich August Wrisberg identisch war. Zwischen diesen dreien kam es nun zu lebhaften Debatten, welche Bürger zu seinem Missvergnügen mit anhören musste. Althof hielt nach wie vor an seinen Behauptungen fest, der zuletzt beigezogene „Kernbeisser" erklärte Bürger jedoch „als einen conclamatum, für einen candidatum mortis, dem der Reisepass nur unterschrieben werden könne, der den Guckguck nicht mehr rufen hören würde" u. s. w. Denn es sei das völlige hektische Fieber; die Kräfte seien unwiederbringlich verloren, man könne nur dem armen Kranken seine übrigen Tage und seine Abfahrt so leidlich machen als möglich.

Die Ärzte einigten sich endlich über eine neue Kur. Die Rezepte, welche aus diesem Kompromiss hervorgingen, hat Bürger nach jenem Briefe eigenhändig zerrissen. Da er nicht in der Lage war, Wrisberg in Geld zu honorieren, gab er ihm statt dessen ein in Öl gemaltes Portrait Mollys aus seinem eigenen Besitze mit den Worten, dass es „sein höchstes Kleinod" darstelle*), liess sich jedoch fortan nicht mehr von ihm behandeln.

Todesfurcht hegte Bürger niemals und gerade zu jener Zeit war er gegen den Tod gleichgültiger und ruhiger als zu irgend einer anderen. „Man hätte mir es bis zur Evidenz darthun können, dass ich nicht den kommenden Morgen erleben würde," schreibt der Dichter, „und ich würde mich in die bequemste Lage gerichtet, und den Tod ruhig erwartet haben, wie den Schlaf." Nach „mehr als dreiwöchiger Schlaf- und Appetitlosigkeit" war Bürger ganz in sein leidendes Selbst zusammengesunken, und hatte an allen Dingen der Aussenwelt das Interesse verloren.

Im Februar 1794 drohte Bürger neuerdings eine Lebensgefahr. Er schreibt, wenn er dem Tode bisher nur vor dem Rachen geschwebt sei, so steckte er den ganzen Februar mitten drin, und musste gleichsam mit Zangen herausgeholt werden.

*) Wrisberg vererbte dieses Bild auf seinen Sohn, der es 1855 durch Lithographie vervielfältigen liess (s. Frankfurter Konversationsblatt Nr. 156, 1855).

Dies gelang jedoch, und er fühlte seit dem Ende des Monats eine entschiedene, wenn auch langsame Besserung. Es war jedoch nur das letzte Aufflackern der allmählich verlöschenden Flamme seines Lebens. In diesen Tagen (25. und 26. Februar) besuchte ihn der seiner Zeit sehr beliebte, von Schiller in der Jenaischen Litteratur-Zeitung sehr günstig beurteilte Schweizer Dichter Friedrich von Matthisson (geb. 1761, † 1831). Wie dieser in seinen Erinnerungen selbst erzählt*), fand er Bürger „abgezehrt, bleich und entstellt, mehr dem Tode als dem Leben angehörend", nur seine blauen Augen leuchteten noch. Man habe Mühe, seine leisen Laute zu verstehen, die er mit offenbarer Anstrengung hervorbringe. „Er reichte mit einem so wahren Ausdrucke von Wohlwollen mir die dürre Hand," berichtet Matthisson, „und sagte mir so viel Freundschaftliches, dass ich innig bewegt wurde." „Sie haben vier Verse gemacht," sagte ihm Bürger, „die mich oft getröstet haben, und für die ich Sie einen Griff in meine Gedichte möchte thun lassen, welchen sie wollten," und er deklamierte im Flüstertone:

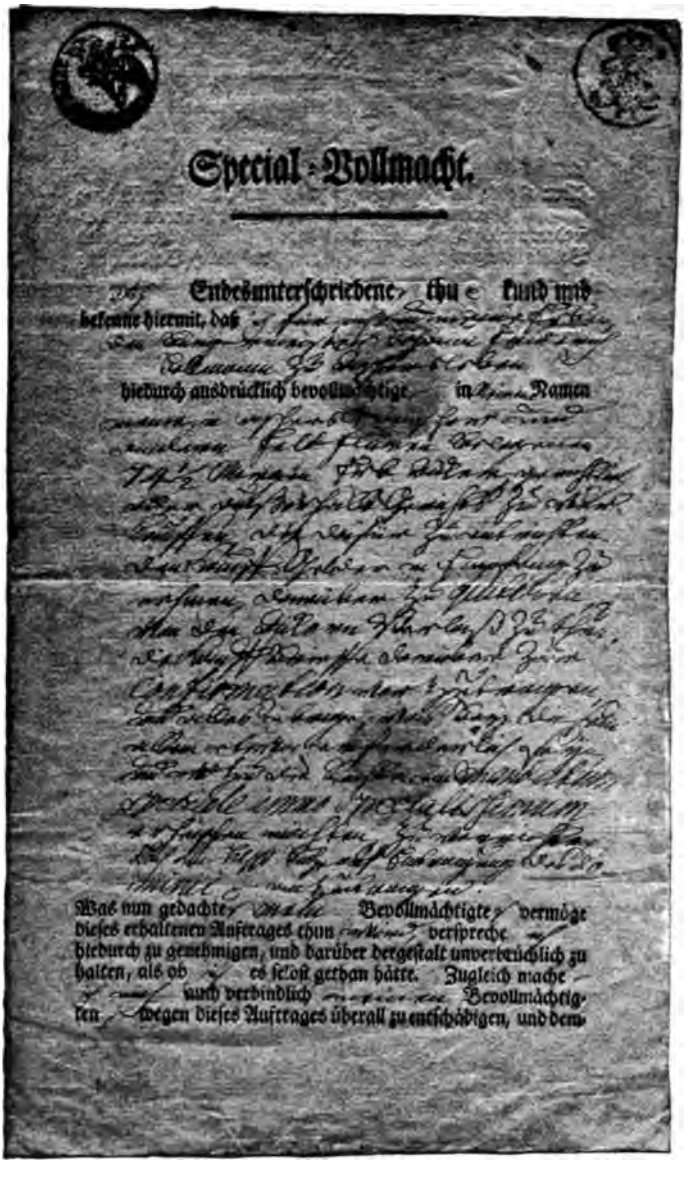
„Psyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab."

Denselben Eindruck aufrichtigen Wohlwollens empfing der junge Woltmann, der damals als Dozent der Geschichte nach Jena ging, von dem todtkranken Dichter. Diesem drückte Bürger beim Abschiede heftig die Hand, indem er ihm wünschte, dass es ihm unter den „gelehrten Zünftlern" besser ergehen möge, als es ihm gegangen sei.

Da Bürger zu jeder andauernden Arbeit unfähig war, und monatelang nicht das geringste verdienen konnte, waren seine finanziellen Verhältnisse die denkbar schlechtesten. Er hatte zwar jene Schulden, welche sich noch von seiner Amtmannszeit herschrieben, bis auf 600 oder 700 Reichsthaler abgezahlt, aber

*) Schriften 3. Bd. Ausgabe letzter Hand. Zürich 1825. S. 126.

Tafel XXVI.



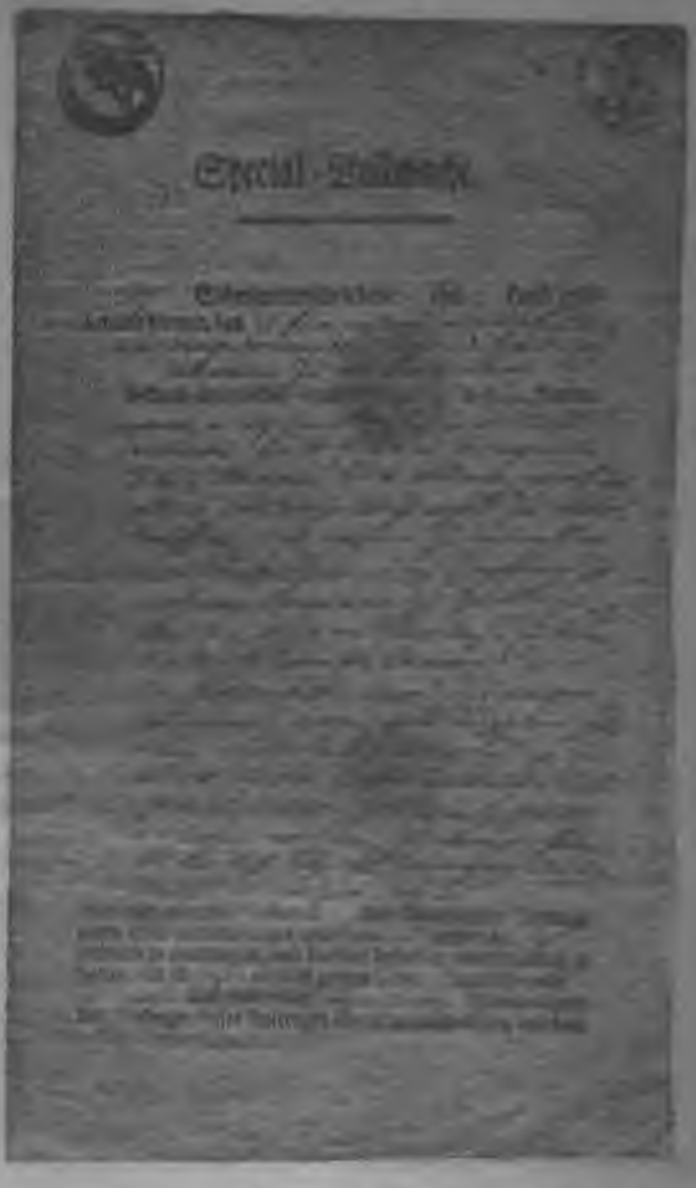
Special-Vollmacht.

Endesunterschriebene thun kund und bekennte hiermit, daß [illegible] hiedurch ausdrücklich bevollmächtige in [illegible] Namen [illegible]

Was nun gedachte[r] Bevollmächtigte[r] vermöge dieses erhaltenen Auftrages thun [illegible] verspreche [illegible] hiedurch zu genehmigen, und darüber dergestalt unverbrüchlich zu halten, als ob [illegible] es selbst gethan hätte. Zugleich mache [illegible] auch verbindlich [illegible] Bevollmächtigten wegen dieses Auftrages überall zu entschädigen, und dem-

Bürgers Vollmacht an den Bürgermeister von Aschersleben behufs Verkauf seiner Äcker.

Nach dem Originale im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hermann Althof in Weimar.



Special-Vollmacht.

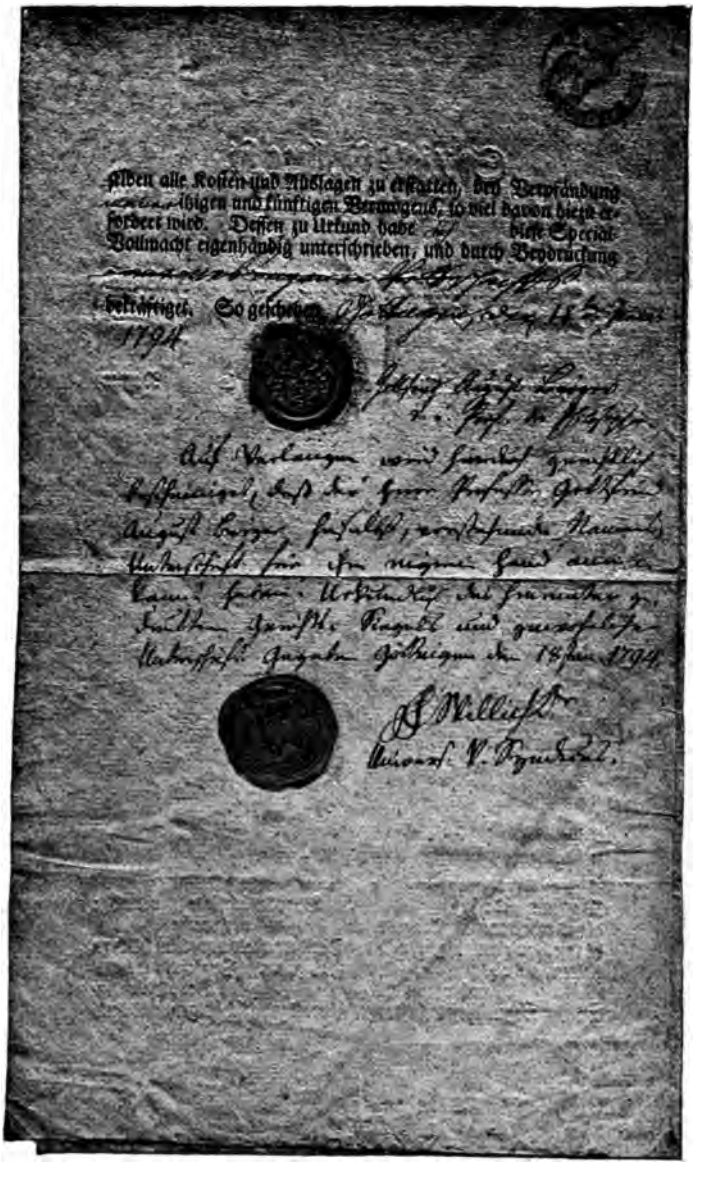
[illegible]

[illegible]

Spezielle Vollmacht an den Bürgermeister von [illegible] seiner Ehren.

[illegible] des Herrn Prof. Dr. [illegible]

Zu S. 356.



da ihm seine letzte Krankheit wieder die Einnahme eines ganzen Jahres entzog, war er genötigt, in Göttingen neue Schulden zu kontrahieren. Um seiner traurigen materiellen Lage aufzuhelfen, entschloss er sich im Frühjahr 1793, eine demütige Supplik an die hannoverische Regierung zu richten, um sie zur Bewilligung eines Professorengehaltes zu bestimmen. Gross mag seine Hoffnung auf die Erfüllung dieses Wunsches nicht gewesen sein, da man ihm, wie erinnerlich, bei der Verleihung des Professorentitels nachdrücklich eingeschärft hatte, dass ihm diese Ernennung keinerlei Anwartschaft auf Gehalt gebe. Elise hatte ihm zu diesem letzten Schritte stets geraten, aber erst die äusserste Not zwang ihn, denselben ein Jahr nach der Scheidung — am 6. März 1793 — zu wagen. In jener Supplik schildert er seine Notlage mit einfachen Worten, und bittet am Schlusse, wenn sein Wunsch auch nicht sogleich erfüllt werden könne, ihm doch wenigstens Aussicht auf künftige Erfüllung zu geben. Obwohl der Dichter sein Anliegen gleichzeitig dem Geh. Kanzleisekretär Brandes empfahl, blieb dasselbe jedoch unberücksichtigt.

Da auf diesem Wege nichts zu erlangen war, griff Bürger zu dem letzten Mittel, welches ihm noch erübrigte: er ging daran, die liegenden Besitztümer, welche er von seiner Mutter geerbt hatte, in klingende Münze umzuwandeln. Zu diesem Zwecke sandte er am 18. Januar 1794 an den Bürgermeister Bollmann von Aschersleben eine notariell beglaubigte Vollmacht zum Verkaufe seiner dort gelegenen Äcker. Auf die zu erwartenden Gelder gab ihm Bollmann einen Vorschuss von 150 Reichsthaler in Gold, und bezahlte dann die auf den Grundstücken haftenden Hypotheken des Konsistorialrats Schäffer im Gesamtbetrage von 3050 Reichsthalern. Um den Rest der Gelder (nach Abzug der Unkosten etwas über 1222 Reichsthaler) „abschossfrei“ an Bürger senden zu können, bedurfte es jedoch einer „Exportationsbewilligung“ der kgl. preussischen Regierung, die nach weitläufigen Verhandlungen am 12. Juni erteilt wurde, und erst sieben Wochen nach dem Tode des Dichters in Göttingen eintraf.

Als das erwartete Geld Mitte März noch nicht angelangt

war, sah sich Bürger, dessen Gemütsstimmung an Verzweiflung grenzte, genötigt, auf den früher eingeschlagenen Weg zurückzukehren, um endlich zu einer Unterstützung zu gelangen. Er rief diesmal den Beistand seines Freundes, des ordentlichen Professors und Hofrates Heyne an, der ihm einst bei seiner Habilitierung und bei der Erlangung des Professorentitels behilflich gewesen war. Er schrieb ihm, dass er bisher auf seine Supplik keiner Antwort gewürdigt worden sei, deren er sich wohl wert gehalten hätte. Eben verlasse der bisherige Universitätsprediger Marezoll, der weit mehr als das gewöhnliche Gehalt bezogen habe, Göttingen. Da sein Nachfolger sich mit diesem werde begnügen müssen, werde ein Salarium vacant; dieses möge man doch nicht gleich wieder „zur Tasche ziehen", da seit mehreren Jahren ein Dürftiger danach schmachte, den man ohne schreiende Unbilligkeit nicht länger vernachlässigen und hintansetzen könne. Sollte denn der Aestheticus dieses Überschusses des Asceticus nicht wert sein? Er sei nimmermehr im stande, ohne Gehalt zu leben, und wenn man seine Bitte nicht endlich erhöre, so müsse er seine Professorenstelle niederlegen, und sich nach irgend einem wohlfeilen Dorfe zurückziehen. Warum werde gerade er hinter allen, allen! seinen Universitätskollegen so zurückgesetzt? Er habe zwar in seinen Kollegien nicht viele Zuhörer, aber manche Professoren hätten ihrer noch weniger oder gar keine. Seine Celebrität stehe jener eines anderen schwerlich nach, und wenn man ihn lieber in einer Einöde versauern und verkümmern liesse, als ein paar Hundert Thaler Gehalt nach so langem Harren zu bewilligen, so möchte er wahrlich von dem Auslande nicht wohl genommen werden, auch möchte es die Litterär-Geschichte, die ihn hoffentlich nicht vergessen werde, dereinst nicht zur Ehre der Universität und ihrer Vorsteherschaft melden. Er werde von vielen durchreisenden angesehenen Gelehrten aller Klassen, die an der Thür von mehr als einem Excellentissimus ac celeberrimus vorbeigingen, mit grosser Achtung besucht, und im Auslande sei er noch überall von jeder Art der berühmtesten Leute, nicht bloss von schönen Geistern, mit einer Hochachtung und

Wärme, ja oft mit einem Enthusiasmus aufgenommen worden, der ihn in Verlegenheit gesetzt, der ihn schamroth gemacht, der ihn manches mal gestachelt habe, weil er, der hier so gänzlich von dergleichen entwöhnt sei, ihn für grobe Persifflage gehalten habe. „Sie verwenden sich," so schliesst Bürger, „wahrlich für keinen schlechten, undankbaren Menschen ... Lassen Sie sich es zu Herzen gehen, was Krankheit, Niedergeschlagenheit des Geistes, Kummer und Noth sind!"

Mehr als einen Monat später erhielt Bürger ein Billet von Heyne, worin ihm dieser mitteilte, dass sich der Minister in seiner Angelegenheit überaus teilnehmend und günstig geäussert habe. Er werde die Zusicherung einer baldmöglichen Besoldung durch ein Reskript erhalten. Zur Bezeugung des guten Willens folge anbei ein kleines Geschenk von 50 Reichsthalern, „um für seine Gesundheit etwas zu thun, da Luft und Motion itzt für dieselbe so wichtig sei". Wohl nicht mit Unrecht wurde vermutet, dass diese 50 Reichsthaler aus der Tasche des gutherzigen Heyne selbst kamen, der den Totkranken beruhigen wollte. „Ew. Wolgeboren behalten also guten Muth," schrieb er ihm, „wenn auch der Baum nicht gleich fällt; wir sind doch nun auf einer sichern Stelle."

Nach der übereinstimmenden Aussage seines Sohnes Emil und des Dr. Althof erhielt Bürger in der Folge noch ein Gnadengeschenk von 100 Thalern in Gold von der Regierung, die ihm bei dieser Gelegenheit abermals bemerkte, dass die dermaligen Zeitumstände es nicht gestatteten, ihm ein fixes Gehalt zu gewähren. Man versicherte ihm zwar wiederum, dass man sich seines Gesuches bei Gelegenheit erinnern werde, aber zuversichtliche Hoffnungen auf eine Gehaltserteilung dürfe er sich heute ebensowenig machen, wie vor einem oder vor fünf Jahren. Habe er sich doch damals durch eigenhändigen Revers mit dem blossen Professoren-Charakter begnügen wollen. Daher trage die Regierung an seiner Lage kein Verschulden. Die kurze Bemerkung, mit welcher Bürger diese Zuschrift hingenommen haben soll, ist aus ästhetischen Rücksichten nicht wiederzugeben. Immerhin

richtete ihn das Gnadengeschenk einigermassen auf, und schützte ihn für die nächste Zeit vor dem Hungertode. Dauernd konnte sich seine finanzielle Lage jedoch auch nach diesen Spenden nicht bessern; er verwendete den grössten Teil des Geldes wohl dazu, um sich einige seiner zahlreichen Gläubiger vom Hals zu schaffen. Dabei trat Mitte Mai abermals eine bedeutende Wendung zum Schlechten in seinem trostlosen Zustande ein. „Weisst Du, dass Bürger sterben wird, im Elend, in Hunger und Kummer?" schreibt am 17. Mai die teilnehmende Caroline Böhmer aus Gotha an F. L. W. Meyer. „Er hat die Auszehrung; wenn ihm der alte D(ieterich) nicht zu essen gäbe, er hätte nichts und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann! Wär' ich dort, ich ginge täglich hin und suchte ihm diese letzten Tage zu versüssen, damit er doch nicht fluchend von der Erde schiede."

Wie alle Schwindsüchtigen verliess auch Bürger die Hoffnung auf seine Genesung erst sehr spät. Dr. Althof berichtet, dass er die unmittelbare Todesgefahr, in welcher er schwebte, erst wenige Tage vor seinem Tode erkannte. Der Arzt suchte ihm die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes solange als möglich zu verhehlen; erst als Bürger selbst zu der Einsicht kam, dass es um ihn geschehen sei, gestand er sie ihm ein. Weit entfernt durch diese Entdeckung beunruhigt zu werden, antwortete Bürger, er wünsche sich nur einen leichten Tod. Der Garnisonsmedikus Jäger, den er drei Tage vor seinem Ableben abermals rufen liess, versicherte, er habe bei wenigen Menschen, die sich dem Tode so nahe gewusst, eine ruhigere Gemütsverfassung beobachtet. Gerne hätte es Bürger gesehen, wenn sich in seiner Todesstunde einige Freunde um ihn versammelt und sich, ohne die geringste Betrübnis zu äussern, in munteren und geistreichen Gesprächen an seinem Lager unterhalten hätten, indes er die Augen für immer schlösse. Allein dazu kam es nicht. Nach dem Berichte eines Ungenannten in Herrigs Archiv*) wurde er jedoch noch einen Tag vor seinem Tode (am 7. Juni) durch eine Sendung Gedichte von dem Uni-

*) Bd. XXI.

versitätspredigers Volborth sehr erheitert, weil dieselben einen herrlichen Beitrag zu seinem „Schofelarchiv“ abgegeben hätten. Caroline Böhmer schrieb an demselben Tage an Meyer: „Mit Bürger, das ist völlig so arg — ich weiss es von Dieterich. Die Finanzräthe glauben dergleichen nicht gern, das incommodirt sie. Er hat nichts zu essen, als was ihm seine Freunde schicken und ist von der übelsten Laune.“

Am 8. Juni 1794 abends, so erzählt sein Arzt und Biograph, verging Bürger der kleine Rest von Sprache vollends. Willens, den Doktoren Jäger und Althof, welche auf seine dringende Bitte die Vormundschaft über seine Kinder übernommen hatten, etwas zu sagen, konnte er kein vernehmliches Wort mehr hervorbringen. Die beiden baten ihn hierauf um schriftliche Mitteilung, aber auch die Augen versagten ihm den Dienst. Es war und blieb ihm ungeachtet aller angezündeten Lichter zu dunkel, und indem er den Mund öffnete, um eine ihm von Dr. Althof vorgelegte Frage mit „Ja“ zu beantworten, blies er sanft seinen letzten Atem aus. Sein Tod war ein leichter, wie er es gewünscht, ohne Angst, Schrecken noch Schmerz. Er hatte ein Alter von 46 Jahren, 5 Monaten und 8 Tagen erreicht.

In den letzten Monaten seines Lebens hat Bürger nur mehr sehr wenig gedichtet. Unter den Gedichten, die im Musen-Almanach für 1795 erschienen, ist nach Reinhards Angabe das Epigramm „Trost eines Betrogenen“ vielleicht als das letzte anzusehen, welches er geschrieben. Es nimmt sich aus wie ein letzter Rückblick des mit seinem Geschick versöhnten Dichters auf sein zur Neige gehendes Leben:

„Ja, o ja, ich bin betrogen,
Wie nur je ein Erdenmann.
Dennoch sei sich der gewogen,
Welcher so wie ich betrogen
Und verrathen werden kann!“

XXXIV.

Schluss.

Verlassenschaftsabhandlung — Schicksale der Kinder Bürgers — Korrespondenz und litterarischer Nachlass — Reinhards Bürger-Ausgaben — Althofs Biographie — Ruhestätte und Denkmäler des Dichters.

Da Bürger insolvent starb, nahm vierzehn Tage nach seinem Tode der Vize-Syndikus der Universität Dr. Friedrich Christoph Willich unter Beistand zweier Pedelle und in Anwesenheit der Schwägerin Bürgers, Anna Elderhorst aus Bissendorf, ein Inventar des Nachlasses auf, über welchen nun der Konkurs eröffnet wurde Die öffentliche Versteigerung fand vom 8. bis 18. September statt. Den Hauptbestandteil der Erbschaftsmasse, über welche sich weitere langwierige Prozesse entspannen, bildeten jene 1222 Reichsthaler, welche nach Abzug der Hypotheken von dem Verkaufe der Äcker in Aschersleben geblieben waren, und die erst sieben Wochen nach dem Tode des Dichters in Göttingen eintrafen. An die Kinder erster und zweiter Ehe wurden ausserdem zur Zeit ihrer Mündigkeit 8000 Thaler ausgezahlt, welche Summe nach Ebeling den Rest des von Bürger stark angegriffenen Vermögens seiner beiden ersten Frauen bildete.

Das Schicksal seiner Kinder lag Bürger in den letzten Tagen seines Lebens sehr am Herzen. Doch wusste er, dass sich der drei ältesten seine drei edlen Schwestern, unter welchen Namen er auch seine Schwägerin Elderhorst mit einbezog, annehmen würden. Nur wegen der Zukunft des hilfsbedürftigen Agathon gab er sich lebhaften Besorgnissen hin. „Ich habe ihn lieb, sehr lieb, welches ich mit unter die grossen Wohlthaten des Himmels rechne," schrieb Bürger noch kurze Zeit vor seinem Tode. Agathons schwächliche Gesundheit liess ihn, wie wir schon erwähnten, in jugendlichem Alter den Folgen einer Erkältung erliegen, bis zu welcher Zeit er von den geringen Mitteln, die ihm seine Mutter und sein Vormund Dr. Althof widmeten, sein Leben fristete. Die Vormundschaft über Bürgers Kinder aus erster und zweiter Ehe

übernahm der dem Dichter gleichfalls befreundete Garnisonsmedikus Dr. Jäger. Die älteste Tochter Marianne Friederike weilte zur Zeit seines Todes bei ihrer Tante Oesfeld im Erzgebirge. Über ihre weiteren Schicksale ist uns nichts bekannt. Vielleicht waren ihre Unscheinbarkeit, sowie das Schielen, welches Boie bereits an dem Kinde in der Wiege bemerkt hatte, die Gründe, warum sie unvermählt blieb. Sie starb am 11. November 1862 in Remse (Kgr. Sachsen), 85 Jahre alt. Emil Bürger, das einzige Kind, welches während der letzten Krankheit des Vaters in Göttingen weilte, wurde von seiner Tante Friederike Müllner, in deren Hause er seine ganze Kindheit verlebt hatte, wieder zurückgenommen. Er wurde später Buchhändler, war jedoch sowohl in Naumburg als in Leipzig nur wenig vom Glücke begünstigt, und liess, als er am 28. März 1841 starb, seine Witwe und seine beiden Töchter in sehr traurigen Vermögensverhältnissen zurück. Die beiden Mädchen waren genötigt, sich ihren Unterhalt in Leipzig als Blumenmacherinnen zu verdienen. Diesen Enkelinnen Mollys bestimmte Mosenthal einen Teil von dem Ertrage seines Stückes: „Ein deutsches Dichterleben" (1850), welches die Liebe Bürgers und Mollys zum Gegenstande hat.*)

*) Julian Schmidt urteilt in seiner Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tod (1858, III. 174 f.) wie folgt über dieses, nicht im Druck erschienene „Künstlerdrama": „In jeder Hauptscene ist dafür gesorgt, dass irgend ein Baum, oder sonst ein malerischer Mittelpunkt vorhanden ist, um eine Schlussgruppe darum concentriren zu können. Wie die Handlung, so werden auch die Charaktere in lyrische Stimmungen aufgelöst ... Bürger erträgt mit grossem poetischen Gleichmuth die Noth, in welche sein Weib und Kind versetzt sind, und unterhält ein Liebesverhältnis mit der Schwester seiner Frau ... Das Opfer dieser licentia poetica, seine Gattin, die Bürger und Molly auf eine verbrecherische Weise zu Tode quälen, erklärt auf dem Sterbebett, dass sie ganz allein daran Schuld sei, sie hätte die Verpflichtung gehabt, sich für seine Hexameter und Stanzen zu begeistern, ihm Stoff für seine Balladen und Romanzen zu suchen, und niemals an die Noth ihres Kindes, sondern nur an den Nachruhm ihres göttlichen Gemahls zu denken; sie bittet ihn deshalb demüthig um Verzeihung und beschwört ihn, nur recht bald die schöne Molly zu heirathen, die alle Verpflichtungen einer Dichterfrau zu erfüllen im Stande sei." — Nach einem Briefe Heines in den „Französischen Zuständen" (XIII. vom 25. Juli 1840) wurde die Geschichte Bürgers bereits früher auf den Pariser

Bürgers zweite Tochter Auguste vermählte sich 1805, 20 Jahre alt, mit dem Amtsschreiber Leopold Theodor August Wilhelm Mühlenfeld, der bereits 1813 als Friedensrichter zu Winsen a. d. Luhe starb. Sie überlebte ihren Gatten um 34 Jahre und starb zu Celle am 11. November 1847.

Fast ebenso unbedeutend, wie der materielle Nachlass des Dichters der Lenore, war sein litterarischer. Die Masse der unter seinen Habseligkeiten vorgefundenen Briefe und Briefkonzepte zerfiel nach seinem Tode in mehrere Teile. Die Familienbriefe aus der Zeit vor der dritten Ehe, worunter sich sein ganzer Briefwechsel mit Molly befunden haben muss, nahm einer Nachricht zufolge des Dichters Lieblingsschwester Friederike an sich, die sie allem Anscheine nach vernichtete, weil sonst Adolf Müllner dieselben gelegentlich der Publikation seines eigenen Briefwechsels mit dem Oheim*) schwerlich unberücksichtigt gelassen hätte. Andere behaupten, dass dieser Teil der Korrespondenz von den Vormündern an die Vormundschaftsbehörde zurückgegeben wurde, wo sie bis 1814 versiegelt liegen blieben. Damals habe sie Marianne Bürger in Empfang genommen, um nach Belieben damit umzugehen. Emil Bürger soll nie etwas davon zu Gesichte gekommen sein. Die übrigen Briefe wurden zum Teile an die betreffenden Korrespondenten zurückgegeben, wie jene von Goeckingk,

---

Boulevardtheatern „tragirt". „Da sehen wir ihn," schreibt Heine, „wie er, die Lenore dichtend, im Mondschein sitzt und singt: Hurrah, Les morts vont vite, mon amour, crains-tu les morts?" Seitdem ist dieses Wort auch in Frankreich zum geflügelten geworden. Auch zum Romanhelden ist Bürger wiederholt gemacht worden. Otto Müllers „Gottfried August Bürger, ein deutsches Dichterleben" erschien 1845 zu Frankfurt im Buchhandel, war jedoch schon früher als Feuilletonroman in der Beilage der Oberpostamtszeitung, deren Mitredakteur der Verfasser damals war, gedruckt worden. Das Buch erlebte noch 1870 eine dritte Auflage. Nach Pröhles Urteil kam es der Lebendigkeit der Darstellung Müllers im allgemeinen zu statten, dass er in einem Kreise lebte, in welchem die dritte Gattin des Dichters heimisch gewesen war. Emil Leonharts 1851 zu Breslau erschienenes Machwerk „Gottfried August Bürger, ein deutscher Poet" ging unbeachtet vorüber.

*) Morgenblatt für gebildete Stände Nr. 264, 265 vom 4. und 5. November 1819. — Bürger und Müllner. Ein Briefwechsel. Nebst Beilagen. Jüterbog 1833

und von Boie, zum Teile gingen sie nach dem Tode des Dichters an Karl Reinhard und Dr. Althof über. Sie haben sich nahezu vollständig erhalten, und sind im Laufe dieses Jahrhunderts successive herausgegeben worden, so dass uns heute die litterarische Korrespondenz des Dichters in mehr als 1000 Briefen von ihm und an ihn vorliegt.

Die Vormundschaft von Bürgers Erben war vor allem darauf bedacht, eine Schuld zu begleichen, welche dem Dichter während seiner letzten Krankheit viele unruhige Stunden bereitet hatte. Als Bürger erkannte, dass der Rest seines Lebens nicht mehr hinreiche, um die seit 1789 versprochene Prachtausgabe seiner Gedichte zu publizieren, hätte er gewünscht, dass Boie diese Verpflichtung auf sich nehme, allein er wagte es nicht, dem Freunde, mit dem er in den letzten Jahren nicht einmal mehr korrespondiert hatte, eine so beschwerliche Aufgabe aufzubürden. Althof nahm sich daher der Sache an, und schloss noch im Jahre 1794 mit Dieterich einen „bündigen" Kontrakt, wodurch sich dieser verpflichtete, die Ausgabe bis Ostern 1795 fertig zu stellen. Dieterich zahlte an die Erben 200 Reichsthaler, und erwarb dadurch das ausschliessliche Verlagsrecht von Bürgers Gedichten „auf ewige Zeiten".

Die Herausgabe der Gedichte hatte Karl Reinhard, den wir aus der Geschichte der dritten Ehe kennen, und der auch die Redaktion des Musen-Almanachs nach Bürgers Tode besorgte, übernommen. Ob die Wahl gerade dieses Herausgebers den Intentionen des verstorbenen Dichters entsprach, bleibt dahingestellt. Bürgers Beziehungen zu Reinhard scheinen zwar nach der Scheidung von Elise wieder etwas herzlicher geworden zu sein, und noch 1794 richtete er an ihn das ermutigende Epigramm:

„Stell' auf Dein Kunstwerk fest und gut
Fürs weise Publikum, mein Lieber,
Und fürchte nicht die Kollerwuth
Von einem Recensentenfieber."

— aber wir finden in Bürgers Freundeskreis Männer, die uns dazu eher berufen schienen, und mit denen er bis in seine letzten Jahre im besten Einvernehmen stand.

Die so lange vorbereitete Prachtausgabe erschien endlich 1796 mit abermaliger Verspätung von einem Jahre in zwei stattlichen Bänden*), geziert mit Kupferstichen und Vignetten von Riepenhausen nach Zeichnungen von Fiorillo, vornehm ausgestattet, aber für den gewöhnlichen Gebrauch etwas schwerfällig und unhandlich, weshalb die Verlagsbuchhandlung gleichzeitig eine genau übereinstimmende wohlfeile Ausgabe in kleinerem Formate veröffentlichte. Sie zählt im ganzen 131 Gedichte; aus der Ausgabe von 1789 waren 37 weggelassen, 24 dagegen neu hinzugefügt worden; von den herübergenommenen erscheinen 48 mit wesentlich geänderten Lesarten. In der Vorrede legt Reinhard die Art und Weise dar, wie er bei der Herausgabe der Gedichte verfuhr. Er beruft sich bei seinen Weglassungen auf mündliche Äusserungen des Dichters und auf den Rat „seiner und meiner Freunde von Geschmack". Waren bei einem Gedichte mehrere Lesarten vorhanden, und hatte Bürger selbst noch keine Entscheidung getroffen, so traf er sie. Da ihm im zweiten Bande diesbezügliche Angaben Bürgers fehlten, hat er manche Gedichte mit aufgenommen, die Bürger, wie wir heute aus seinen Briefen wissen, gleichfalls eliminieren wollte (z. B. Prinzessin Europa, Frau Schnips). In der Chronologie hielt er sich an die Ausgabe von 1778, die in dieser Hinsicht keineswegs fehlerfrei ist.

Den Gedichten liess Reinhard 1797—1802 zwei Bände „Vermischte Schriften" Bürgers folgen, welche mit jenen zusammen die erste vierbändige Ausgabe der „Sämtlichen Schriften" des Dichters bilden.

Ein Torso blieb die gross angelegte Ausgabe der „Sämtlichen Werke", welche auf 7 Bände berechnet war, von welcher aber nur Band I—IV und Band VI 1812 zu Hamburg (mit neuem Titel, Göttingen 1817) erschienen. In Bezug auf Verlässlichkeit und Genauigkeit kann man gegen sie dieselben Vorwürfe erheben, wie gegen die früheren. Elf Jahre später liess Reinhard

*) XX, 276 und X, 296 S. in gr. 8°. Auch als 1. und 2. Bd. der Sämtlichen Schriften bezeichnet.

bei Christiani in Berlin (1823—24) abermals eine 7bändige Bürger-Ausgabe erscheinen, in welche alle 1796 weggelassenen Gedichte wieder aufgenommen wurden, so dass deren Zahl auf 170 stieg. Diese Ausgabe, von deren Ertrag Reinhard den Kindern Bürgers nicht die geringste Quote zugestand, wurde von der Dieterich-schen Verlagsbuchhandlung als unrechtmässig angefochten, und diese veranstaltete 1829—33 — auf Grund eines rechtskräftigen Erkenntnisses — eine der Berliner conforme, 8bändige Edition von Bürgers „Sämtlichen Werken", auf deren Titelblatt der Name Reinhards nicht mehr erscheint.

Durch Althof gelangte Reinhard auch in den Besitz der Kollegienhefte Bürgers, die er, wie wir bereits erwähnten, 1825 und 1826 unter den vielversprechenden Titeln „Lehrbuch der Ästhetik" und „Lehrbuch des deutschen Styles" von Gottfried August Bürger der Öffentlichkeit übergab.

Seit 1844 sind nur mehr die Gedichte Bürgers und der Münchhausen neu abgedruckt worden.

Ein Jahr nach der Prachtausgabe von Bürgers Gedichten (1798) erschien die erste biographische Arbeit über den Dichter. Sie betitelt sich: „Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Bürgers nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben", und hatte seinen Arzt und vertrauten Freund Dr. Althof zum Verfasser. Die Schrift, welche in der Folge den meisten Bürger-Ausgaben vorangedruckt wurde, bildet zwar die Grundlage der biographischen Forschung über den Dichter der Lenore, entspricht jedoch kaum den bescheidensten Erwartungen. Obwohl Althof die ganzen Familienbriefe Bürgers zur Verfügung standen, scheint er dieselben nur sehr ungenau oder gar nicht benützt zu haben. Auch die Diskretion hiess ihn wiederholt schweigen, wo ein anderer Biograph gesprochen hätte. Seine Arbeit kommt heute nur mehr als Quelle für die Jugendzeit des Dichters in Betracht, und für diese konnte Althof nicht aus seinem eigenen Wissen schöpfen, sondern er stützte sich dabei auf einige dürftige briefliche Mitteilungen Boies (vom 2. November 1794). Sehr zu bedauern ist es, dass Bürger von dem lange ge-

hegten Plane einer Selbstbiographie später abkam. Als Boie seinen Freund im Jahre 1787 zum letzten Male besuchte, las ihm dieser einige Fragmente von „Erinnerungen aus seinen Kinderjahren" vor, die er ihm widmen und durch welche er verhüten wollte, dass sein Leben später „romanisiert" werde — aber nicht die geringste Spur dieses Elaborates hat sich erhalten.

Von diesen schlichten Anfängen ausgehend, hat sich die Forschung über Bürgers Leben und Werke dank der fortgesetzten Briefpublikationen allmählich gehoben. Vorzüglich die letzteren ermöglichten uns einen tieferen Einblick in seine traurigen Schicksale, die gleich seinen unsterblichen Produktionen in der Litteraturgeschichte kaum ihres Gleichen finden dürften.

* * *

Die Stelle, wo Bürger ruht, blieb durch ein halbes Jahrhundert unkenntlich und verwahrlost. Erst im Jahre 1845 beschlossen einige Studenten, angeregt durch die Lektüre des kurz vorher erschienenen Romanes von Otto Müller, die Grabstätte des Dichters zu ermitteln. Sie begaben sich unter der Führung des stud. math. Arthur Breusing aus Osnabrück, des späteren Herausgebers der Nautischen Zeitschrift und Lehrers an der Schiffahrtsschule zu Bremen, nach dem Friedhofe vor dem Weenderthore in Göttingen, wo Bürger begraben liegen sollte. Der dortige Totengräber vermochte ihnen jedoch über den längst verschollenen Toten keine Auskunft zu geben. Glücklicherweise fand sich ein alter Schneider, der die Nachforschenden auf die richtige Spur wies. Er erzählte ihnen, er sei vor vielen Jahren, als er aus der Fremde zurückkehrte, nahe dem Weenderthore einem Leichenzuge begegnet, und weil er eben nichts Besseres zu thun hatte, habe er sich diesem angeschlossen. Der Tote habe Bürger geheissen, und sei, wie man ihm sagte, vor Hunger und Elend gestorben. Auch sei demgemäss die Bestattung eine sehr ärmliche gewesen. Unter den wenigen, welche dem Sarge folgten, habe er besonders den Buchhändler Dieterich bemerkt, und dieser habe auch später eine Akazie auf das Grab gepflanzt. Die Akazie

W. v. Wurzbach, G. A. Burger.

Das alte Bürger-Denkmal
beim Schwanenteich am Gronerthor in Göttingen.

Das neue Bürger-Denkmal
auf dem ehemaligen Weenderfriedhofe in Göttingen.

wurde nun aufgesucht, und so das Grab des Dichters gefunden. Der Magistrat der Stadt Göttingen schenkte den Studenten den Platz auf ewige Zeiten, und die Akazie wurde gefällt, um einem Monumente Raum zu machen, aber der Kassier des Komitees suchte mit dem zusammengebrachten Gelde das Weite.

So war jetzt durch längere Zeit weder Akazie noch Denkmal auf dem verlassenen Grabhügel zu sehen, den nicht einmal ein Kreuz bezeichnete. Dagegen stiess 1862 ein Totengräber bei der Entzifferung alter Leichensteine an eine canellierte, mit einer Urne geschmückte, dorische Säule, die neben dem bisher als Bürgers Grab bezeichneten Hügel stand. Sie war dicht von Gestrüpp eingehüllt und von Moos eingekrustet. Nach Entfernung des Mooses kam die Aufschrift: „Die Stadt Göttingen dem Dichter Gottfried August Bürger“ nebst Geburts- und Sterbejahr zum Vorschein. Wann dieser bescheidene Denkstein — allem Anscheine nach an einer unrichtigen Stelle — gesetzt wurde, ist nicht bekannt.*)

Ein anderes Denkmal wurde dem Dahingegangenen auf Anregung Dr. Althof's kurz nach seinem Tode errichtet. Biester publizierte in seiner Monatsschrift die Aufforderung zur Herstellung desselben zu subskribieren und brachte auf diesem Wege etwas über 300 Reichsthaler zusammen, wovon der Kammerherr Graf Harrach in Wien 48 Th., der Assessor Baron Kielmannsegge in Güstrow, wohl ein Sohn von Bürgers Jugendfreunde, 52 Th., der Verleger Dieterich 5 Th., Nicolai in Berlin 3 Th., Lichtenberg 2 Th., Hofrat Schiller in Jena 1 Th. 12 gr., Goethe aber nichts beigesteuert haben. Die Hofbildhauer Gebrüder Heyd in Kassel übernahmen es, zu Ostern 1798 für 200 Reichsthaler ein kleines Monument von Sandstein zu liefern, welches die Germania vorstellte, wie sie die Urne ihres Dichters mit einem Eichenkranz schmückt.**) Dasselbe wurde in dem Ulrichischen Garten aufgestellt, welchen Bürger in den Morgenstunden oft zu besuchen

*) Breslauer Zeitung 1862, Nr. 527. Die Glocke 1862, Nr. 204.

**) Der Rest der zusammengebrachten Summe im Betrage von über 100 Thalern wurde den Bestimmungen gemäss für Agathon Bürger verwendet.

pflegte. Später wurde es an den Schwanenteich beim Gronerthor in die Göttinger Stadtanlagen versetzt, wo die spielende Jugend dem ohnedies nicht besonders gelungenen Genius zweimal die Nase abgeschlagen hat.*)

Länger als unzählige weniger bedeutende Männer musste Bürger der gerechten Ehrung durch ein seiner würdiges Denkmal entbehren. Die hierin liegende Ungerechtigkeit, deren sich Deutschland einem seiner grössten Dichter gegenüber schuldig machte, ist oft genug gerügt worden. Schopenhauer, der Bürger über Schiller stellte, schrieb einst: „Sie setzen Leuten Monumente, aus denen einst die Nachwelt gar nicht wissen wird, was sie machen soll, — aber Bürgern setzen sie keines!“ Anderseits fehlte es jedoch auch nicht an Leuten, die wie Herder meinten: „Bürgers Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen an seinem Grabe; weiter bedarf es, dem in seinem Leben Brot versagt ward, keines steinernen Denkmals.“ Erst gelegentlich der 100. Wiederkehr seines Todestages wurde Bürgers Grab mit einem den künstlerischen Begriffen unserer Zeit entsprechenden Denkmale geziert. Damals veröffentlichte die Dieterichsche Verlagsbuchhandlung in Göttingen einen Aufruf, in welchem zur Subskription auf eine Büste des Dichters aufgefordert wurde. Die Aktion war von Erfolg, und Sonnabend den 29. Juni 1895 konnte die von Professor Eberlein in Berlin meisterhaft gefertigte Büste über dem Grabe des Dichters enthüllt werden.

*) Der Plan zur Feier des 100. Geburtstages Bürgers (1848), eine Gedenktafel an seinem Geburtshause zu Molmerswende anzubringen, kam nicht zu stande.

XXXV.

Litteratur.

Die nachfolgende Bibliographie enthält ein Verzeichnis der wichtigsten Ausgaben der Werke Gottfried August Bürgers und eine Aufzählung jener biographischen und kritischen Schriften, welche für das Leben und Schaffen des Dichters von wesentlicher Bedeutung sind. In Bezug auf eine grosse Anzahl einzeln publizierter Briefe, sowie auf weniger wichtige Beiträge zur Detailbiographie und Kenntnis seiner Werke verweisen wir den Leser auf Goedekes Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. IV. Bd. S. 387 ff.

I.

Gedichte. Mit 8 Kupfern von Chodowiecki. Göttingen, gedruckt und in Commission bei Joh. Chr. Dieterich. 1778. (Nachdrucke: Frankfurt und Leipzig 1778, Carlsruhe 1779, Petersburg 1779.)

Gedichte. (Mit Kupfern von Chodowiecki und Meil.) Göttingen, bey Johann Christian Dieterich 1789. 2 Bde. (Nachdruck: Carlsruhe 1789.)

Gedichte. Hg. von Karl Reinhard. ib. 1796. 2 Bde.

Gedichte. Neue vollständige Ausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Julius Tittmann. Leipzig 1869.

Gedichte. Hg. von Dr. A. Sauer. Berlin und Stuttgart 1884. (Kürschners Deutsche National-Litteratur. Bd. 78.) — Weitaus die beste und vollständigste Ausgabe, deren gründliche biographische Einleitung und Noten zu den einzelnen Gedichten in dem vorliegenden Werke vielfältig benützt wurden.

Sämtliche Gedichte. Hg. von Eduard Grisebach. In zwei Bänden. Berlin 1889. (Hundertjahrs-Jubelausgabe. Der 1. Bd. enthält einen genauen Abdruck der Ausgabe letzter Hand von 1789.)

Gedichte. Hg. von Arnold E. Berger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien (1891) (in Meyers Klassiker-Ausgaben).

Vermischte Schriften. Hg. von Karl Reinhard. Göttingen 1797—1802. 2 Bde. (Zusammen mit der Ausgabe der Gedichte von 1796 unter dem Titel: Sämmtliche Werke. Göttingen 1796—1802. 4 Bde.)

Sämmtliche Werke. Hg. Karl Reinhard. Hamburg 1812. Bd. 1—4 und Bd. 6. (Mit neuem Titel Göttingen 1817. Nachdruck Wien 1812.)

Sämmtliche Werke. Hg. von Karl Reinhard. Berlin 1823—1824. 7 Bde. und Supplementband. (ib. 1826.)

Sämmtliche Werke. Göttingen 1829—1833. 8 Bde.

Sämmtliche Werke. In einem Bande. Hg. von August Wilhelm Bohtz. ib. 1835 in 4°.

Sämmtliche Werke. Neue Original-Ausgabe. ib. 1844. 4 Bde.

Sämmtliche Werke. Hg. von Karl Reinhard. Neue rechtmässige Ausgabe. Wien 1844. 9 Bde.

Werke. Hg. von Eduard Grisebach. Berlin 1872. 2 Bde. (5. verm. und verb. Aufl. 1894.)

Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Richard Maria Werner. 2 Bde. Stuttgart o. J. (Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.)

Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürgers und anderen meist handschriftlichen Quellen hg. von Adolf Strodtmann. Berlin 1874. 4 Bde.

August Sauer. Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk. — Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte. 1890. 3, S. 62 ff., 416 ff.

Ungedruckte Briefe von Gottfried August Bürger. Zu der 100. Wiederkehr seines Todestages. (Mitgeteilt von B. Hoenig, A. Sauer, A. v. Weilen, B. Seuffert.) — Euphorion 1894. 1, S. 309 ff.

Julius Wahle. Bürger und Sprickmann. Nachlese zu ihrem Briefwechsel. — Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Festgabe für Richard Heinzel. Weimar 1898. S. 189 ff.

II.

Ludwig Christoph Althof. Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürgers; nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Göttingen 1798. (Abgedruckt in den meisten Gesamtausgaben der Werke Bürgers.)

Hermann Adalbert Daniel. Bürger auf der Schule. Programm des kgl. Pädagogiums zu Halle 1845. (Wiederh. in des Verf. „Zerstreuten Blättern". Halle 1866. S. 47 ff.)

Heinrich Döring. Bürgers Leben. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet. Berlin 1826 (als Supplement der 7bändigen Gesamtausgabe), Göttingen 1848.

Dr. Eugen Dühring. Die Grössen der modernen Litteratur, populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. Leipzig 1893. Erste Abteilung. 7. Cap.

Friedrich Wilhelm Ebeling. Gottfried August Bürger und Elise Hahn. Ein Ehe-, Kunst- und Litteraturleben. Leipzig 1869 u. 1871.

Karl Goedeke. Gottfried August Bürger in Göttingen und Gelliehausen. Aus Urkunden. Hannover 1873.

August Kluckhohn. Bürgers und Höltys Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft in Göttingen. Bürgers ursprüngliche Abhandlung über eine deutsche Übersetzung des Homer. Seine Lehrthätigkeit. — Archiv für Litteraturgeschichte. 1884. 12, S. 61 ff.

B. Krembs. Über G. A. Bürgers Stellung zur Litteratur seiner Zeit. Diss. Jena 1875.

E. Laddey. Aus den letzten Tagen einer Vielgenannten (Elise Bürger). Nach den persönlichen Mitteilungen Hermann Hendrichs' erzählt. — Gartenlaube 1872. S. 126 ff.

Dr. Heinrich Pröhle. Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig 1856.

Julius Sahr. Gottfried August Bürger und sein „Wilder Jäger". — Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1887. 1. Bd. S. 26 ff., 119 ff., 515 ff.

Julius Sahr. Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache. — Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1894. 8. Bd. Ergänzungsheft S. 310 ff.

A. W. v. Schlegel. Ueber Bürgers Werke. — Charakteristiken und Kritiken. Königsberg 1801. II. S. 1 ff. (Wiederh. in Sämtliche Werke VIII. S 64 ff.)

Adolf Strodtmann. Bürgers politische Ansichten. — Blumenthals Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik 1875. I. 3. S. 216 ff.

Karl Ludwig von Woltmann. Gottfried August Bürger. — In des Verf. „Sämmtlichen Werken". Leipzig 1820. 2. Bd. 5. Liefg.

Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freyherrn von Münchhausen etc. Mit einer Einleitung von Eduard Grisebach. Stuttgart (1890). (Collektion Spemann Nr. 292.)

Berthold Hoenig. Nachträge und Zusätze zu den bisherigen Erklärungen Bürger'scher Gedichte. — Zeitschrift für deutsche Philologie 1894. 26, S. 493 ff.

Berthold Hoenig. G. A. Bürgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe in ihrem Verhältnis zu dem lateinischen pervigilium veneris. — Neue Jahrbücher für Philosophie und Pädagogik 1894. S. 177 ff., 223 ff., 321 ff.

P. Holzhausen. Die Ballade und Romanze von ihrem ersten Auftreten in der deutschen Kunstdichtung bis zu ihrer Ausbildung durch Bürger. — Zeitschrift für deutsche Philologie 1883. 15, S. 129 ff., 297 ff.

Reinhard Köhler. Die Quelle von Bürgers Lenardo und Blandine. — Zeitschrift für deutsche Philologie 8, S. 101 ff.; 16, S. 362 ff.

O. Lücke. Bürgers Homerübersetzung. Programm des kgl. Gymnasiums zu Norden. Berlin 1890.

Richard M. Meyer. Günther und Bürger. — Euphorion 1897. 4, S. 485 ff.

Erich Schmidt. Lenore. — In des Verf. „Charakteristiken". Berlin 1886. S. 199 ff.

J. Sozonovič. Bürgers Lenore und ihr verwandte Vorwürfe in der europäischen und russischen Volkspoesie. Warschau 1893.

Wilhelm Wackernagel. Zur Erläuterung und Beurteilung von Bürgers Lenore. Baseler Programm 1835. (Wiederh. in M. Haupts und G. Hoffmanns Altdeutschen Blättern 1, S. 147 ff., sowie in des Verf. Kleinen Schriften 2, S. 426 ff.)

Fedor von Zobeltitz. Münchhausen und die Münchhausiaden. Zur nachträglichen Erinnerung an den 100jährigen Todestag des Freiherrn Hieronymus. — Zeitschrift für Bücherfreunde 1897/98. 1, S. 247 ff.

Register.

Abel, C. 8.
Abendphantasie eines Liebenden 122.
Abfertigung an meine Frau etc. 192.
Abfertigung des Rezensenten der Langbeinschen Gedichte 256.
Adelung, J. C. 235.
Ästhetik, Lehrbuch der 236, 367.
Agathe, An 71.
Akademie der schönen Redekünste 268.
Althof, Dr. L. Chr. 252, 262, 312, 317, 324, 344, 354, 360, 362, 363, 367 bis 369.
André, J. 101.
Anonymus 337.
Anthia u. Abrokomas 55.
Antikritiken, Über 337.
Antikritik und Anzeige, Vorläufige 335.
Anweisung zur deutschen Sprache, Über 235.
Apollo, An den 262.
Arnim-Brentano 91.
Asseburg, A. F. v. d. 201.
Aurbach, G. W. 10.
Ausgaben der Gedichte s. Gedichte.

Bachmann, G. 145.
Backhausen, P. L. 60.
Baldinger, E. G. 180.
Bandmann, Witwe 24.
Bauer, Der. An seinen durchlauchtigen Tyrannen 350.
Bauer, Jac. Phil. 6, 10, 15, 19, 22, 26, 60.
Beck, Th. 270.
Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will 245, 286.
Bellin 268.
Benda, G. 44.
Beresford, Rev. 100.
Bertuch, Caroline 274.
Beulwitz, A. F. A. v. 303.
Biester, J. E. 29, 38, 200, 208, 369.
Birken, S. v. 143.
Blümchen Wunderhold, Das 262, 334.
Blumauer, A. 270.
Boccaccio, G. 144.
Bock, K. G., Vorrede zu dessen Virgil-Übersetzung 273.
Bodmer, J. J. 166.
Böhmer, Caroline geb. Michaelis 301, 360.
Böhmer, G. L., 24, 255.
Boie, H. Chr. 19, 31, 34—36, 38, 126, 130, 134, 171, 177, 244, 349, 367.
Boie, Epistel an 244.
Boije, Gerichtshalter 58.
Bollmann, J. Fr. 357.
Bolzius s. Uslar K. A. W. v.
Bonstetten, V. v. 96.
Born, F. G. 239.
Bornemann 68.
Bornschein, J. E. D. 202.

Boscan 39.
Boufflers, Marq. de 341.
Bouterweck, Fr. 306.
Brandes, G. 153, 237, 357.
Bremer, v., Minister 130.
Breusing, A. 368.
Bruder Graurock u. die Pilgerin 145.
Brückner, J. J. 202.
Bürger, Agathon 304—306, 322—324, 362, 369.
Bürger, Antoinette 111, 132.
Bürger, Auguste, geb. Leonhart (Molly) 107—110, 120—124, 149, 180—188, 223—227.
Bürger, Auguste Wilhelmine (Tochter des Dichters aus erster Ehe) 198, 222.
Bürger, Auguste (Tochter des Dichters aus zweiter Ehe) 225, 227, 241, 293, 322, 364.
Bürger, Dorette, geb. Leonhart 107 bis 111, 116, 120—123, 132, 138, 181 bis 188, 198—200.
Bürger, Elise, geb. Hahn 200, 275—330, 357.
Bürger, Emil 187, 247, 293, 322, 363.
Bürger, Friederike s. Müllner, Friederike.
Bürger, Gertrud Elisabeth, geb. Bauer 6, 7, 115.
Bürger, Henriette Philippine s. Oesfeld, Henriette Philippine.
Bürger, Johann Gottfried 5—9, 17.
Bürger, Johann Heinrich 6.
Bürger, Johanna Dorothea 7, 23, 61.
Bürger, Marianne Friederike 133, 222, 228, 293, 322, 363.
Bunsen, Dr. 342.
Bussche, von dem, E. A. W. 254.

Canzler, F. G. 350.
Carmer, J. H. C. v. 193.
Chabannes, Rochon de 104.
Chamisso, A. v. 143.
Chodowiecki, D. N. 149, 151, 258.
Christus in Gethsemane 14.
Claproth, J. 193.
Claudius, M. 98.
Coleridge 101.
Concilium patrum et angelorum in monte Golgatha 14.
Contra eos, qui contumeliose maledicunt 14.
Cordes, F. 146.
Cramer, C. F. 34, 36, 95, 97, 159.
Cramer, J. A. 36.
Cranstoun, Miss 100.
Cronegk, J. Fr. Frh. v. 281.
Czartoryski, Fürst 27.

Daniel Wunderlichs Buch, Fragmente aus 78, 80—86.
Deutscher Styl, Lehrbuch des 236, 367.
Dido 170.
Diederich, M. 198.
Dieterich, Friederike 158.
Dieterich, J. C. 45, 117, 138, 148, 154, 157—159, 167, 175, 185, 188, 219, 229, 296, 365, 368, 369.
Dietrich, E. Chr. v. 202.
Dieze, J. A. 39, 214.
Dramatische Pläne 46.
Durfey, Th. 40.

Ebeling, Fr. 277.
Eberlein, Prof. 370.
Ebert, J. A. 160.
Edgeworth, Miss 101.
Eggeling, Advokat 58.
Ehrmann, Th. Fr. 279, 284.
Ehrmann, Marianne 274, 280, 284.
Elderhorst, Anna, geb. Leonhart 107, 129, 133, 362.
Elderhorst, J. J. H. 107, 117, 129, 133, 175, 297.
Elegie, als Molly sich losreissen wollte 123, 267, 334.
Elemente, Die 142.
Elisabeth. Kammerfrau 302.
Engel, J. J. 337.
Engelhard, Philippine geb. Gatterer 157.

England, An Ihre Kgl. Hoheiten die Prinzen von 261.
Entfernten, Der 251.
Entführung, Die 145.
Epigramme 200.
Epische Pläne 46.
Epistel, Notgedrungene, Des berühmten Schneiders Johannes Schere 114.
Erinnerungen aus meinen Kinderjahren 368.
Erscheinung, Die 321.
Erxleben, J. G. Chr. 342.
Erxleben, Frau Prof. 228.
Erzkujon, Auf einen 197.
Eselsopfer, Das 173.
Evans, Th. 40.
Europa, Historia v. d. Prinzessin 45, 142, 366.

Feder, J. G. H. 319.
Feldjägerlied 342.
Feuersbrünste in Aschersleben, Gedicht über die 16.
Fiorillo, J. D. 247, 366.
Flügge, Geh. Kammersekretär 179.
F. M. als sie nach London ging, An 248.
Forkel, J. N. 203, 251.
Forkel, Sophie Margarethe Dorothea 251.
Forster, J. G. A. 261.
Fortunens Pranger 117, 142.
Franklins, Benj. Jugendjahre 350.
Frau Schnips 142, 366.
Freimaurer-Reden 351.
Friedrich d. Gr. 192.
Fürbitte eines ans peinliche Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers eines Musen-Almanachs 155.
„Für wen, Du gutes deutsches Volk" (Fragment) 351.

Gatterer, Philippine s. Engelhard, Philippine.
Gedichte, 1. Ausgabe der 148—153.
Gedichte, 2. Ausgabe der 255—261.
Gedichte, 3. (Pracht-) Ausgabe der 273, 339, 365.
Gegenliebe 339.
Geissler, Romanzendichter 77.
Gemmingen, E. F. Frh. v. 70, 215.
Gesang am heiligen Vorabend des 50-jährigen Jubelfestes der Georgia Augusta 236.
Girtanner, Ch. G. 349.
Gleichen, Ballade auf die 203.
Gleim, J. W. L. 27—29, 32, 44, 74—76, 111, 170, 206.
Goeckingk, L. F. G. v. 12, 14, 113, 126, 140, 148, 154, 175, 242, 348.
Goethe, J. W. v. 94, 97, 160—169, 178, 251—254, 327, 369.
Goethe, Epigramm auf 253.
Goethe, Frau Rat 149, 230.
Götz, J. F. v. 145.
Góngora, Don L. de 74.
Gotter, F. W. 34, 134.
Graf Walter 262.
Gramberg, G. A. 136, 141, 214.
Grécourt, J. B. 104.
Grosse, Gerichtshalter 58.
Grosse, K. 338.
Günther, J. Chr. 93.

Habernickel, Advokat 69.
Hackelberg, Hans v. 146.
Hahn, Chr. Eb. 281.
Hahn, Christiane Elisabeth, geb. Aschoff 281, 289, 291, 318.
Hahn, Elise s. Bürger, Elise.
Hahn, J. Fr. 34, 36.
Halem, G. A. v. 241.
Hamberger, Charlotte 274.
Hamberger, J. W. 251, 269.
Hansen, Prof. 19.
Hardenberg, Aug. Wilh. Carl, Graf v. 306.
Hardenberg-Reventlow, Carl Aug., Fürst v. 127, 191, 219.
Hardenberg, Chr. Ludw. v. 177.

Hardenberg, Friedr. Aug. Burkh., Graf v. 306, 313, 317.
Hardenberg, Friedr. Frh. v. (Novalis) 275.
Harrach, Graf 369.
Haydn, J. 142.
Heloise an Abelard 341.
Hendrichs, H. 278, 329.
Herder, J. G. 49, 78, 370.
Herr Bacchus 45, 339.
Herz, An das 347.
Herzensausguss über Volkspoesie, Ein s. Daniel Wunderlich.
Hesse, Dr., Advokat 31.
Heyd, Gebr. 369.
Heyne, Chr. G. 47, 219, 232, 235, 358.
Heyne, Therese 98, 262.
Himburg, Chr. Fr. 171, 216.
Himmel und Erde 93.
Hölty, L. H. Chr. 30, 36, 39, 77.
Hoffmann, L. A. 338.
Hoffmann, v., Kanzler 242.
Hohe Lied von der Einzigen, Das 262, 266, 334, 339.
Holberg, L. 292.
Holtei, K. v. 102.
Homer, Etwas über eine deutsche Übersetzung des 47.
Homer, Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des 48.
Homer-Übersetzung in Hexametern 204 bis 206.
Homer-Übersetzung in Jamben 46—52, 159—170.
Honig, J. A. L. 15.
Hopfgarten, v. 15.
Hübnerus redivivus 343.

Jacobi, J. G. 97.
Jäger, Dr. J. H. 317, 354, 360, 362, 363.
Jäger, Diakonus 290.
Ilias, Übersetzung der, s. Homer-Übersetzung.
Jocosus Hilarius 45.
Joukoffsky, W. A. 100.

Kästner, A. G. 47, 221, 232, 294.
Kaiser und der Abt, Der 202.
Kant, J. 238—240.
Karl August, Grossherzog v. Weimar 177.
Kaulfuss, Frau Dr. 249.
Kayser, Madame 249.
Kellner, J. S. 44.
Kielmannsegge, Chr. A. Frh. v. 38.
Kielmannsegge, Baron 369.
Kind, Fr. 102.
Klockenbring, Geh. Kanzleisekretär 144.
Klopstock, Fr. G. 14, 33, 150, 159, 163, 165.
Klotz, Chr. Ad. 17—21, 26, 140.
Knebel, C. L. v. 52.
Knigge, A. Frh. v. 30, 149.
Königin von Golkonde, Die 341.
Kotzebue, A. v. 338.
Kreuzzüge, Plan eines Werkes über die 46.
Kritische Philosophie, Hauptmomente der 240.
Kuchel, Demlle. 262.
Kuh, Die 203.
Kulenkamp, L. 319.
Kutzbach, Johanne Marie 201.
Kutzbach, S. J. 7, 9, 201.

Lais und Demosthenes 41—43.
Langbein, A. F. E. 214.
Lange, Prof. 324.
Launay de Tillières, A. de 304.
Leisewitz, J. A. 34, 36, 96, 172.
Leiste, Chr. 12.
Lenardo und Blandine 143—145.
Lenore 73, 88—103.
Lenz, C. G. 233.
Leonhart, Anna, s. Elderhorst, Anna.
Leonhart, Auguste (Molly), s. Bürger, Auguste.

Leonhart, Cäcilia Elisabeth Antoinette, geb. Schädeler 106, 297.
Leonhart, Carl 106, 126, 179.
Leonhart, Dorette, s. Bürger, Dorette.
Leonhart, Emil 364.
Leonhart, Georg 106, 128, 138, 291.
Leonhart, Joh. Carl 60, 105, 126.
Leonhart, Ludwig 106, 127.
Less, Konsistorialrätin, geb. Steinheil 295.
Lessing, C. F. 103.
Lessing, G. E. 149, 163.
Lichtenberg, G. Chr. 123, 131, 232, 237, 294, 369.
Liebesdichter, Der 339.
Liebeszauber 150, 180.
Liebenden, Die beiden 104.
Lied u. Lob der Schönen 162.
Lied vom braven Mann, Das 146, 352.
Lied von Treue, Das 262.
Lisburne, Lord 229.
Listn, E. F. 56—59, 67, 69, 115, 118, 194, 197.
Listn, Hofrätin 70—72, 94.
Lob Helenens am Tage ihrer Vermählung 104.
Löwen, J. Fr. 76.
Lucani Pharsalia, De 17.
Ludwig, O. 202.

Macbeth-Übersetzung 206—212.
Mackenthun, Friederike 248.
Macpherson, J. 171.
Mädel, das ich meine, Das 122, 339.
Männerkeuschheit 143, 152.
Marenholz, Charlotte v., geb. v. Hardenberg 306, 318.
Marezoll, J. G. 358.
Marmontel, J. F. 147.
Matthisson, Fr. v. 356.
Mayenberg, Oberkommissär 190.
Meil, J. H. 258.
Meister, A. L. F. 30.
Menagerie der Götter, Die 142.
Menschengesichter, An die 180.
Menschenschreck 292, 337.
Menzel, W. 99.
Merck, J. H. 178.
Mereau, Sophie 154.
Meusel, J. G. 17.
Meyer, F. L. W. 230, 236, 292.
Meyer, Notar 60.
Michaelis, J. D. 301.
Michaelis, Ch. Ph. 301.
Miller, J. M. 34, 37.
Minnelied 161.
Möckert, J, N. 319.
Molly s. Bürger, Auguste.
Molly-Lieder 141.
Mollys Abschied 187.
Mollys Wert 181.
Moncrif, F. A. 74.
Mosenthal, S. H. 363.
Mühlenfeld, L. Th. A. V. 364.
Müller, Carl 188, 344.
Müller, Joh. Jak. 23, 61.
Müller, Otto 364, 368.
Müllner, Adolf 7, 61, 188, 344, 364.
Müllner, Friederike, geb. Bürger 7, 23, 61, 187, 247, 250, 291, 322, 364.
Müllner, Heinrich Adolf 61, 323.
Müllner, Joh. v. 96, 230.
Münchhausen 270.
Münchhausen, C. Frh. v. 272.
Münchhausen, K. F. H. Frh. v. 271.
Muttertändelei 182.

Nachtfeier der Venus, Die 17, 52—54, 258, 339.
Nachtfeier der Venus, Rechenschaft üb. die Veränderungen in der 53, 339.
Nanne, St. J. H. 297.
Nast, stud. phil. 281, 283.
Nerifsche s. d'Overschie de N.
Nettelbeck, P. 21.
Neuseeländisches Schlachtlied 203.
Nicolai, Fr. 86, 252, 369.
Niemann, C. 253.
Niemeyer, J. A. 11—15.
Nöte, Kürschner 25.

Non titulos, sed merita esse aestimanda 14.
Nood, stud. 20.
Novalis s. Hardenberg, Friedr. Frh. v.

Ode der 50jährigen Jubelfeier der Georgia Augusta 237.
Oesfeld, G. F. 23, 115.
Oesfeld, Henriette Philippine geb. Bürger 7, 23, 115.
Oldenburg, Herzog v. 241.
Oppermann, Chr. Fr. 59, 67.
Oppermann, G. A. 320.
Ossian, Übersetzungen aus 171.
Overschie de Nerifsche, Baron E. d' 315.

Pauer, Hofgerichts-Auditor 191.
Percy, Th. 39, 78, 92, 142, 145, 202, 262.
Pervigilium Veneris s. Nachtfeier der Venus.
Pfarrer, Des, Tochter von Taubenhain 7, 201.
Pfiff, Der 117.
Planck, Th. J. 319.
Pless, Mme. 249.
Pope, A. 29, 50, 341.
Portraits von Bürger 29, 247.
Portrait von Molly 355.
Priapische Gedichte 104.
Promemoria an Goeckingk und Voss 154.
Pütter, J. St. 30, 319.
Pye, H. J. 100.

R., Herr v. 300.
Räthsel 285.
Raff, J. 102.
Ramdohr, G. J. Chr. v. 130.
Ramler, C. W. 52.
Raspe, R. E. 77, 271.
Ratje, L. 24.
Raubgraf, Der 103.
Reck, v. d. 15.
Recke, Elisa v. d. 248, 286, 292.
Reichardt, J. Fr. 252.
Reimkunst, Kurze Theorie der, s. Hübnerus redivivus.
Reinhard, A. F. 98.
Reinhard, Karl 154, 163, 170, 276, 326, 328, 365—367.
Reinhard, Karl, Epigramm an 365.
Reinhard, Mme. 326.
Reiten, Das 244.
Relatio ex actis inquisitionalibus 59.
Republik England, Die 349.
Resignation 345.
Rezensionen 269.
Riepenhausen, E. L. 258, 271, 366.
Ritter und sein Liebchen, Der 143.
Robert, ein Gegenstück zu Claudius' Romanze Phidile 142.
Rollenhagens Froschmäusler, Plan einer Bearbeitung von 214.
Rottmann, G. A. 350.
Rudolphi, stud. 15.
Rühlender, J. G. 60.
Ruhl, J. Chr. 102.

Sachse, Mme. 23—25.
Sankt Stephan 143.
Schädeler, Landbaumeister 106.
Schäfers Liebeswerbung, Des 142.
Schäffer, Konsistorialrat 357.
Schatz, G. 338.
Scheffer, Ary 102.
Scheuffler, P. H. 115, 117, 179.
Schiebeler, D. 77.
Schiller, J. Chr. Fr. v. 36, 53, 54, 268, 327, 331—339, 369.
Schiller, Epigramme gegen 337.
Schiller, Polemik mit 335—338.
Schlegel, A. W. v. 89, 264—268.
Schlegel, Fr. v. 234.
Schlichtegroll, A. Fr. G. 233.
Schlözer, A. L. v. 32, 38.
Schmidt, Gerichtshalter 58.
Schmiedeberg, v., stud. 14.
Schmieder, Chr. G. 260.
Schocher, Prof. 323.
Schön Suschen 142.

Schopenhauer, A. 370.
Schröder, Fr. L. 207.
Schütz, Chr. G. 17, 251, 269.
Schütz, Frau Prof. 273.
Schulz, J. A. P. 44.
Schupitz, Mme. 323.
Schwarz, Agnes Sophie 248, 249.
Schwengelm, P. v. 302.
Scott, W. 100.
Seckendorf, C. S. Frh. v. 157.
Seidel, Ph. Fr. 163.
Selchow, J. H. Chr. v. 30.
Shakespeare, W. 38, 144, 207—212.
Shelley, P. B. 101.
Sinnesänderung 342.
Sommernachtstraum, Übersetzung des 265.
Sonette 263.
Spencer, W. A. 100.
Spinnerlied 142.
Sprengel, M. Chr. 38—41.
Sprickmann, A. M. 37, 125—129.
Sprickmanns Eulalia, Prolog zu 203.
Ständchen 122, 339.
Stanley, J. F. 100.
Stolberg, Chr., Graf zu 34, 37, 66.
Stolberg, Fr. L., Graf zu 34, 37, 96, 105, 166—168, 170, 172, 241, 275.
Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier 351.
Strecker, Dr. 106.
Strecker, Franziska 106, 297.
Strecker, Wilhelmine 106, 297.
Strohmeyer, J. Fr. 180, 199.
Stutzertändelei 44.
Suschens, Des armen, Traum 103.

Tausend und eine Nacht, Plan einer Bearbeitung von 214.
Taylor, W. 100.
Tesdorpf, J. M. 162.
Teyber, Fr. 145.
Themire, An 45.
Thümen, v., stud. 15.
Tischbein, J. H. d. Ä. 29.
Totenopfer den Manen J. D. Michaelis, dargebracht von seinen Verehrern 301.
Tragödie, Plan einer bürgerlichen 213.
Traumgott, An den 339.
Trautel 122.
Trinklied s. Herr Bacchus.
Tritheim, J. 143.
Trost 201.
Trost eines Betrogenen 361.

Überall Molly u. Liebe 263.
Über mich und meine Werke 337.
Unterschied 337.
Untreue über alles 180.
Unvergleichliche, Die 263.
Urfey s. Durfey.
Uslar, Adam Henrich v. 57, 67, 173, 189, 195.
Uslar, Dr. Hans v. 57, 67, 196.
Uslar, Karl Aug. Wilh. v. (Bolzius) 69, 71.
Uslar, Louise Wilhelmine v. 192.
Uslar, Thilo Leberecht Amadeus v. 192.

Vangerow, v., Regierungsrat 15.
Velthusen, J. P. 190.
Vergnügte Leben, Das 104.
Vernet, H. 102.
Viktor 99
Vogel, Prof. 17.
Vogel Urselbst, Der, Seine Rezensenten und der Genius 337, 338.
Volborth, J. C. 361.
Volkers Schwanenlied 203.
Volksepos, Plan eines grossen 85.
Vorgefühl der Gesundheit 244.
Vorschlag, dem Bücher-Nachdrucke zu steuern 153.
Voss, J. H. 37, 51, 89, 93, 142, 148 154, 214, 263.

Wagenschütz, v., stud. 15.
Weckhrlin, W. L. 196.
Wedekind, A. Chr. 276.